Das *unsichtbare* Visier

Otto Bonhoff
Herbert Schauer





Roman von Otto Bonhoff
und Herbert Schauer

Das unsichtbare Visier

Kennwort „Vergißmeinnicht“



Militärverlag
der Deutschen Demokratischen
Republik

Erster Band aus der Serie
„Das unsichtbare Visier“

ISBN 3-327-00395-5

5. Auflage, 1987

Lizenz-Nr. 5
Printed in the German Democratic Republic
Satz: Ostsee-Druck Rostock
Druck und buchbinderische Weiterverarbeitung: Druckerei des Ministeriums für Nationale Verteidigung (VEB) – Berlin – 3 4345-6
Lektor: Erika Walter
Umschlaggestaltung: Peter Muzeniek
Typographie: Günter Hennersdorf
LSV: 7001
Bestellnummer: 746 115 4
00460

1

Der Mann sieht aus dem Fenster. Eine Vorfrühlingslandschaft zieht vorüber, grau in grau. Die Wolken hängen tief über einer flachen, fast konturenlosen Ebene, aus der nur die Telegrafenmasten unmittelbar an der Strecke steil aufsteigen. Die Krüppelkiefern zwischen den Feldern scheinen sich auf die Erde zu ducken und verschwimmen mit ihr. Schmutziggrüne Wiesen, braunschwarze Äcker . . .In den Rinnen ausgefahrener Feldwege schlammiges Wasser . . . Mit seltsam schwerem Flügelschlag streichen Krähen über den Zug hinweg. Vielleicht schreien sie, aber ihre heiseren Stimmen verlieren sich im monotonen Rhythmus der rollenden Räder, im Ächzen und Stöhnen der alten Wagen und im trägen Singen der Männer im hinteren Teil des Zuges. Sie wiederholen immer das gleiche Lied von den Vöglein im Walde, die so wunderschön singen, und von der Heimat, in der es ein Wiedersehen gibt. Da hinten ist die Stimmung gut.

Schleudernd nimmt der Zug eine Kurve. Jetzt bietet er die Breitseite voll dem Regen dar, der in schrägen Strähnen das Gesicht des Mannes peitscht. Er wendet sich ab.

Im Abteil spielen sie unermüdlich Skat mit abgegriffenen Karten, die sie über Krieg und Gefangenschaft geretttet haben – Männer jeden Alters in abgetragenen, zusammengestoppelten und vielfach geflickten Uniformen aller Waffengattungen der geschlagenen faschistischen Wehrmacht. Feldgrau ist da

neben verwaschenem Marineblau, die kurzen schwarzen Jakken der Panzerverbände sind da und die erdbraunen Monturen der Organisation Todt, des Arbeitsdienstes, Fliegerblau trägt nur einer – der Mann, der am Fenster steht. Von den Uniformen der Heimkehrer sind der faschistische Adler und die Rangabzeichen entfernt. Nur die Silberpaspelierung des Kragens und die Qualität des Tuchs verraten eine ehemalige Offiziersuniform. Der ehemalige Luftwaffenoffizier sieht bedrückt aus. Unfroh . . . Er steht außerhalb der gelassenen Fröhlichkeit der anderen, die nun schon Wetten abschließen, wie lange dieser verfluchte Zug noch brauchen wird, sie nach Hause zu bringen. Der Mann setzt sich – sie sitzen dicht gedrängt, viel zu viele Leute in einem so kleinen Abteil – und schließt die Augen. Er zwingt sich, wenigstens äußerlich ruhig zu wirken. In Wahrheit ist er alles andere als das. Was wird ihn erwarten?

Für die übrigen ist das eine unproblematische Frage. Sie kehren nach Jahren ins zivile Leben zurück. Für ihn beginnt ein gefährlicher Einsatz. Er, seinen Entlassungspapieren zufolge der Oberleutnant der Flieger Achim Detjen, ist an diesem Vorfrühlingstag des Jahres 1950 auf dem Weg an die Front.

Einer kommt vom Klosett. Er bahnt sich seinen Weg durch Gepäck und über ausgestreckte Beine, kiebitzt im Vorbeigehen bei den Skatspielern und schüttelt den Kopf, weil einer das Spiel abgibt, obwohl er doch eine lange Farbe und den Schellenbuben hat, und quetscht sich auf seinen Platz Detjen gegenüber. Groß gewachsen ist dieser Mann in Feldgrau, breitschultrig. Ein hartes, energisches Gesicht, kalte graue Augen. Er kramt ein Päckchen Machorka aus der Tasche, dazu ein kleines Stück Zeitungspapier, dessen Rand er mit den Zähnen kaut, damit es klebt. Der Großgewachsene dreht ein Röhrchen, knifft das eine Ende zu und füllt von der anderen Seite her Machorka ein – sehr darauf bedacht, nicht einen Krümel zu verschütten. Sein Hantieren verrät Übung. Er packt sein «Zubehör» noch nicht ein, er stößt Detjen an und hält ihm das Röhrchen hin.

Der Flieger schreckt aus seinen Gedanken auf, schüttelt den Kopf. «Danke, Born. Ich mag nicht.»

Daraufhin legt Born das Röhrchen behutsam aufs Fensterbrett, damit nichts herausfällt, packt das Papier in die eine, die Machorkatüte in die andere Brusttasche und zündet erst dann die Selbstgedrehte an, die mehr einem Zigarillo als einer Zigarette ähnelt. Sofort verbreitet sich der Geruch des würzigen Tabaks im Abteil. Ein, zwei Züge lang genießt ihn Born, ohne den Blick von Detjen zu lassen. Dann beugt er sich vor.

«Menschenskind Detjen! Sie machen ein Gesicht ... Und dabei sind wir endlich wieder zu Hause! Wir haben die Elbe hinter uns, sind in der Bundesrepublik ... Was wollen Sie mehr?»

«Alles richtig ... Ich freue mich ja auch.»

Born mustert ihn. Der Flieger hat nachdenkliche Augen, grünbraun, eigentlich von unbestimmter Farbe, die an ihm vorübersehen. Eine hohe, kantige Stirn, eine fleischige Nase. Am ausgeprägten Kinn eine flammend rote Narbe.

«Klingt nicht gerade begeistert. Na, ich weiß, woran du denkst. Ich weiß es sehr genau.» Born läßt sich zurückfallen, lehnt den Kopf an das hellgelbe Eichenholz des ratternden und schaukelnden Personenwagens. «Natürlich wird der neue Anfang schwer. Aber das Leben geht weiter. Kopf hoch, alter Junge!»

Für den Bruchteil einer Sekunde begegenen sich ihre Blicke. «Du wirst vom Bahnhof abgeholt. Wirst erwartet. Und ich?» Detjen atmet tief. «Auf mich wartet niemand. Nach so vielen Jahren kommt man nach Hause – und hat kein Zuhause.»

Born bläst den Rauch gegen die Decke. «Das renkt sich alles ein! Und wenn du gar nicht weißt, wohin», er schlägt Detjen auf die Schulter, «dann kommst du zu mir. Für einen alten Kameraden habe ich immer ein Dach!»

Es ist ihm ernst mit seinen Worten. Er bringt einen Bleistiftstummel aus der Hosen-, ein zerfledertes altes Notizbuch aus der Gesäßtasche und kritzelt eine Adresse auf ein Blatt, das er herausreißt. «Hier, meine Heimatanschrift! Steck sie ein!»

Detjen behält den Zettel einen Augenblick in der Hand. Es sieht fast aus, als lerne er die Adresse auswendig, aber darauf achtet Born nicht.

«Danke, Born! Im äußersten Notfall ... Weißt du, ich möchte niemandem zur Last fallen.»

Dem Großgewachsenen tut sein Gegenüber leid. Deshalb sagt er betont forsch: «Quatsch! Du besuchst die Gräber deiner Angehörigen, dann setzt du dich wieder auf die Bahn und marschierst zu mir – wenn du gar nichts mit dir anzufangen weißt.»

Detjen lacht bitter auf. «Hoffentlich komme ich überhaupt bis an die Gräber!»

Born schnippt die Asche auf den Fußboden. «Fünf Jahre nach Kriegsende werden sie es doch wohl schaffen, die Züge wieder pünktlich fahren zu lassen. Und hoffentlich mit mehr Komfort, als der Iwan für uns alte Frontschweine übrig hat. Dein Hamburg, Tor der Welt ...»

Der Flieger winkt ab. Er wendet sich abermals zum Fenster. Die Landschaft ist unverändert. Ein winziges Dorf taucht auf, fliegt vorüber und wirkt völlig unbelebt. Ein ganzes Stück hin geht ein alter Bauer hinter dem Pflug, den er mit beiden Fäusten hält. Die Leine hängt ihm um den Hals, sein braunes Pferdchen wirkt ebenso alt wie er. Die Hufe des Tiers und die Gummistiefel des Mannes sinken tief in den schweren Lehmboden ein. Sie pflügen mit einer Art verbissener Entschlossenheit.

Auch Born sieht den Bauern. Er beugt sich wieder vor, ist mit seinem Gesicht Detjen nah und spricht leiser. «Warum weichst du aus? Hast du 'nen dunklen Punkt? Dreck am Stecken?»

Eine merkwürdige Verwandlung geht mit dem Flieger vor. Er strafft sich, und seine Augenschlitze werden schmaler. «Was heißt ‹Dreck am Stecken› ...»

Es ist eine deutliche Zurückweisung, aber Born lacht. «Nehmen wir mal an, es wäre so. Dann steht fest, daß der Iwan nichts davon weiß. Sonst wärst du nicht in diesem Zug.»

Detjen lockert sich. Er nimmt Borns Ton auf. «Die Russen haben nur gewußt, daß ich nach vierzehn Tagen Fronteinsatz abgeschossen worden bin. Eine Jak rotzte mir die Mühle voll.»

Sein Gegenüber analysiert weiter. «Aha! Und wo warst du vorher? Frankreich? Italien? Oder im Norden?»

«Frankreich.»

Das scheint Born zu befriedigen. E glaubt, die Zusammenhänge zu erkennen. «Also Frankreich ... Das gehört zu den Alliierten, und in deren Machtbereich sind wir jetzt.»

Der Flieger nickt. «Ja, eben.»

Der Großgewachsene ist ganz sachlich. «Du nimmst an, daß du auf einer Liste stehst. Du fürchtest, daß der Poilu dich hochzieht.»

«Anderes Thema, Born! Ich habe meine Pflicht getan; die nennen es wahrscheinlich anders. Die Konsequenzen muß ich allein tragen.»

Mit dieser Meinung steht er allein. Was er eben sagte, hat offenkundig die unverhohlene Sympathie des Älteren für ihn noch erhöht. Born kommt näher und nimmt ihn am Kragen, damit er nicht ausweichen kann. «Nun hör mal gut zu, mein Junge! Wir haben drüben über Gott und die Welt und jeden Scheißdreck geredet – aber von dieser Sache hast du nie etwas gesagt.»

Detjen sieht ihn nicht an. «Warum sollte ich dich damit belasten», erwidert er tonlos.

«Merke dir eins: Wenn alles in Scherben fällt – unsere Kameradschaft bleibt.» Er knetet sich das Kinn, überlegt, denkt nach. «Vielleicht hätte ich dir helfen können ... Ganz sicher sogar, wenn ich es rechtzeitig gewußt hätte! Aber jetzt ... So dicht am Ziel ... Verdammt!»

Der Zug ist wirklich seinem Ziel nahe. Wiederholt gellt die Dampfpfeife der Lokomotive, die Wagen schlingern über Weichen, Signale sind sichtbar. Die Dauerskater brechen mitten im Spiel ab – ein ganz ungewöhnlicher Vorgang, der dennoch heute niemand verblüfft. Alles drängt an die Fenster, und die Eifrigsten schultern schon ihr Gepäck. Lauter und auch freudiger wird der Gesang in den hinteren Waggons, der Gesang von den Vöglein im Walde und von der Heimat, in der es endlich ein Wiedersehen gibt.

Die Stunde des Wiedersehens ist gekommen.

Die Stunde des Wiedersehens ... Vor dem unansehnlichen

kleinen Bahnhof, der die Spuren des Krieges noch nicht ganz abgestreift hat, fahren Militärfahrzeuge auf. Aus einer mit buntscheckigem Tarnanstrich versehenen Limousine steigt ein französischer Capitaine mit grauen Schläfen. Ein junger Leutnant schließt hinter ihm die Tür und trägt die Aktentasche. Von zwei Jeeps springen rotbemützte britische und amerikanische Militärpolizisten mit dem weißen «MP» am Helm. Auch hier sind Offiziere dabei; man kennt und begrüßt sich und steht noch einen Augenblick beieinander. Niemand verschwendet einen Blick an die Umgebung, die ist vertraut. Sooft ein Heimkehrertransport angekündigt ist, versammeln sie sich hier. In letzter Zeit sind ihre Begegnungen immer seltener – die meisten Kriegsgefangenen sind längst zurück. Die jetzt noch kommen, haben für ihre Befehle und Handlungen während des faschistischen Überfalls auf die Sowjetunion durch die Mithilfe beim Wegräumen der Trümmer einen Teil ihrer Schuld sühnen müssen.

«Willkommen in der Heimat! Wir haben euch nicht vergessen!» steht auf den Transparenten, die vor der schwarzgeteerten Baracke entrollt werden, die dem Bahnhof gegenübersteht. Sie dient zur Abwicklung der Entlassungsformalitäten. Das winzige Bahnhofsgebäude böte dazu nicht genug Platz. Vor den kleinen Fenstern der Baracke gibt es buntgestrichene Blumenkästen, doch sie vermögen das triste Bild nicht aufzulokkern, um so weniger, da es immer noch regnet. Zwar hat der Regen etwas nachgelassen, aber der Himmel bleibt grau, von tiefhängenden Wolken verschleiert.

Die Männer der Blaskapelle in den Uniformen der Freiwilligen Feuerwehr schauen prüfend nach oben und reiben mit den Ärmeln die Instrumente trocken. Auch Neugierige finden sich ein und Kinder mit Blumen. Nagelneue Rotkreuzwagen biegen ein und halten sich etwas abseits.

«Zet zwohundertdreiundzwanzig wirft seine Schatten voraus», sagt in der Baracke ein junger Mann, der am Fenster steht. Seine Sprache hat etwas Nervöses, und das paßt eigentlich nicht zu seiner athletischen Statur. «Die Schnüffler sind schon da.»

Der Ältere am Schreibtisch, einarmig, hager und gebeugt, geht nicht darauf ein. «Der Zug hat 'ne halbe Stunde Verspätung», wirft er hin und ordnet Papiere auf seinem Schreibtisch.

Der Jüngere beobachtet die fremden Offiziere, die auf die Baracke zukommen. «Und heute in großer Besetzung!» führt er seinen Faden weiter. «Captain Jones für die Briten. Major Green für Amerika, und die Franzosen schicken ihren schärfsten Hund, Capitaine Renard... Hat das einen besonderen Grund, Herr Lachmann?»

Dem Angeredeten paßt dieser Ton nicht, aber er beschränkt sich auf die sachliche Antwort: «Es ist diesmal ein sehr großer Transport, Herr Schröder. Schon bei kleineren gab es fast immer Leute, die für die Alliierten interessant waren.»

Schröder nimmt eine amerikanische Zigarette aus der Packung und läßt sein Feuerzeug schnappen. «Da kommen die armen Schweine nach Jahren aus der Gefangenschaft, sind froh, daß sie überlebt haben, und wenn sie endlich wieder in der Heimat sind...»

Der Einarmige am Schreibtisch unterbricht ihn mit einem Anflug von Schärfe. «Lieber Herr Schröder! Wenn Sie seit gestern hier wären, würde ich Sie verstehen. Aber inzwischen müßten Sie wirklich gemerkt haben, daß jeder, der sich in diesem Krieg nichts zuschulden kommen ließ, ungeschoren bleibt. Und mit den anderen werden Sie sich wohl nicht solidarisieren wollen...»

Schröder wendet sich vom Fenster in den Raum zurück. «Ich kenne Ihre Einstellung, Herr Lachmann», bemerkt er nicht ohne Überheblichkeit. «Was mich angeht», und er betont dieses «mich» ganz besonders, «ich bringe es noch nicht fertig, zwischen Deutschen und Deutschen zu unterscheiden.» Eine Antwort wartet er nicht ab; er nimmt einen Schnellhefter und geht hinaus.

Lachmann sieht ihm kopfschüttelnd nach. Dann steht er auf und öffnet die Tür ins Nebenzimmer. «Sind die Quartiere klar, Gisela?» erkundigt er sich.

Das blonde Mädchen, das sich vor den Karteikästen noch un-

geniert die Fingernägel manikürt, antwortet, ohne seine Tätigkeit zu unterbrechen: «Zwei Dutzend sind noch dazugekommen, Herr Lachmann.» Freundlich und als wolle sie seine möglichen Sorgen zerstreuen, fügt sie hinzu: «Wir können alle unterbringen, die heute nicht mehr weiterfahren.»

Der Einarmige nickt ihr zu. «Danke!» Er kehrt an seinen Schreibtisch zurück.

Die alte Lok stößt pfeifend Dampf aus allen Ventilen. In eine quirlende Wolke gehüllt, fährt sie in den Bahnhof ein; die Bremsen quietschen und sprühen Funken, und obwohl die Maschine genau am Haltepunkt steht, reicht der Bahnsteig nicht aus. Das letzte Drittel des Zuges steht außerhalb der Überdachung.

Schon dröhnt der Lautsprecher: «Die Bundesrepublik Deutschland heißt Sie herzlich willkommen. In Ihrem eigenen Interesse bitten wir Sie, uns die Erledigung der notwendigen Formalitäten durch diszipliniertes Verhalten zu erleichtern. Damit Sie Ihr Überbrückungsgeld und die benötigten Fahrausweise sowie Ihre vorläufigen Kennkarten entgegennehmen können, wollen Sie sich vor der Baracke auf dem Bahnhofsvorplatz einfinden. Am Eingang römisch eins werden die Buchstaben Adolf bis Gustav, am Eingang römisch zwei die Buchstaben Heinrich bis Paul und am Eingang römisch drei die Buchstaben Querulant bis Zeppelin abgefertigt. Ich wiederhole . . .»

Schmetternd setzt die Blasmusik ein. «Alte Kameraden», wie gehabt . . . «Schwarzbraun ist die Haselnuß» immer noch, und immer noch pfeift der Wind eiskalt um den Westerwald . . . Vor den Waggons ist ein einziges Stoßen und Drängen, ein Rennen und Rufen. Jeder möchte der erste sein und sich die Wartezeit an der Baracke abkürzen. Auf einmal hat keiner mehr Zeit, auf einmal soll es ganz schnell gehen. Drei Reihen bilden sich vor den Eingängen der Baracke – Adolf bis Gustav, Heinrich bis Paul, Querulant bis Zeppelin. Und die Reihen reichen schon bis zu den Laderampen, als immer noch Männer aus den Waggons quellen.

Unverdrossen spielt die Feuerwehrkapelle. Die Transparente der Baracke sind regenschwer und hängen reglos.

Unter denen, die keine Eile haben und gemächlich den Bahnsteig entlanggehen, sind Born und Detjen. Der Ältere findet das Verhalten des Fliegers verständlich – der will erst einmal sehen, was los ist, sondieren, mögliche Gefahr abschätzen ... Detjen denkt über Born, der sei wohl kraft ehemaligen Dienstgrades zu sehr gewohnt, vorbei und nach vorn gelassen zu werden, um nach einem guten Platz zu rennen. Hm, hier geht ihm keiner aus dem Weg.

Einer aus ihrem Abteil, ehemaliger Gebirgsjäger, überholt sie und klopft Detjen auf die Schulter. «G'schwind, g'schwind, Achim!» drängt er. «Gehen mirs an, daß ma recht schnell herauskumma aus dem Nest, dem vermaledeiten!» Eine Antwort wartet er nicht ab und stürmt weiter.

Born nimmt Detjen am Arm. «Also, Kopf hoch! Es wird schon schiefgehen!» Dabei nickt er ihm aufmunternd zu.

Es klingt nach einer Verabschiedung. Darüber wundert sich Detjen. «Wir müssen zum selben Schalter ...»

Der Ältere schmunzelt und deutet mit einer Kopfbewegung zu dem bewußten Häuschen hinüber, dessen Tür mit einem Herzchen und einem «M» geziert ist. «Halt mir 'nen Platz frei! Ich komme gleich nach.»

Es gibt kein Händeschütteln, doch Achim Detjen begreift, daß Born in diesem Augenblick aus seinem Gesichtskreis scheidet. Er beißt die Zähne zusammen. So war das eigentlich nicht gedacht. Ist das bereits der erste Mißerfolg? Immerhin, er hat die Adresse und zweifelt nicht daran, daß sie echt ist. Born gab sie ihm freiwillig. Hätte er, Detjen, Born gegenüber im Zug oder vielleicht schon im Lager offener sein sollen, mitteilsamer? Er verwirft diesen Gedanken; er hätte sich eher verdächtig gemacht als Vertrauen gewonnen. Born jetzt nachzugehen, sich an ihn zu hängen, das kommt überhaupt nicht in Frage. Zwar wird nun alles komplizierter sein, aber was hilft es – er muß den Weg so oder so gehen.

So trottet er weiter im Strom der Heimkehrer zur Baracken-

tür römisch eins, Adolf bis Gustav, reiht sich in die Schlange ein und wartet. Es geht nur langsam vorwärts. Und die Kapelle fällt ihm auf die Nerven ...

Auf dem Weg zur Tür mit dem «M» dreht sich Born noch einmal um, gewohnheitsmäßig. Achim Detjen nimmt er nicht mehr wahr, und das einzige Fliegerblau, das er entdeckt, gehört zu einem Mann, der eine Gasmaskenbrille trägt, einem von der Flak ... Hätte auch nicht zu dem Oberleutnant gepaßt, ihm zu folgen. Machte einen so geraden Eindruck ... Schade, daß er das Maul nicht eher aufmachte!

Ein gutes Dutzend Meter neben der braunen «M»-Tür befindet sich der Eingang zur Fahrdienstleitung. Der Bahnhofsvorsteher lehnt dort und denkt mit einem gewissen Unbehagen daran, daß er selbst vor drei Jahren so zurückgekommen ist, allerdings aus der Gegenrichtung, von den Franzosen. Fast ein halbes Jahr hat er gebraucht, um halbwegs wieder auf die Beine zu kommen – Haut und Knochen, mehr war er nicht. Zwei Jungeisenbahner sind noch da, die den Anblick schon kennen und doch schwer begreifen, daß das die Soldaten derselben Wehrmacht sind, die in den Wochenschauen mit dem Adler im Strahlenkranz bis zum letzten Augenblick unentwegt siegte. Und ein Zivilist mit Köfferchen steht da herum, der wohl auf irgendeinen Anschluß wartet.

Born betritt die Toilette. Gleich hinter ihm klappt die Tür noch einmal. Der Zivilist mit dem Köfferchen steht rechts neben Born, und während sie beide pinkeln, beugt sich der Mann aus dem Heimkehrerzug ein wenig vor und entdeckt im Mantelrevers, im Knopfloch des Hinzugetretenen, eine Kunstblume, ein kleines, wächsernes Vergißmeinnicht. Da atmet Born tief ein und lächelt, als er sagt: «Ach, gibt es denn jetzt Vergißmeinnicht?»

Der andere – hager, von schlechter Haltung und mit einem scharfgeschnittenen Vogelgesicht – lächelt auch. «Das da welkt nie, wissen Sie. Aus der Schießbude ...»

Born tritt von der Rinne zurück. Noch während er seine Klei-

dung ordnet, sagt er: «Na, Gott sei Dank! Ich heiße Born.»

Um die Mundwinkel des Hageren zuckt es. «Ich weiß. Kommen Sie!»

Es nieselt immer noch. Das trübt die gute Laune der ehemaligen Soldaten nicht. Wer ein Stück Zeltplane hat, hängt es über den Kopf. Im übrigen sind alle mit den Geschenkpäckchen beschäftigt, die von jungen hübschen Mädchen verteilt werden. Eine ganze Lastwagenladung solcher Päckchen ist angefahren worden. Die Mädchen verteilen die Geschenke mit freundlichem Lächeln, sind einem Schwatz im Vorübergehen nicht abgeneigt und zu Auskünften gern bereit. Sie sind es gewohnt, daß Kriegsgefangene, die lange in einer ausschließlichen Männergemeinschaft waren, ihnen gegenüber seltsam befangen und ein wenig hilflos sind.

Auch Achim Detjen erhält, während die Schlange unendlich langsam in die Baracke hineinkriecht, ein Päckchen und öffnet es. Die Geschenke gleichen eins dem anderen aufs Haar, sie sind serienmäßig gepackt. Mit einem Anflug von Spott denkt der Flieger, daß die Reklame mit diesen Päckchen kein schlechter Schachzug ist. Diese «Liebesgaben» bestehen ausschließlich aus Werbeträgern. Die mit Hallo aufgenommenen Zigaretten stecken in Zehnerpackungen mit dem Aufdruck «Complimentary Package» («Empfehlungspackung») – die einschlägige Industrie verteilt sie gratis. Das Streichholzbriefchen dazu – Reklameaufdruck von einer Großbrauerei. Der billige Kugelschreiber – ein bekannter Bekleidungskonzern überreicht ihn, dazu gleich ein Notizbuch, das auf der Umschlagseite sämtliche Filialen des Unternehmers aufzählt. Unübersehbar der Hinweis, daß man sich in allen für billiges Geld elegant und modern einkleiden kann. Und wie sie hier stehen, möchten sie alle so schnell wie möglich aus den alten Wehrmachtsklamotten heraus!

Sie kauen Schokolade und den ihnen völlig neuen Chewinggum und finden das alles wundervoll, aufregend und aufmerksam. Auch Coca Cola wird verteilt.

Der Flak-Mann mit der Gasmaskenbrille hat die Prozedur in der Baracke schon hinter sich und geht an der Schlange vorüber zum Bahnhof. Er hat es eilig, zumal das Geräusch eines einfahrenden Zuges zu hören ist.

«Wie ist denn das da drin?» ruft ihn Detjen an. Da der Fragende dieselbe Waffenfarbe trägt wie er, bleibt der Abgefertigte einen Augenblick stehen. Er zeigt die neue Kennkarte, einen hier ausgestellten Entlassungsschein, der zur kostenlosen Benutzung der Bahn berechtigt, und Überbrückungsgeld in ungebrauchten, knisternden Scheinen. Wie es in der Baracke abläuft, schildert er in wenigen Sätzen.

Wieder geht es einen Schritt näher an den Eingang römisch eins, Adolf bis Gustav, heran. Detjen ist zur Gewißheit geworden, daß er mit Born nicht mehr zu rechnen braucht. Das heißt, daß er, der Flieger, das Gespräch im Zugabteil falsch verstanden hat. Als er sagte, Born werde gewiß abgeholt, hatte er das auf dessen Heimatbahnhof und seine Angehörigen bezogen, doch Born bezog die Frage auf den Ankunftsbahnhof in der Bundesrepublik. Er ist ihm glatt durch die Lappen gegangen. Detjen schiebt seine zerknautschte Feldmütze weit in den Nakken. «Das fängt gut an, was?» denkt er laut.

Sein Nebenmann bestätigt das und kaut an einer halben Tafel Schokolade, die der Konzern «Alpenland» zu den Päckchen beisteuerte. In der Nebenreihe blüht bereits der Tauschhandel – Zigaretten gegen Kaugummi, Schokolade gegen Hautcreme-Probedöschen. Das sieht besonders hübsch aus, das wäre ein Mitbringsel. Es wird hartnäckig gefeilscht. Der Kurs schwankt noch. Die Verwegensten versuchen, ein zweites Päckchen zu «organisieren».

Detjen sieht zur Baracke. Was er von dem mit der Gasmaskenbrille gehört hat, stimmt ihn nicht gerade fröhlich. Er weiß jetzt, wie es drinnen abläuft. Er weiß, daß die Militärpolizisten der Alliierten nicht zur Verzierung anwesend sind.

Nach dem Passieren der Eingänge gelangen die Heimkehrer in eine Art Warteraum, der etwa die Hälfte der Baracke einnimmt. Einer nach dem anderen tritt an den Schreibtisch eines

einarmigen Mannes namens Lachmann heran.

«Ihren Entlassungsschein, bitte», sagt er.

Es steht gerade der Gebirgsjäger da, der Detjen vorhin zur Eile ermahnte. Er schiebt Lachmann den sowjetischen Entlassungsschein hin, einen Viertelbogen Durchschlagpapier, wenige Schreibmaschinenzeilen, Stempel und Unterschrift, alles in russisch, auch der Name des Entlassenen in kyrillischen Buchstaben.

«Ebermeyer, Alois», rasselt der ehemalige Gebirgsjäger herunter. «Fünfzehnter März achtzehn. Kettershausen. Münchner Straße zwölf.»

Lachmann füllt eine Karteikarte aus, an die er den Entlassungsschein klammert. Obwohl er das alles mit der linken Hand tut, geht es schnell und geschickt.

«Sie werden aufgerufen, Herr Ebermeyer. Bleiben Sie im Warteraum!»

Unwillkürlich zieht der Bayer die Hacken zusammen. «Jawohl, Herr ...»

«Lachmann, einfach Lachmann», antwortet der Einarmige.

Der Mann aus Kettershausen tritt zurück. An den zivilen Umgangston muß er sich erst wieder gewöhnen.

«Der Nächste!» Und gleich: «Ihren Entlassungsschein ... Die Personalien ...»

Ein Graukopf. «Friedrich, Karl. Dreiundzwanzigster elfter fünf. Hattingen, Ruhr. Wilhelmstraße zwölf.»

«Sie werden aufgerufen, Herr Friedrich. Bleiben Sie im Warteraum. – Der Nächste, bitte!»

Die Karteikarte mit anhängendem Entlassungsschein wird durch ein Wandfenster ins Nebenzimmer gereicht. Hier überträgt Gisela die Angaben auf einen Vordruck mit mehreren Durchschlägen. Einen davon erhält der ihr gegenübersitzende Schröder, der die blanko gestempelte und unterschriebene Identitätskarte ausfüllt, deren Gültigkeit nach vierzehn Tagen erlischt. Innerhalb dieses Zeitraums muß sich der Heimkehrer bei der zuständigen heimischen Polizeidienststelle gemeldet haben. Einen Durchschlag, die Originalkarte und den Entlas-

sungsschein reicht Gisela durch ein weiteres Wandfenster in das Zimmer der alliierten Offiziere, das ganz von einem runden Tisch beherrscht wird.

Major Green aus USA erhält die Unterlagen zuerst – er sitzt dem Fenster am nächsten. Er sucht den Namen in ihm vorliegenden Listen, sagt «Okay!», wenn der Name bei ihm nicht auftaucht, macht einen Sichtvermerk und gibt die Papiere an seinen französischen Kollegen weiter. Wenn auch dieser kein Interesse bekundet, was er mit einem «Rien!» zu verstehen gibt, und seinen Sichtvermerk macht, wandern die Papiere weiter zu Captain Jones aus Großbritannien, der die Überprüfung mit einem «Nothing!» abzuschließen pflegt. Danach gehen die Unterlagen zu Schröder zurück. Schröder seinerseits geht, wenn er mehrere Entlassungen zusammenhat, in den Warteraum hinaus, ruft die Betreffenden auf, läßt sie den Empfang ihrer Papiere und des vorbereiteten Geldes quittieren und beginnt dann von vorn. Es ist ein straff organisierter, präzise ablaufender Vorgang. So langsam, wie es von außen den Eindruck hat, rollt er nicht ab.

Und auch so etwas geschieht präzise und schnell: Ein Mann, der auf seine Papiere wartet, wird aufgerufen, und sobald er sich meldet, drängen drei baumlange, rotbemützte Militärpolizisten mit weißem Koppelzeug und weißen Pistolentaschen herein und verfrachten den Überraschten in ihrem Jeep vor dem Hintereingang der Baracke, ehe die Umstehenden recht wissen, was geschieht. Captain Jones hat in seiner Liste denselben Namen entdeckt, den Gisela eben tippte. Das bedeutet, daß man auf diesen Mann gewartet hat. Es spricht sich natürlich sofort bis nach draußen herum, daß man einen «hochgezogen» hat, und Detjen stimmt diese Nachricht nicht freundlicher. Verdammt, so hatte die Information über den Ablauf auf dem Zielbahnhof nicht gelautet. Jetzt kommt es nicht nur auf seine eigene Initiative an, jetzt kann er nur auf etwas Glück hoffen.

Auch Born beobachtet die Militärpolizisten, die einen Mann in ihren Jeep stoßen und mit ihm abfahren. Er beobachtet sie vom

Fond eines alten Opel aus, der unscheinbar und unauffällig in einer der Straßen parkt, die auf den Bahnhofsvorplatz führen. Der Mann mit dem Vergißmeinnicht, Kaiser – der die Kunstblume übrigens inzwischen entfernt hat –, setzt sich zum Fahrer.

«Läßt sich das nicht verhindern?» fragt Born ungehalten mit einer Kopfbewegung in Richtung des abfahrenden Jeeps.

Der Hagere mit dem Vogelgesicht wendet sich nach hinten. «Es ist verdammt schwer. Jedem können wir auch nicht helfen. Wir haben alle Hände voll zu tun, wenigstens unsere wichtigsten Leute in Sicherheit zu bringen. Leider klappt es auch mit der Voranmeldung nicht immer.» Er fingert eine Packung «Gold Dollar» aus der Tasche, schnippt eine Zigarette halb heraus und zieht sie mit den Lippen aus dem Päckchen. Der Fahrer reicht ihm beflissen Feuer. «Wie oft stehe ich mit meinem Vergißmeinnicht umsonst da am Scheißhaus. Allein, seit wir Sie zurückerwarten, mindestens zwei dutzendmal! Aber jetzt sind Sie ja da.» Kaiser zieht ein Kuvert aus dem Mantel und reicht es Born. «Papiere, Geld und so weiter – falls es unterwegs 'ne Kontrolle gibt. Alles in bester Ordnung.»

Born sieht sehr verändert aus. Dank dem Köfferchen von Kaiser erinnert schon nichts mehr an den Mann aus dem Heimkehrerzug. Die abgetragene Uniform ist verschwunden. Ein ziviler Mantel und ein Schal verändern das Erscheinungsbild vollkommen. Er zählt die Geldscheine. Die Höhe der Summe befriedigt ihn.

Kaisers Gedanken sind noch bei dem Jeep, und er nutzt die Gelegenheit, den Ankömmling aus der Gefangenschaft gleich mit einem Stück bundesdeutscher Wirklichkeit vertraut zu machen. «Ein Gutes hat es trotz allem, wenn gelegentlich ein paar SS-Leute geschnappt werden. Die Presse macht ein großes Geschrei, und die Öffentlichkeit ist beruhigt. Ohne diese Optik wäre gar nichts zu machen. So können wir wenigstens die Elite retten.»

Eine halbe Stunde später steht Born in einem unscheinbaren Einfamilienhaus am Stadtrand vor dem Spiegel und bindet sich

die Krawatte. Jetzt ist er rasiert und gebadet und von Kopf bis Fuß neu eingekleidet. Wie er da steht, könnte er ein seriöser Geschäftsmann sein, ein Bankkaufmann oder der Vertreter einer angesehenen Versicherungsgesellschaft. Er genießt die Verwandlung, er fühlt sich ausgesprochen wohl, physisch wenigstens. Alle Bedenken hat er noch immer nicht abgestreift.

Kaiser hockt, krumm wie ein Fragezeichen, auf der Seitenlehne eines alten Sessels und sieht ihm zu. Es ist eine Angewohnheit von Kaiser, selten den breitkrempigen grauen Filz abzusetzen. Er versucht geduldig, die Vorbehalte seines Gastes zu zerstreuen.

«Keine Bange, Herr Born! Bis jetzt hat alles geklappt, und es ist dafür Sorge getragen, daß Sie auch weiterhin unbehelligt bleiben.»

Wie schnell man verlernen kann, einen Schlips zu binden, denkt Born und fängt noch einmal von vorn an. Dabei sagt er zu Kaiser, den er vor sich im Spiegel sieht: «Ganz ehrlich: In Rußland habe ich mich nicht so beklommen gefühlt wie heute, als ich die alliierten Greifer erblickte.»

«Ich bin ja hier.»

«Um mich aus dem Lande zu bringen, hoffe ich!»

So absolut und fordernd das klingt, Kaiser schüttelt den Kopf. «Nein.» Er strafft sich ein wenig, ehe er fortfährt: «Obersturmbannführer Fritsch hat angeordnet, daß Sie in der Bundesrepublik bleiben.»

Das widerspricht allen Erwartungen. Born dreht sich um und sucht den Blick des anderen. «Ist er sich darüber im klaren, daß ich von den Norwegern gesucht werde? Die Requirierungen in Christiansand . . .»

Dies imponiert Kaiser gar nicht. «Sie werden absolut sicher untergebracht. Niemand wird Sie finden, niemand wird Ihnen ein Haar krümmen. Dafür bürge ich.»

Born zieht ein wenig die Brauen hoch. Diese unsoldatische Figur . . . Vor dem Kriege hat man so was in Gangsterfilmen aus Amerika kennengelernt. Aber er behält das für sich; er greift nach dem Sakko auf der Stuhllehne, zieht es über und langt

nach der Brieftasche auf dem Tisch.

Darin ist ein gültiger Personalausweis, keine vorläufige Identitätskarte.

«Also deshalb heiße ich nun Felgenkamp. Blöder Name übrigens. – Und meine Familie?»

Der Vogelkopf scheint auf jede Frage vorbereitet zu sein. Er antwortet mit gleichbleibend monotoner Stimme, und merkwürdigerweise flößt dies Born auf die Dauer Vertrauen zu Kaiser ein.

«Für Ihre Kinder sind Sie vorerst im Osten verschollen. Ihre Frau weiß Bescheid und wird Sie in Grünfels besuchen.»

«Wo liegt dieses Nest?»

«Grünfels bei Neumünster. Fritsch will Sie in seiner Nähe haben.»

Born wiegt die Brieftasche immer noch auf der Hand. «So ist das! Das Konto in Zürich . . .»

Auch darüber ist Kaiser im Bilde. «Die Organisation braucht es dringend. Nicht alles auf einmal, aber es muß disponibel sein. Und Sie sind einer der beiden Zeichnungsberechtigten. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehnlich wir auf Sie gewartet haben.»

«Verstehe!»

Nun, da der Sachvernalt klar und offen ausgesprochen wurde, ist Felgenkamp alias Born völlig ruhig. Jetzt fühlt er sich absolut sicher. Sie werden ihn in Watte packen wie ein rohes Ei und sorgsam darüber wachen, daß ihm nichts geschieht. Nicht seiner schönen Augen wegen, o nein, doch darauf kommt es ja auch nicht an. Sie brauchen ihn, weil seine Unterschrift der Schlüssel zu einem der unzähligen Geheimkonten jeder Größe bei den Bankhäusern in der Züricher Bahnhofstraße ist, die in den einträglichen zwölf und insonderheit während der letzten Kriegsjahre vorausschauend angelegt wurden. Teile des SS-Schatzes . . . Born lächelt.

Kaiser spricht schon weiter. «Ich garantiere, daß es Ihnen in Grünfels an nichts fehlt, Herr Felgenkamp. Ein herrlich gelegenes Jagdhaus. Gehört einem Freiherrn von Knospe. Unser Mann.»

Die Brieftasche verschwindet im Sakko. Ein plötzlicher Wandel vollzieht sich in Borns Gesicht. Das Lächeln erlischt. Es gibt unverhohlener Sorge Raum. «Ich habe einen Fehler gemacht», stellt er abrupt fest.

Kaiser ist sofort von seiner Sessellehne herunter und kommt mit drei Schritten auf lautlosen Kreppsohlen an den Tisch. «Ja?» fragt er, und seine Stimme klingt nicht mehr monoton.

«Ich habe einem meine Adresse gegeben – die Heimatadresse, die meiner Frau. Zu dumm!»

«Wem?»

«Einem Flieger. Wir waren im Lager zusammen. Pritsche an Pritsche.»

«Mußte das sein?»

Diese Frage ist Born unangenehm. «Nicht irgendeinem», rechtfertigt er sich. «Einem Jagdflieger. Oberleutnant.»

«Warum?»

Sekundenlang möchte der Mann, der jetzt Felgenkamp heißt, aufbrausen. Was erlaubt sich dieses Würstchen, dieser Abholer vom Dienst ... Doch er wagt auf einmal nicht, laut zu werden. Das ist der alte Ton des Sicherheitsdienstes, des SD, ihm wohlbekannt, und in seiner Funktion ist der hagere Kerl mit dem Vogelgesicht wohl berechtigt, so zu fragen.

«Er fuhr mit gemischten Gefühlen nach Hause. Fürchtete sich vor Überprüfungen. Hatte wohl auch keine Angehörigen mehr und außerdem nichts gelernt als zu fliegen. Ich dachte, es könnte nichts schaden, wenn ihm meine Frau mit ihren Industrieverbindungen ein bißchen unter die Arme greifen würde. Jetzt natürlich ...»

«Was hat der Herr Oberleutnant auf dem Kerbholz?»

Born hebt die Schultern. «Es muß eine ganze Menge sein, den Andeutungen nach.»

Die Antwort befriedigte Kaiser nicht. «Genaueres?»

«Eben nicht! Er war sehr zurückhaltend, fast übervorsichtig. Deshalb glaube ich, daß etwas dran ist.»

«Weiß er, wer Sie wirklich sind?»

«Nein.»

«Hat er versucht, sich an Sie heranzumachen?»

«Dazu war er zu sehr mit sich selbst beschäftigt. In keiner Weise aufdringlich, wenn Sie das meinen.»

Kaiser entspannt sich, sackt wieder zusammen und hat erneut eine schlechte Haltung. «Ich fürchtete schon, man hätte jemand auf Sie angesetzt. Die Russen ... Sie sind sehr hartnäckig, wenn es darum geht, uns zu verfolgen.»

Born geht bereitwillig auf den leichteren Ton ein. «Dafür ist er nicht der Typ. Die Andeutungen, von denen ich sprach, habe ich ihm buchstäblich aus der Nase gezogen. Der Oberleutnant ist echt, so wahr ich Born heiße!»

«Felgenkamp», verbessert Kaiser trocken, und sie schmunzeln beide.

Danach ist es Born, der nun einen schärferen Ton anschlägt. «Ich verlange von Ihnen, daß der Mann nicht auf meine Spur kommen kann. Unter gar keinen Umständen! Angesichts der völlig veränderten Lage ... Haben wir uns verstanden?»

Ohne eine Miene zu verziehen, holt der mit dem Vogelgesicht aus seinen Taschen einen Kugelschreiber und ein Notizbuch derselben Art, wie sie den Heimkehrern im Geschenkpäckchen überreicht wurden. «Wie heißt der Mann?»

2

Hackenklappen, abgezirkelte Verbeugung wie im Offizierskasino eines Fliegerhorsts der faschistischen Luftwaffe. «Ich heiße Detjen. Achim Detjen.»

Ein schneller Rundblick im Zimmer läßt es ihm angemessen erscheinen, sich auf diese Weise vorzustellen. Denn da hängt ein gerahmtes Foto an der Wand, eine Fotografie mit schwarzem Trauerflor. Sie zeigt einen Major des ehemaligen Heeres, und das Mädchen, das Detjen hereingeführt hat, ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Die Tochter... Uta Rademacher hat Detjen an der Wohnungstür in Empfang genommen.

Der Flieger gehört zu denen, die in der Baracke heute nicht mehr abgefertigt werden und übernachten müssen. Er erhielt einen Quartierschein, der ihn in dieses Haus in der Kleiststraße führte. Nun, nachdem er so gut wie möglich Toilette gemacht hat, steht Achim Frau Rademacher gegenüber. Sie trägt Schwarz, und ihr weißes Haar bildet einen auffallenden Kontrast dazu.

Sie kommt ihm entgegen, begrüßt ihn und ist auf eine altertümliche Weise damenhaft. Damit paßt sie genau in den Rahmen dieses gutbürgerlichen Wohnzimmers aus der Vorkriegszeit. Die behäbige Situiertheit der schweren Portieren, der hochlehnigen unbequemen Stühle um den Ausziehtisch mit den klotzigen Beinen, der glasperlenflimmernden Deckenlampe und der Tapete mit rembrandtschen Brauntönen wird nur einmal gebrochen. Da steht ein nüchterner, büromäßiger Schreibmaschinentisch, und soweit die «Rheinmetall» darauf Platz läßt, stapeln sich auf der Platte Wörterbücher und englische Zeitungen. Es sind auch Illustrierte dabei, und deren betont moderne Fotos unterstreichen den Gegensatz. Ansonsten scheint hier die Zeit stehengeblieben zu sein, ansonsten hat das alles einen Anstrich von musealer Wehmut.

«Bitte, Herr Detjen», sagt die alte Dame und führt ihn zum Tisch, auf dem Kerzen brennen und der nicht üppig, aber festlich gedeckt ist. Belegte Brote, Kartoffelsalat und eine Terrine mit Wiener Würstchen. Das «gute Geschirr», zweifellos, blank polierte Gläser.

«Sie haben ein Familienfest», mutmaßt Achim ein wenig verlegen. «Und ich platze da so hinein.»

«Woher denn! Kommen Sie nur!» ermuntert ihn die Stimme der Weißhaarigen freundlich. «Hier ist Ihr Platz. Sie sollen sich wohl fühlen. Dies ist Ihr erster Abend zu Hause – nach so vielen Jahren. Ich kann mir vorstellen, wie Ihnen zumute ist.»

Er wird so gesetzt, daß er die Mutter zur Linken, zur Rechten die Tochter hat; sie nehmen ihn gleichsam in die Mitte und beziehen ihn damit ein in ihre Häuslichkeit. Als wollten sie ihm ein bißchen Wärme geben, einen Hauch heimischen Geborgenseins.

«Alles meinetwegen?»

Frau Rademacher winkt ab. «Was ist das schon! Schließlich sind Sie für uns da draußen gewesen.» Sie legt ihm Salat und Würstchen auf. Uta schenkt Wein ein. «Viele vergessen das, Herr Detjen. Auf einmal möchten sie alles nicht mehr wahrhaben, möchten das ‹Gestern› ablegen wie einen alten Mantel. Ich kann das nicht.»

Unwillkürlich sieht Detjen noch einmal zu dem Foto mit dem Trauerflor. Frau Rademacher folgt seinem Blick.

«Unser Vati.» In ihrer Stimme schwingt die Erinnerung. «Er ist vor Moskau gefallen.» Sie wendet sich zurück. «Wir nehmen immer Heimkehrer auf, wenn Transporte kommen. Ich denke stets, er hätte auch eines Tages vor einer fremden Tür stehen können. Mit leeren Händen... Vor dem Nichts.» Unvermittelt wechselt sie das Thema und greift zum Glas. «Auf Ihre Heimkehr, Herr Detjen!»

Wie von selbst stellt sich für den Flieger die Notwendigkeit her, die Haltung, mit der er eintrat, beizubehalten, das Kreuz durchzudrücken und das Glas mit angewinkeltem Arm exakt bis in die Höhe des zweiten Uniformknopfes zu heben. Daß das alles makaber sei und daß er sich gar nicht wohl fühle, denkt er. Am liebsten würde er mit der Frau behutsam zu sprechen beginnen und ihr sagen, daß es weder ihr selbst noch anderen nutzt, die Vergangenheit ungewertet mit Hartnäckigkeit zu bewahren, sondern daß es an der Zeit sei, sie zu überwinden und sich der Gegenwart aufzuschließen. Auch um der Tochter willen, auch, damit nicht deren künftiger Mann so sinnlos für eine schlechte Sache stirbt wie der Major vor Moskau. Daß sich ebendies wiederholen kann, gilt es heute und hier zu verhindern. – Achim Detjen schweigt. So zu sprechen hieße, aus der Rolle zu fallen. Das kann er nicht, ohne alles zu gefährden – und die Sache mit Born ist ohnehin schon ins Auge gegangen.

Uta bemüht sich, die unversehens getragene Stimmung aufzulockern. Sie schwatzt munter drauflos. «Mutti hat bereits gefürchtet, der ganze Transport würde heute abgefertigt werden, und die Abgefertigten fahren immer gleich weiter.»

Detjen ist ihr dankbar. Er wendet sich dem Mädchen zu. Uta zu betrachten macht Freude. Achtzehn oder neunzehn ist sie, groß und kräftig gewachsen, mit einer lustigen Stupsnase und mittelblondem Haar. Ein Band hält es zusammen, in dem das Schottenmuster ihres Kleides wiederkehrt. Ein helles, offenes, fröhliches Gesicht... Achim denkt, daß Uta die Meinung ihrer Mutter zwar unwidersprochen läßt, sie aber gewiß nicht in allen Punkten teilt.

«Es ist nur ein kleiner Schub übriggeblieben. Ich war unter den Letzten. Es wird morgen nicht lange dauern.»

Uta sieht ihn mit unbefangener Neugier an. «Ihre Angehörigen haben so lange gewartet, und nun vergeht immer noch eine Nacht. Scheußlich, ja?»

Der Flieger blickt aufs Besteck. «Auf mich wartet niemand», erklärt er beinahe schroff. Da seine Worte Schweigen und verwunderte Blicke auslösen, fährt er zurückhaltend fort: «Ich bin aus Hamburg. Meine Eltern sind bei einem Bombenangriff umgekommen, und sonst habe ich niemanden.»

Utas Unbefangenheit ist wie weggewischt. In ihren Augen steht so viel Mitleid, daß Detjen ihrem Blick ausweicht.

«Mein Mann ist auf dem Vormarsch gefallen, mit dem Glauben an den Sieg», führt Frau Rademacher das Gespräch weiter. Recht geschickt lenkt sie es von ihres Gastes Intimsphäre weg. «Das, was wir heute erleben, ist ihm erspart geblieben. Die Russen in Berlin. Ein Teil unseres Vaterlandes unter der Herrschaft der Kommunisten. Und Briten und Amerikaner sehen tatenlos zu. Sie jagen die Männer, die ihnen Vorbilder im Kampf gegen die Gefahr aus dem Osten sein sollten!»

Uta weiß, was jetzt kommt, und sie versucht zu bremsen. «Bitte, Mutti!» fleht sie.

Frau Rademacher sucht in dem Flieger einen Verbündeten. «Habe ich nicht recht?»

Achim wird lebhaft. Uta kann nicht wissen, daß ihr gutgemeinter Versuch, ihm eine solche Debatte zu ersparen, ihm mehr schaden als nutzen würde. Er kommt aus einem weit entfernten Kriegsgefangenenlager; er kennt die großen Entwick-

lungslinien der Nachkriegsgeschichte, aber er hat hier zum erstenmal die Möglichkeit, sich mit den Denkweisen einer vergleichsweise alltäglichen Familie in der Bundesrepublik vertraut zu machen und sich darauf einzustellen. Je gründlicher er das tut, um so besser.

«Ich bezweifle auch, daß das im Sinne der westlichen Regierung ist», knüpft er bereitwillig an Frau Rademachers Worte an. «Aber bedenken Sie, ihre Armeen haben gegen Hitler gekämpft, haben Opfer gebracht. Da würden es ihre Völker wohl kaum verstehen, wenn man ihnen jetzt mit der gleichen Parole vom Kampf gegen den Bolschewismus käme, mit der wir losgezogen sind.»

Geht er damit schon zu weit? Doch Frau Rademacher betrachtet das als ein rein theoretisches Problem.

«Das kann nur eine Frage der Zeit sein.»

«Glauben Sie?»

Die Majorswitwe ist davon überzeugt. «Von den Russen trennen uns Welten. Daß sie zu den Siegern gehören – was bedeutet das! Mit Amerika an unserer Seite . . .»

Detjen denkt, daß das gefährliche Unternehmen, auf das er sich eingelassen hat und dessen Ausgang noch völlig ungewiß ist, notwendig wurde und zum richtigen Zeitpunkt beginnt. «Die Geschichte korrigieren?»

«Ja. Und Gott sei Dank werden die Fäden schon geknüpft. Seien Sie nur erst ein paar Wochen hier, dann werden Sie es sehen! Ich arbeite als Dolmetscherin; irgend etwas muß man ja tun.» Frau Rademacher tupft sich mit der Serviette den Mund ab, geht zum Schreibmaschinentisch hinüber und kehrt mit einer Nummer des amerikanischen Nachrichtenmagazins «U. S. News and World Report» zurück. Es ist kein neues Heft. Achim sieht das Datum vom 15. Oktober 1948. Er erfährt sofort, warum die Gastgeberin diese Nummer aufhebt. «Hier, das habe ich mir zur Seite gelegt. Da heißt es: . . .» Sie übersetzt fließend: «‹Militärische Führer der USA befürworten ein starkes Deutschland . . . Sie sehen in Deutschland ein militärisches Potential, das viel größer ist als das im übrigen Europa.› – Wozu

brauchten sie deutsche Soldaten, wenn sie mit den Verbündeten von gestern Hand in Hand gehen wollten?»

Uta ist das Thema ausgesprochen unbehaglich. «Wollten wir nicht Abendbrot essen, Mutti?»

Ein strafender Blick trifft sie. «Du bist still! Ich bin überzeugt, daß das Herrn Detjen brennend interessiert. Nicht wahr?»

«Ja, sehr», antwortet er. Es entspricht der Wahrheit.

So bestätigt, fährt die Majorswitwe fort: «Natürlich muß Herr Adenauer erst einmal das verständliche Mißtrauen der Alliierten überwinden. Er wird es schaffen, zäh, wie der alte Herr ist.»

Detjen schneidet eine weitere Wurst klein. «Eine Frage, die mich als Heimkehrer nun natürlich bewegt: Kann man Ihre Einstellung verallgemeinern, gnädige Frau, denken alle so?»

Sie schenkt ihm Wein nach. «Viele. Was meine Kreise anbelangt, sehr viele. Die anderen ... Da macht man sich leider wenig Gedanken über die Zukunft. Leben wollen sie. Jagd nach dem Mammon. Gut essen und trinken. Anschaffen ... Wer da und wie er regiert, ist ihnen gleichgültig, wenn nur die Lohntüte prallgefüllt ist. Sie sind immer mitgelaufen, sie laufen auch weiter mit. Diese Masse läßt sich manipulieren wie eh und je.»

Uta seufzt. Ein bißchen anders hat sie sich das Abendessen vorgestellt, in dem ihrerseits viel Mühe steckt, dies noch dazu auf Kosten der Vorbereitung für eine Mathematikarbeit. Sphärische Trigonometrie. Davor graut ihr sowieso. Sie kann sich nicht vorstellen, daß dem Flieger dieser Abend gefällt. Wahrscheinlich ist er bloß zu höflich, der Mutter einen anderen Gesprächsstoff aufzuzwingen.

Energisch steht sie auf und geht zu der altertümlichen Musiktruhe. Sie hätte ganz gern eine ihrer flotten Tanzplatten aufgelegt, doch das traut sie sich nicht. So schaltet sie den Radiosuper ein. «Ich mache erst einmal ein bißchen Musik.» Jetzt ist sie entschlossen, dem für sie langweiligen Gespräch eine Wende zu geben. Während sie vor dem Apparat hockt und darauf wartet, daß die Röhren warm werden, fragt sie über die Schulter: «Was

werden Sie jetzt anfangen, Herr Detjen? Bestimmt haben Sie Pläne.»

Er knüllt die Papierserviette und lehnt sich zurück. «Ich weiß es nicht, Fräulein Uta. Ich habe nichts gelernt außer zu fliegen. Mal sehen . . .»

Unwillkürlich tastet Achim nach seiner Brusttasche. Die Adresse von Born . . . Er muß wieder in die Nähe dieses Mannes gelangen, koste es, was es wolle.

Es ist, als ob die Lichtbahnen, die aus dem Bahnhofsgebäude und einigen Fenstern der Baracke fließen, danach streben, in der Mitte des Vorplatzes zusammenzutreffen. Doch sie erreichen einander nicht. Um diese Zeit bereitet sich die Kleinstadt vor, schlafen zu gehen. Nur wenige Reisende sind mit dem letzten Zug gekommen, ein mißgelaunter Bahnpolizist führt einen ebenso verdrossenen Schäferhund herum, und der Briefkasten vor dem Bahnhof wird geleert. Schon zieht der Beamte den ledernen Postsack aus den Schienen und knallt die Bodenklappe ins Schnappschloß. Er dreht mit dem Vierkant den Termin der nächsten Leerung auf der Anzeigetafel, ehe er zu dem kanariengelben Elektrowagen zurückkehrt, mit dem ein Kollege morgen früh um acht wieder hier erscheinen wird. Die Scheinwerferstrahlen des freundlich surrenden «Suppentriesels» streichen beim Anfahren und Wenden über den Platz. Sie erfassen Mädchen, die mit amerikanischen Besatzungssoldaten zusammenstehen und denen das plötzliche helle Licht genierlich ist, und gleiten über einen im Dunkeln parkenden alten Opel hinweg. Der hält ziemlich nahe bei der Baracke.

Kaiser, das Vogelgesicht, sitzt neben dem Fahrer, schnippt von Zeit zu Zeit einen Zigarettenrest zu einem Fensterspalt hinaus und gibt sich keine Mühe, seine Ungeduld zu verbergen. Er atmet hörbar auf, als sich die Barackentür öffnet. Lachmann und die Sekretärin Gisela treten heraus, verabschieden sich und gehen in verschiedene Richtungen. Gisela wird abgeholt; ein Mann mit Kleinmotorrad hält plötzlich neben ihr, und sie küßt ihn, ehe sie hinter ihm aufsitzt. Lachmann geht stadteinwärts –

unscheinbar, ein wenig gebeugt, müde. Er sieht sich nicht um.

Jetzt steigt Kaiser aus und läuft zur Baracke hinüber, die er ohne Umschweife betritt. Er kennt sich hier aus, durchquert den Warteraum und öffnet die Tür, hinter der er Schröder weiß und durch die Licht schimmert. Lautlos auf seinen Kreppsohlen, steht er so unvermittel im Zimmer, daß Schröder erschrokken zusammenfährt.

«Bist du verrückt geworden?» schimpft er dann mit unterdrückter Stimme. «Ich habe dir hundertmal gesagt, daß du nicht hierher . . .»

Der Besucher mit dem grauen, breitkrempigen Filz läßt ihn nicht ausreden. «Mach dir bloß nicht in die Hosen!» spottet er und schließt hinter sich die Tür. «Der Herr Genosse ist weg. Seine Tippmieze auch. Uns stört keiner.»

«Was willst du?»

Kaiser sitzt auf der Schreibtischkante, schiebt den Hut mit einem leichten Stoß weiter in den Nacken und baumelt mit den Beinen. «Erstens», beginnt er mit gewohnter Monotonie. «Habt ihr einen Detjen, Achim, abgefertigt? Ist aus Hamburg.»

Der andere atmet auf. Wenn es weiter nichts ist. «Detjen mit Dora?» fragt er zurück und zieht bereitwillig einen Karteikasten zu sich heran.

«Mit Dora», bestätigt das Vogelgesicht.

Schröder läßt die Karteikarten durch seine Finger gleiten. «Der war noch nicht hier», bedauert er. «Zweihundert etwa sind übriggeblieben und kommen morgen dran.»

«Dann zweitens: Wo habt ihr Detjen mit Dora untergebracht?»

«Da kann ich dir nicht helfen. Die Liste hat Lachmann in seiner Aktentasche.»

Kaiser schnippt eine «Gold Dollar» aus seiner Packung und nimmt sie mit den Lippen auf. Seine Lider sind halb geschlossen; er überlegt. Plötzlich rutscht er von der Schreibtischkante. Zielstrebig bewegt er sich auf die Tür zu, die in den Arbeitsraum der alliierten Kontrolloffiziere führt, legt die Hand auf die Klinke und befiehlt: «Schließ auf!»

Der Karteiführer weigert sich. «Das kann mich Kopf und Kragen kosten!»

Das Vogelgesicht sieht ihn an, wie die Schlange ein Kaninchen anschaut, das sie gleich fressen wird. «Wir haben dich nicht hier hereingebracht, damit du dir den Arsch wärmst», zischt er ihn an. «Du bist hier als vorgeschobener Posten des Kameradenhilfswerks! Aufmachen!» Seine Stimme ist scharf und schneidend.

Der hünenhafte Schröder macht sich klein. Er, der an Größe und Breite das Doppelte von Kaiser ist, winselt: «Wenn jetzt einer 'reinkommt, ist es mit mir aus. Es ist so schon schwer genug für mich. Du kennst Lachmann nicht, diesen Sozi.»

Darauf erfolgt keine Antwort. Kaiser sieht ihn nur an, die Hand immer noch auf der Klinke, und wartet. Da zieht Schröder wütend die Schreibtischlade auf, nimmt eine Stahlkassette heraus und aus dieser wiederum einen Sicherheitsschlüssel. Mit ihm öffnet er die Tür.

«Ist Detjen einer von uns?» will er nebenher wissen.

Wieder bleibt er ohne Antwort. Da stößt er den Flügel auf.

Kaiser tritt in den dunklen Raum, der vom Lichtschein aus Schröders Zimmer spärlich erhellt wird. «Du hast mal gesagt, sie lassen manchmal ihre Listen hier, wenn es am nächsten Tag weitergeht. Wo?»

«Dort im Regal. Aber beeile dich, ich flehe dich an!»

Das Vogelgesicht ignoriert ihn. Kaiser hat eine winzige Taschenlampe zur Hand, die er einschaltet und zwischen die Zähne nimmt, um die Hände frei zu haben. Tatsächlich liegen die gesuchten Listen im Regal. Es sind eigentlich Sammlungen von losen Blättern, die in Leitz-Ordnern von Oktavformat zusammengefaßt wurden.

Diese Listen gleichen aufs Haar polizeilichen Fahndungsbüchern.

Die frische Luft am weitgeöffneten Fenster tut Achim Detjen gut und belebt ihn. Er sieht hinaus auf eine nächtlich dunkle, menschenleere Straße und fühlt, wie ganz langsam die Erre-

gung dieses Tages in ihm abklingt. Den hat er erst einmal überstanden. Er dehnt sich wohlig und wendet sich ins Zimmer.

Uta verwandelt die Couch in ein Bett, und es macht Spaß zu sehen, wie geschickt und umsichtig sie das tut. Das Haar fällt ihr ein wenig ins Gesicht. Achims Blick folgt der Linie von Utas Rücken und entdeckt nicht ohne Wohlgefallen die gutgeformten, schlanken Beine des Mädchens. Der weitschwingende, wadenlange Rock – «new look» nennt sich diese Mode – läßt nicht allzuviel davon sehen, aber immer hat Verhüllung mehr gelockt als Enthüllung. Seit die Zeit der Kleiderkarten und der Bewirtschaftung vorüber ist, schwelgen die Schneider erst einmal in Stoff.

«Ich weiß nicht, wie Sie dazu stehen», sagt Uta und schüttelt ein Kissen auf. «Sie ist eben schon lange allein und verbittert. Als die amerikanischen Flugzeuge Tag für Tag über die Stadt flogen, hat sie gezittert wie alle anderen und gesagt, sie wolle lieber bis an ihr Lebensende trockenes Brot essen, als das noch einmal zu erleben. Doch jetzt erscheint ihr das, was war, schön – weil Vati noch lebte. Sie denkt an diese Zeit wie an etwas Großes.»

Detjen stemmt die Hände hinter sich aufs Fensterbrett. «Und Sie, Fräulein Uta?»

Sie zupft die Bettdecke gerade, obwohl die völlig gerade liegt. «Ich möchte keinen Krieg mehr erleben. Nicht auch eines Tages so allein sein wie Mutti.» Sie richtet sich auf und lächelt ein wenig verlegen. «Ein gutes Abi, vielleicht studieren, heiraten, Kinder haben und friedlich leben.»

«Sprechen Sie darüber mit Ihrer Frau Mutter?»

Uta tritt zu ihm. Wie alte Bekannte hocken sie nebeneinander auf dem Fensterbrett. «Warum fragen Sie?»

Achim sucht ihren Blick. «Nur so ... Für Ihre Frau Mutter ist wohl der Krieg noch nicht zu Ende?»

«Was vorhin am Tisch gesagt wurde ... Nehmen Sie es einfach nicht ernst. Ich tue es auch nicht.» Sie spricht leiser. «Aber das bleibt unter uns, hm?»

Er kann sich eines Lächelns nicht erwehren. «Natürlich.» Er

muß vom Fensterbrett herunter, denn sie will das Fenster schließen. Nun steht er hinter ihr und beobachtet, als Uta nach den Riegeln greift, das Spiel ihrer Schulterblätter unter dem Kleiderstoff.

«Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie bald wieder ein Zuhause finden und alles vergessen, was hinter Ihnen liegt», sagt sie plötzlich mit unerwarteter Wärme und Herzlichkeit und dreht sich um.

«Kann man das?» zweifelt er.

Uta versucht, in seinem Gesicht zu lesen, in diesem Gesicht, in dem die Kriegsjahre ihre Spuren hinterlassen haben, das eine gewisse Härte besitzt und doch offen und vertrauenerweckend wirkt. Dieser Flieger wird ihr die Wahrheit sagen. «War es sehr schlimm bei den Russen?» fragt sie zögernd.

«Ich hab's überlebt.» Ganz plötzlich sieht er sich neuerlich an seine Rolle erinnert und steht in ihr.

Die Antwort genügt ihr nicht. «Sie haben gehungert, ja?»

Er wiegt den Kopf. «Wie die Russen selbst. Sie haben das Land nicht gesehen, Fräulein Uta. Wo lange gekämpft wurde, haben wir keinen Stein auf dem anderen gelassen, die Stoppelhopser so wenig wie wir Flieger. Daran gemessen, sind wir anständig behandelt worden.»

Sie verschränkt die Arme unter der hohen, festen Brust. «Mußten Sie schwer arbeiten?»

«Ich mußte nicht, ich bin Offizier. Aber ich habe es freiwillig getan. Arbeit hilft einem über vieles hinweg, wissen Sie. Ich hätte es nicht ausgehalten, so herumzusitzen. Es sind herrliche Wälder. In solcher Weite bekommen Sie sie hier nie zu sehen.»

Wieder wird ihre Stimme leiser. Sie sieht auf die Fußspitzen, während sie fragt: «Wußten Sie da schon, daß in Hamburg ...?»

«Ja.»

Sehr ungeschickt, sie wird sogar rot dabei, streckt sie die Hand aus und berührt seinen Arm mit einer streichelnden Geste. «Sie tun mir so leid. Ich würde Ihnen gern eine Freude ma-

chen. Wenn ich nur wüßte, wie?»
Wie leicht es wäre, diese Situation auszunutzen! Wenn er sie einfach in die Arme nähme. Achim Detjen liegt es fern, ihre warmherzige Fraulichkeit zu mißbrauchen. Er bleibt stehen, wo er steht.
Sie zieht die Hand zurück. «Wenn Sie mögen», sagt sie verwirrt und ist ihm doch zugleich dankbar, «dann schreiben Sie uns mal. Mir ... Ich würde mich freuen.» Sie ist gar nicht enttäuscht. Im Gegenteil, sein Verhalten flößt ihr Vertrauen ein.
Im Korridor nähern sich die Schritte der Mutter. «Uta!» ruft sie. «Herr Detjen muß todmüde sein, und du schwatzt und schwatzt!»

Im Haus am Stadtrand sitzt Born hinter verhängten Fenstern und liest Zeitungen, Stöße von Zeitungen jeder politischen Richtung. Als Kaiser hereinkommt, schaut er auf. «Etwas erreicht?»
Das Vogelgesicht legt den Mantel ab und schiebt den Hut in den Nacken. «Ja, und nein. Feststeht, daß Ihr Detjen in der französischen Liste verewigt ist.»
«Einzelheiten?»
Der Hagere hebt die Schultern. «Keine näheren Angaben. Nur die Personalien. Das Ganze unter der Rubrik ‹Kriegsverbrechen›.»
Born nickt. Fast wirkt er zufrieden. «Ich habe ja immer gesagt: Der Mann ist echt. Wo steckt er?»
«Durch die Kontrolle ging er noch nicht. Er hält sich in der Stadt auf. Die morgen drankommen, sind alle in Privatquartieren untergebracht. Adresse unsererseits nicht feststellbar. Wir können ihn bestenfalls morgen früh erwischen.»
«Und wenn er über Nacht verschwindet?»
«Wie denn? Ohne Papiere, ohne Geld? Er kommt nicht weit. Sie sagten doch, er habe niemanden.»
Born steht auf und läuft durchs Zimmer. «Läßt es sich machen, daß seine Papiere den alliierten Schnüfflern nicht vorgelegt werden?»

Kaiser schnippt wieder eine «Gold Dollar» aus dem Päckchen. «Unmöglich! Solange dieser Lachmann dasitzt . . .»

«Wer?»

Das Vogelgesicht flegelt sich auf den Sesselrand und läßt sein Feuerzeug schnappen. «Der Chef der Truppe in der Baracke. Alter Sozialdemokrat bis auf die Knochen. Haßt unsereinen wie die Pest. Ein paar Jahre Schutzhaft, KZ, und so weiter.»

Born bleibt stehen, wippt auf den Zehnspitzen und schüttelt fassungslos den Kopf. «Und das läßt man sich bieten?»

Kaiser grinst. «Sie müssen sich erst an die neuen Verhältnisse gewöhnen, Herr Felgenkamp! Können Sie sich überhaupt vorstellen, wie viele Leute die Schnauze vollhaben und jetzt denen vertrauen, die gegen uns waren? Sie haben doch eben gelesen», und er deutet auf den Zeitungsberg, «welches Echo dieser Stockholmer Appell hat! Ächtung der Atombombe und so weiter und so weiter! Wenn es auch weh tut, Herr Felgenkamp, wir müssen leisetreten. Es gibt sich alles wieder, auch wenn es bis jetzt nicht so aussieht.»

«Es sieht verdammt nicht so aus!»

«Vergessen Sie nicht, daß es zwei deutsche Staaten gibt. Die drüben lassen nicht locker, und das stärkt bei uns die Position solcher Leute wie dieses Lachmann. Sobald wir wieder in den Sattel kommen, schießen wir sie ab, doch heute . . .»

Born geht zum Tisch zurück, nimmt nun auch seinerseits eine Zigarette, macht einen Zug und drückt die Glut gleich wieder aus. Die Umstellung von Machorka auf den stark gesoßten, süßen kalifornischen Tabak ist ihm noch nicht gelungen. «Zurück zum Thema! Ich denke, ihr habt in der Baracke einen Gewährsmann?»

Der andere wiegt auf seiner Sessellehne. «Schon, bloß . . . Er darf sich in keiner Weise exponieren. Das Mädchen, das ihm gegenübersitzt, schwört auf Lachmann. Papiere verschwinden zu lassen, das ist dort nicht drin!»

«Himmel Herrgott! Aber es muß etwas geschehen!» Er lupft ein wenig die Gardine und sieht hinaus in die Nacht, die durch einen böigen Wind unruhig ist. Die Bäume im Vorgarten

ächzen und greifen unsicher mit nackten Ästen ins Leere. «Zugegeben, ich habe mich von meinen Gefühlen für einen Kameraden hinreißen lassen, doch wenn ich jetzt wider Erwarten hierbleiben und unter dem Namen Felgenkamp leben muß – ich sagte schon, daß ich diesen Namen blöd finde –, dann, verdammt noch mal, will ich sicher sein, daß ich nicht im unpassendsten Augenblick mit ‹Born› angeredet werde. Ist das klar?» Er fügt erklärend hinzu: «Es muß vermieden werden, daß Detjen in den nächsten Tagen oder Wochen bei meiner Frau aufkreuzt und die Kinder aufscheucht, für die ich ja angeblich verschollen bin.»

Dem Vogelgesicht ist alles klar. Wie zur Bestätigung nickt er mehrfach.

«Der Mann muß weg», sagt Born leise und endgültig.

3

Wieder stehen drei Schlangen ehemaliger Landser vor der Baracke, wieder herrscht auf dem Platz mäßiger Kleinstadtverkehr, und wieder sind die alliierten Militärfahrzeuge da – die Jeeps der Briten und Amerikaner und die buntscheckige Limousine der Franzosen.

«Eine Bummelei ist das! Ich wollte längst zu Hause sein», schimpft einer dicht vor Detjen. Er muß aus einem landwirtschaftlichen Gebiet stammen, denn er spricht weiter: «Als erstes wird ein Schwein geschlachtet, und dann fresse ich mich voll, bis ich nicht mehr kann.»

Ein Älterer ruft ihn zur Ordnung. «Rede keinen Stuß! Bevor du zu deinem Schwein kommst, nehmen die dich zehnmal hopp. Ohne Papiere bist du nichts. Ohne Stempel glauben sie nicht einmal, daß du da bist. Wir müssen hier durch, da hilft nichts.» Er winkt müde ab. «Wir haben so viel überstanden; das überstehen wir auch!»

Schritt um Schritt rückt die Schlange vor.

«Binger, Berthold. Siebenter zehnter fünfzehn. Düsseldorf. Am Anger dreiundzwanzig.»

Lachmann klammert den Entlassungsschein an die Karteikarte und reicht beides zu Gisela durch. «Und den Übernachtungsschein, Herr Binger! Sie müssen auf der Rückseite quittieren. Das ist wegen der Verrechnung. – Danke! Bleiben Sie im Warteraum, Sie werden aufgerufen.» Er hebt den Kopf. «Der Nächste, bitte!»

Detjen steht vor dem Tisch.

«Detjen, Achim. Einundzwanzigster zweiter neunzehn. Hamburg. Gröningerstraße vier.»

Er greift gleich nach dem Bleistift, den ihm Lachmann reicht, und unterschreibt den Übernachtungsschein. Dabei entdeckt er, daß seine Hände schweißnaß sind. Jetzt übersieht er den Modus, sieht durch die erste Durchreiche ein Mädchen und einen jüngeren Mann und durch das zweite Wandfenster die alliierten Uniformen – britisches Khaki, amerikanisches Olivgrün und die Sandfarbe französischer Felduniformen. Auf einem Regal liegen die Schirmmützen der Engländer und Amerikaner einträchtig neben den hohen Käppis der Franzosen. Der Flieger fühlt sich gar nicht wohl in der Haut, die er trägt. Er gäbe etwas darum, schon wieder draußen zu sein.

«Danke. Bleiben Sie im Warteraum, Herr Detjen, Sie werden aufgerufen. Der Nächste, bitte!»

Achims Karte wandert nach nebenan. Gisela rattert die Angaben in ihre Schreibmaschine, ohne aufzublicken, gewohnheitsmäßig. Ein Durchschlag landet auf dem Schreibtisch Schröders, das übrige Material hat Gisela schon in der Hand, um es weiterzureichen, als Schröder plötzlich sagt: «Detjen, Achim ... Moment mal!»

Das Mädchen hält mitten in der Bewegung inne. Eine derartige Unterbrechung des gewohnten Rhythmus' ist so ungewöhnlich, daß sie glaubt, sich verschrieben zu haben. «Ist etwas nicht in Ordnung?»

«Doch, doch», beruhigt Schröder. «Ich will mal sehen. Mach schon weiter!» Und während Gisela ihre Maschine neu be-

schickt, überlegt der blonde Hüne fieberhaft, wie er den Kontrolleuren nebenan diese Unterlagen vorenthalten kann. Er legt sie einfach weg, als das Mädchen die nächste Karte empfängt und bearbeitet. Wenn das nur gut geht!

Es geht nicht gut. Gisela gibt zwar die neuen Unterlagen weiter, streckt aber dann fordernd die Hand über den Tisch. «Komm, komm! Da fehlte noch ein Sichtvermerk.»

Der Schnellste im Denken ist Schröder nie gewesen. Hilflos und mit einer gemurmelten Entschuldigung zieht er Detjens Papiere wieder hervor und reicht sie dem Mädchen.

Major Green bleibt gleichgültig. «Okay!»

«Nothing!» verkündet Captain Jones.

Capitane Renard stutzt, vergleicht ein zweites Mal und wendet sich zu seinem Leutnant. Eine plötzliche Erregung bemächtigt sich des Offiziers mit den grauen Schläfen. Der französische Hauptmann hat trotz vorgeschrittenen Alters noch eine tadellose Haltung. Die gutgeschnittene Uniform unterstreicht seine schlanke, zierlich gebliebene Figur, obwohl er keineswegs der Typ des Truppenoffiziers ist. Nicht vorstellbar, daß er auf einem Kasernenhof herumbrüllt. Er hat ein schmales, kluges Gesicht, ein Gelehrtengesicht sozusagen, und die blitzenden Brillengläser im schmalen Goldrahmen vertiefen diesen Eindruck. Seine Stimme bleibt sehr zivil, als sich Renard zu seinem Begleiter wendet.

«Eine Festnahme», befiehlt er knapp. «Detjen, Achim ... Verständigen Sie das Kommando!»

Der Leutnant steht auf und greift nach seinem Käppi. «Oui, mon capitaine!» Er wiederholt den Namen: «Detjen, Achim.» Dann tritt er ans Fenster und öffnet einen Flügel. Die Fenster dieses Zimmers sind an der Rückseite der Baracke. Genau davor parken die Jeeps der Militärpolizei, zu denen sich nun auch ein französischer Kübelwagen gesellt hat. Die Limousine ist den Offizieren vorbehalten. Einer der Engländer macht die französischen Kameraden auf ihren Offizier aufmerksam; sie sehen zu ihm hin, und als er die Hand hebt, starten sie ihren Wagen und fahren zum Vordereingang.

Schröder handelt unerwartet schnell. Schon, als er den Leutnant nach seinem Käppi greifen sieht, zieht es ihn förmlich vom Stuhl hoch. Wie eine Marionette, die ein fremder Wille nach Belieben tanzen läßt, nimmt er die bereits zurückgekommenen Papiere nebst Identitätskarten und Überbrückungsgeld und geht in den Warteraum. Sofort ist Gedränge um ihn, niemand will seinen Aufruf verpassen.

Der blonde Hüne ruft nicht gleich. Er sagt ganz leise: «Detjen, Achim», und als der, ohnehin aufs äußerste gespannt und hellwach, augenblicklich da ist, flüstert er ihm gepreßt zu: «Hau ab! Ruf später an. Schröder . . .» Und laut: «Binger, Berthold! Anders, Gundolf! Gerstner, Paul.»

Der Flieger hat keine Sekunde verloren, hat auf dem Absatz kehrtgemacht und die Baracke verlassen. Er geht ohne Hast, ganz gelassen, genau wie einer von denen, die im Besitz ihrer Entlassungspapiere sind und mit dem nächsten Zug dieses Kaff verlassen wollen. Detjen wendet sich nicht um, als der französische Kübelwagen mit radierenden Reifen scharf um die Barackenecke biegt und vor dem Eingang hält. Das alles scheint ihn nichts mehr anzugehen.

Aus dem Zimmer der Offiziere kommt der Gehilfe Capitaine Renards und tritt zu Schröder. Er übergibt ihm die Karte und sagt: «Rufen Sie auf, Monsieur Schröder: Detjen, Achim.»

Der blonde Hüne wirkt jetzt ganz ruhig. Im allgemeinen Gedränge kann er nicht feststellen, ob Detjen die Baracke verlassen hat; ist er nicht 'raus, sitzt er nun in der Falle, denn den Eingang haben die Militärpolizisten besetzt, und die Tür nach der anderen Seite verstellt der Leutnant, aber wenn Detjen die Kurve noch gekriegt hat, bedeutet jede Sekunde weiteren Vorsprung für ihn. «Wie war der Name, Herr Leutnant?»

«Au diable! Detjen, Achim.»

«Detjen, Achim!» ruft Schröder sehr laut und dienstbeflissen und blickt sich suchend um.

Niemand tritt vor. Keiner antwortet.

Eine Spur von Triumph glimmt in den Augen Kaisers, als er den Telefonhörer in die Gabel zurücklegt. «Los, los, Mensch!» drängt er den Fahrer des Opel. «Wagen anlassen, hopp, hopp!»

«War das Schröder?» erkundigt sich der Mann und nimmt seine Joppe vom Haken.

Das Vogelgesicht nickt. «Hat endlich mal gespurt! Hat unseren Mann in letzter Minute 'rausgekriegt.»

Sie gehen zur Tür. «Detjen hat in der Kleiststraße zwölf übernachtet. Bei einer Frau Rademacher. Dahin fahren wir jetzt.»

Der Fahrer schneidet eine Grimasse. «Glauben Sie, daß er dorthin zurückkehrt?»

«Wohin soll er sonst? Kennt keinen, hat kein Geld. Ich halte das durchaus für eine Möglichkeit. Drück aufs Gas! Die Franzosen haben die Adresse natürlich auch.»

Immer darauf bedacht, möglichst «unsichtbar» zu bleiben, nähert sich Achim Detjen dem Rademacherschen Haus. Er scheut sich, den Haupteingang des mehrstöckigen Mietsgrundstücks aus der Gründerzeit zu benutzen; er versucht, die Hinterfront zu erreichen. In solch alten Gebäuden gibt es immer einen «Lieferantenaufgang». Eine Ligusterhecke bietet ihm Deckung. Durch sie geschützt, kann er die Straße übersehen, ohne selbst wahrgenommen zu werden. Ein unbestimmtes Gefühl mahnt ihn zur Vorsicht, läßt ihn zögern. Er erstarrt, als sich jäh das Geräusch von Kraftfahrzeugen nähert, und das auch noch von beiden Seiten. Detjen duckt sich hinter der Hecke.

Zuerst erscheint eine buntscheckige Limousine, der dichtauf ein Jeep der französischen Militärpolizei folgt. Beide Wagen halten vor Nummer zwölf. Aus entgegengesetzter Richtung kommt ein alter Opel. Achim hat zunächst den Eindruck, daß auch der rechts 'ranfahren möchte, doch abrupt gibt der Fahrer Gas und fährt vorbei. Der Flieger könnte es nicht begründen, doch er ahnt einen Zusammenhang. Er zweifelt nicht eine Sekunde, daß er die Warnung in der Baracke Born zu verdanken hat. Ein Hoffnungsschimmer... Vielleicht hat er, Detjen, die

Trennung doch ein wenig übereilt als vollzogen betrachtet. Nur in die Hände der Franzosen darf er jetzt um gar keinen Preis fallen.

Aus der buntscheckigen Limousine steigen zwei Offiziere, denen sich zwei Militärpolizisten aus dem Jeep anschließen. Alle vier betreten das Haus.

Detjen zieht sich vorsichtig zurück. Am Ende der Kleiststraße beginnt ein kleiner Park, den er aufsucht und dessen Koniferenhecken ihn fürs erste den Blicken verbergen. Jetzt könnte er sich ohrfeigen, daß er von Frau Rademachers freundlichem Angebot Gebrauch machte, seine bescheidene Habe bis zur Erledigung der Formalitäten in der Wohnung zu lassen. Er kann diese Sachen nicht im Stich lassen; sie sind unerläßliche und unersetzliche Requisiten seiner Rolle; sie legitimieren ihn und machen ihn glaubwürdiger.

Widerstrebend läßt Frau Rademacher die fremden Offiziere in ihre Wohnung eintreten. Sie hat bereits gesagt, Herr Detjen halte sich hier nicht auf, aber der Capitaine besteht mit höflicher Unbeirrbarkeit darauf, sich selbst zu überzeugen. Der Leutnant geht mit einem der Militärpolizisten durch die Zimmer.

«Skandalös!» sagt Frau Rademacher mit unverhohlener Feindseligkeit. «Da kommt ein Mann nach Hause, der nur seine Pflicht getan hat . . .» Ihre Stimme zittert. Sie bricht ab.

Capitaine Renard zieht ein wenig die Brauen hoch. In fehlerlosem Deutsch mit leisem Akzent erwidert er: «Leute, die – wie Sie sagen, Madame – ‹nur ihre Pflicht getan haben›, stehen nicht auf der Kriegsverbrecherliste.»

Damit betritt er das Wohnzimmer und schaut sich um. Er trägt jetzt einen langen, taillierten Uniformmantel und wirkt dadurch noch schlanker und größer. Er sieht das Holzköfferchen, das Detjen stehenließ, hebt es ohne weiteres auf einen Stuhl und öffnet es, ohne die Handschuhe abzulegen. Er sortiert den bescheidenen Inhalt – ein Päckchen Machorka, ein Säckchen mit selbstgeschnitzten Schachfiguren, eine abgegriffene

Brieftasche mit alten Familienfotos ... Der Capitaine legt sie zurück, nachdem er keine Aufnahme eines Mannes in Fliegeruniform darunter fand. Die brüchig gewordenen und zerlesenen Feldpostbriefe, die alle den Absenderstempel «Hamburg» tragen, rührt er nicht an. Ein Paar saubere Strümpfe und drei gefaltete Taschentücher hebt er nur flüchtig an.

Der Leutnant hat seinen Rundgang beendet und meldet, daß die Suche vergeblich war.

«Aber er wird zurückkehren», erklärt der Capitaine mit einer Kopfbewegung zum Köfferchen. «Wenn jemand das so lange mit sich herumgetragen hat, trennt er sich nicht mehr davon. Sie warten hier und nehmen ihn in Empfang.»

Der Leutnant hebt die Hand ans Käppi. «Oui, mon Capitaine.»

«Und Sie, Madame», wendet sich Renard zu Frau Rademacher, «muß ich bitten, das Haus vorerst nicht zu verlassen.»

Er wartet keine Antwort ab, legt mit dem Anflug einer Verbeugung die Rechte an die Kopfbedeckung und geht. Sein Gehilfe und die Militärpolizisten bleiben bei Frau Rademacher zurück. Draußen fahren die beiden Militärfahrzeuge ab. Das Tempo beschleunigend, ziehen sie an einem alten Opel vorüber, der gedreht und in der Nebenstraße geparkt hat.

Kaiser blickt ihnen flüchtig nach. «Erstens», bemerkt er in seiner monotonen Sprechweise. «Unser Mann ist nicht da. Zweitens: Sie haben eine Falle gestellt. Vier gingen 'rein, einer kam 'raus. Also sind drei zurückgeblieben.»

«Und nun?» will der Fahrer wissen.

Das Vogelgesicht angelt nach seinen «Gold Dollar». «Nun bleiben wir!» ordnet er trocken an. «Wenn er kommt, sehen wir ihn eher als die Schnüffler.»

Der Fahrer rutscht auf seinem Sitz nach vorn, so daß er den Kopf anlehnen kann, und zieht die Mütze über die Augen. So richtet er sich auf eine längere Wartezeit ein.

Die Birne in einer der schmiedeeisernen Laternen über dem Haupteingang des Lyzeums, einem schweren Eichenportal, muß ausgewechselt werden. Der Hausmeister steht auf der Lei-

ter und besorgt das mit all der gelassenen Würde seines Amtes und dem Gesicht eines Mannes, der viel Zeit hat. Bereitwillig schiebt er einen Staublappen in die Tasche seines blauen Arbeitsjacketts und beugt sich zu dem Manne herab, der in abgetragener alter Fliegeruniform am Fuße der Leiter steht.

«Ja, ich bin der Pedell», bestätigt er. «Worum geht es denn?»

«Gibt es hier noch ein anderes Lyzeum?»

Der Alte schüttelt den Kopf. «So groß ist unsere Stadt nun auch wieder nicht. Sie suchen jemanden, nicht wahr?»

Die Antwort Detjens kommt ein wenig zögernd. «Ja.»

«Ein Mitglied unseres Kollegiums?»

Achim nimmt die zerknautschte Mütze ab und reibt sich die Stirn. «Nein, nicht so hoch hinaus. Eine Schülerin.»

Der Pedell mustert ihn teilnahmsvoll. «Jetzt erst gekommen?» Er wartet keine Bestätigung ab, man sieht es ja. Statt dessen steigt er von seiner Leiter herunter. «Wer ist es denn?»

«Uta Rademacher.» Es hat keinen Sinn, wie die Katze um den heißen Brei zu gehen.

«Oberprima?»

«Sicher.» Genau weiß er es nicht.

«Wollen Sie hier warten?»

Das scheint weder üblich noch erwünscht zu sein, deshalb beeilt sich Achim zu erklären, er wäre nur ein paar Stunden in der Stadt. Im übrigen – falls das da drüben ein Café sei, würde er . . .

«Café, Justes'», bestätigt der Pedell. «Ich schicke Ihnen die Uta rüber. Es ist sowieso gleich große Pause.»

Detjen bedankt sich.

«Lassen Sie nur!» Der Pedell winkt ab.

Es ist ein Café im Stil der Jahrhundertwende, von altmodischer Gemütlichkeit. Zwei spiegelbelegte Pfeiler sind mehr Deckenstütze als Zierat. Auf einer Seite wurden durch Trennwände drei Nischen geschaffen, deren Begrenzungen ebenso geschwungen sind wie die Tisch- und Stuhlbeine, die Scheiben der Flügeltüren zur Straße hinaus und zu einem weiteren Gastzimmer, das wohl den Ortsvereinen vorbehalten ist.

In der hintersten Nische nimmt Detjen Platz. Er setzt sich so,

daß er, wenn er sich etwas vorbeugt, in einem der Säulenspiegel den Eingang sieht, selbst aber nicht gesehen werden kann. Er bestellt sich einen Tee und ist nun Frau Rademacher von Herzen dankbar für die zehn Mark, die sie ihm heute früh beim Verlassen der Wohnung aufdrängte. Ein Mann ohne Geld sei unmöglich, meinte sie, und er könne es ihr ja vom Überbrükkungsgeld zurückgeben.

Um diese Stunde ist Café «Justus» kaum belebt. Einige Hausfrauen sind da, die sich von den Anstrengungen des Einkaufs mit Torten und Sahneportionen erholen. Die Kellnerin hat wenig zu tun; sie lehnt an der Theke und sieht zu, wie der Inhaber selbst mit bedächtigem Schnitt Torten teilt. Ein Radio ist eingeschaltet und plätschert die althergebrachten Salonstücke ins Café – Zwischenmusiken, Suiten, Phantasien ...

Die Zeit vergeht quälend langsam. Detjen trommelt mit den Fingerkuppen auf die Tischdecke, wird sich aber seiner Nervosität bewußt und zwingt sich, einen ruhigen Eindruck zu machen.

Wieder öffnet sich die Schwingtür, und ein Blick in den Spiegel läßt Detjen in die hinterste Ecke der Nische zurückrutschen. Ein französischer Offizier – graue Schläfen, Goldrandbrille – tritt in Begleitung eines Zivilisten in das Gastzimmer, legt seine Aktentasche in die Nachbarnische und tritt an den Garderobenständer, Mantel und Käppi abzulegen. Der Zivilist hängt seine Baskenmütze und eine aus alten Armeebeständen stammende Kutte daneben. Achim kann das alles gut beobachten.

Der Zivilist ist ein ganz anderer Typ als der Capitaine. Er ist von gedrungener, kräftiger Statur und hat ein derbes, beinahe ein Bauerngesicht. Wahrscheinlich stammt er aus der Bretagne. Sein aschblondes Haar ist zu einer extrem kurzen Bürste geschoren, und er liebt es wohl überhaupt, sich ein bißchen amerikanisch zu geben. Dafür sprechen auch die blaugrauen Niethosen und der aus dem gleichen Material gefertigte kurze Lumberjack. Diese Mode fängt eben erst an, sich in Europa durchzusetzen. Die großformatige Kamera, mit einem Blitzgerät gekoppelt, und eine Umhängetasche mit Fotoutensilien lassen

auf den Beruf des jungen Mannes schließen. Ein Reporter, denkt Detjen. Achim wagt sich nicht mehr aus seiner Nische heraus.

Wohl oder übel muß sich die Kellnerin von der Theke lösen. Sie nimmt an der Nebennische zwei Mokkabestellungen entgegen und geht mit wiegenden Hüften zur Küche.

Nur durch den schmalen Raumteiler von Detjen getrennt, unterhalten sich die beiden Franzosen. Sie sprechen in ihrer Muttersprache miteinander, die Achim nicht versteht. Er bekommt gerade mit, daß der Capitaine Renard heißt und der junge Mann «Monsieur André» angeredet wird. Der Flieger würde sich noch unwohler in seiner Haut fühlen, wenn er dem Gespräch folgen könnte. Es genügt ihm, daß sein Name fällt.

«Da haben Sie die Bundesrepublik gleich, wie ich sie immer wieder erlebe, Monsieur André», sagt der Offizier. «Nichts von bewältigter Vergangenheit! Ein Mann, den wir suchen, ist da und ist auch nicht da. Dieser Detjen kann verschwinden.»

«Und das ohne Falltür und doppelten Boden!» wirft der Reporter trocken ein und legt mit Gewohnheitsgeste Block und Kugelschreiber vor sich hin.

«Aber er hat Spießgesellen», fährt Renard fort. «Und das ist das Problem!»

Das Klappen der Schwingtür läßt Achim wieder in den Spiegel schauen. Uta Rademacher erscheint. Sie kennt das Café; sie verliert keine Zeit mit dem fruchtlosen Versuch, den Gesuchten vom Eingang her zu entdecken. Sie geht in den Raum und blickt in die Nischen. Lebhaft kommt sie auf den Flieger zu. Als sie ihn ansprechen will, legt er den Finger auf den Mund. Das Mädchen versteht überhaupt nichts, doch sie setzt sich zu ihm und flüstert: «Was ist geschehen?»

Leise antwortet er mit einer Kopfbewegung zur Mittelnische: «Die Franzosen sind hinter mir her. Ich kann hier nicht 'raus. Würden Sie für mich telefonieren?»

Uta nickt eifrig. «Gern.»

«Rufen Sie die Baracke am Bahnhof an. Verlangen Sie einen

Mann namens Schröder. Wenn Sie ihn nicht kriegen, versuchen Sie es später noch einmal. Falls er sich meldet, sagen Sie ihm, daß Sie für mich anrufen und daß ich auf eine Nachricht von ihm warte.»

«Gut!» Sie steht sofort auf und wendet sich zum Öffentlichen Fernsprecher dicht an der Schwingtür. Endlich serviert die Kellnerin den Tee und zwei Scheiben Zitrone dazu. Zucker steht auf dem Tisch. Dann läuft sie weiter zur Nachbarnische. Sie hat den Mokka auf demselben Tablett; vermutlich haßt sie unnötige Wege.

Unterdessen gehen die Hausfrauen. Eine Gruppe Teilnehmer an einer Beerdigung kommt herein. Für sie wird der Vorhang zum zweiten Gastzimmer geöffnet. In dem anderen Raum wird ein Imbiß angerichtet, Flaschen und Gläser stehen bereit.

Alle wenden die Köpfe, als ein französischer Armee-Kradfahrer erscheint. In seiner Ledermontur und dem flachen Stahlhelm stört er das zivile Bild, dies um so mehr, da er sich wie in einer Kaserne bewegt. Er erspäht den Capitaine, baut sich vor dessen Tisch auf, knallt die Hacken zusammen, grüßt und entnimmt seiner Meldetasche ein Päckchen.

«Mon Capitaine, les papiers!» Erklärend fügt er hinzu: «J'étais dans la baraque, Monsieur Lachmann avait l'amabilité, m'accompagner.» Er übergibt das Päckchen. «S'il vous plaît, mon Capitaine!»

In der Tat hat Lachmann die Freundlichkeit besessen, den Kradfahrer zu begleiten. Fast unbemerkt ist er hinter dem Soldaten hereingetreten und steht nun mit dem Hut in der Hand neben ihm. Renard erhebt sich, ihn zu begrüßen.

«Merci», wendet er sich an den Melder. «Sortez!» Und während sich der Kradfahrer mit scharfer Drehung entfernt, nimmt der Offizier Lachmann zuvorkommend den Mantel ab und stellt dabei vor: «Monsieur André vom ‹Journal Parisien›, ein alter Bekannter . . .» Der Journalist steht auf, verbeugt sich und drückt Lachmanns Hand. «Das, Monsieur André, ist Herr Lachmann. Einer der wenigen Deutschen hierzulande, die das Potsdamer Abkommen ernst nehmen.»

Detjen lehnt den Kopf an die Trennwand. Jetzt wird nebenan deutsch gesprochen; jetzt kann er folgen. Der Offizier beherrscht die Sprache fließend; dem Reporter bereitet es Mühe, sich in ihr auszudrücken. «Ich hoffe, diese Geschichte ist nicht der erste Eindruck, den Sie von unserem Lande erhalten. Es ist mir vollkommen unklar, wie dieser Detjen verschwinden konnte», sagt Lachmann.

«Man muß ihn gewarnt haben», meint der Capitaine.

«Jemand, der die französischen Fahndungslisten kennt», präzisiert André. «Wer kommt da in Frage?»

«Nennen Sie unbesorgt Namen, Herr Lachmann. Es bleibt unter uns.»

Das Erscheinen Utas hindert Detjen, dem Gespräch weiter zu folgen. Bis jetzt hat er es einerseits beklommen, andererseits nicht ohne Sympathie für Lachmann verfolgt.

Uta bedauert, in der Baracke niemand erreicht zu haben. Sie bleibt stehen. Achim nimmt sie am Arm und zieht sie neben sich, weil die Kellnerin es merkwürdig finden könnte, daß der Mann sitzen bleibt. Nebenan wünscht auch Lachmann, Mokka zu trinken.

«Für mich nichts», sagt Uta, als die Kellnerin zu ihnen kommt, doch Detjen bestimmt: «Einen Tee, bitte!». Er wartet, bis die wiegenden Hüften fortgeschaukelt sind, und dringt dann in Uta: «Ich brauche meine Sachen. Und fragen Sie Ihre Frau Mutter, ob sich Deutsche nach mir erkundigt haben. Vielleicht hat sich dieser Herr Schröder schon gemeldet, vielleicht sogar etwas hinterlassen. Eine andere Telefonnummer zum Beispiel oder eine Adresse. Wollen Sie das für mich tun?»

«Natürlich.» Sie ist voller Eifer, ihm zu helfen; sie will sofort aufstehen, doch er hält sie fest.

«Bleiben Sie noch. Es könnte auffallen, wenn Sie sich gleich wieder entfernen. Außerdem müssen Sie Ihren Tee trinken.»

Auch darauf geht sie ein. Sie lehnt sich zurück, verschränkt die Hände im Schoß und sieht Achim prüfend an. Das kommt ihr alles recht geheimnisvoll und undurchsichtig vor, und unwillkürlich lauscht nun auch sie dem Gespräch in der Mittelnische.

«Der Mann ist fremd und mittellos», betont Lachmann gerade. «Er kommt nicht weit.»

Da ist Renard nicht so sicher. «Die alten Kameraden. Die alte braune Pest. Und unsere ‹teuren Verbündeten› aus Übersee sehen zu.»

André sucht eine Entschuldigung für diese Haltung. «In den Staaten hat es keine faschistische Besatzung gegeben.»

«Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?» fragt Lachmann.

Der Offizier antwortet: «Ihre Polizei muß in die Fahndung eingeschaltet werden. Viel Hoffnung habe ich nicht, aber wir wollen nichts unversucht lassen.»

Uta hat den Tee, der inzwischen gebracht wurde, zur Hälfte ausgetrunken. Ihre Unruhe ist unverkennbar. Da sagt Detjen, jetzt würde es nicht mehr auffallen, wenn sie sich entfernt. Sie will gehorsam aufstehen, als nebenan André sich erkundigt, wessen Renard den ominösen Flüchtling Detjen beschuldige. Das Mädchen gleitet auf die Polsterbank zurück. Es will die Antwort hören.

«Des Mordes», antwortet der Offizier, «des Mordes an einem Wehrlosen. Ich habe mir von unserem Stab die Unterlagen kommen lassen.» Knistern von Papier verrät das Öffnen des Päckchens. «Nach Kriegsende übergab ein Filmamateur aus Rouen diesen Streifen unseren Gerichten. Er hatte im Juni neunzehnhundertvierzig einen Luftkampf aufgenommen, den er vom Dachfenster seines Hauses aus beobachten konnte. In diesem Luftkampf wurde einer unserer Jäger abgeschossen, nun, es war Krieg. Aber was dann folgte! Aus dem Amateurfilm sind Fotos gezogen worden. Wie Sie sehen, verließ der Pilot unserer Bloch-einhundertzweiundfünfzig seine brennende Maschine mit dem Fallschirm. Während er niederschwebte, griff ihn der deutsche Jäger erneut an. Eine Art Scheibenschießen. Unser Pilot war tot, als er den Boden erreichte. Ich muß Ihnen nicht sagen, daß dieses Schießen auf einen Wehrlosen gegen jedes Kriegsrecht verstößt.» Er gibt seiner Stimme einen sachlichen Klang, als er weiterberichtet. «Diese Aufnahmen waren zunächst alles, was wir zur Verfolgung des Kriegsverbrechens in

der Hand hielten. Der Typ des deutschen Jagdflugzeugs ist leicht zu identifizieren. Es handelt sich um eine Mehundertneun, den Standardtyp der faschistischen Jagdflugzeuge. Deutlich zu erkennen ist hier das taktische Zeichen der Maschine und da ein Geschwaderabzeichen. Drittens sehen Sie am Leitwerk senkrecht stehende weiße Striche. Sie geben darüber Auskunft, in wie vielen Luftkämpfen der deutsche Flieger gesiegt hat. Als der Service de documentation exterieur et de contre espionage, der SDECE, mit der Feststellung des Mordschützen beauftragt wurde, haben meine Kameraden zunächst alte Aufklärungsunterlagen über die Verbände der faschistischen Luftwaffe und ihre Standorte während der Kriegshandlungen gesichtet. Wertvolle Hinweise bekamen wir von ehemaligen Kämpfern der Résistance, aber auch von Frauen und Männern, die während der Besatzung dienstverpflichtet wurden. So stellten wir zweifelsfrei fest, daß es sich um eine Maschine vom Jagdgeschwader Immelmann gehandelt hat. In diesem Verband hatte zur fraglichen Zeit nur einer die am Leitwerk ablesbare Zahl von Abschüssen – der Leutnant Achim Detjen.»

Uta ist blaß geworden. Sie schluckt schwer. Wie um sie zu beruhigen, greift Achim nach ihrer Hand, doch sie zieht sie hastig zurück, als fürchte sie sich, von ihm berührt zu werden. Mit Schaudern denkt sie daran, daß sie gestern darauf gewartet hat, er möge sie in die Arme nehmen, und daß sie voll und ganz bereit war, sich ihm anzuvertrauen. Diesem Mordschützen.

Lachmanns Stimme ist zu hören. «Haben Sie ein Foto von ihm?» Offensichtlich zeigt Renard dem anderen ein Foto; denn er sagt:

«Das ist Fliegerleutnant Achim Detjen.»

Achim Detjen in der Nachbarnische sieht auf sein Teeglas nieder. Seine Miene bleibt ausdruckslos. Er unterdrückt das Lächeln, das sich hervordrängen will. Er kennt jenes Foto genau und weiß, daß ihn mit dessen Hilfe kein Mensch identifizieren kann. Denn das Bild zeigt einen anderen Achim Detjen . . . Nur mit gutem Willen könnte man eine gewisse Ähnlichkeit herauslesen.

«Das Foto ist zehn Jahre alt», sagt Lachmann. «Er stand vor mir, aber ich könnte Ihnen nicht sagen, ob er es war. Ich könnte ihn auch nicht beschreiben. Die vielen Gesichter ...»

Und wieder Renards Stimme.

«Auch für den SDECE kommt das Auftauchen dieses Detjen völlig überraschend. Das Jagdgeschwader Immelmann – es hat seinen Namen nach einem Flieger-As des ersten Weltkrieges – wurde bald nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion an die Ostfront verlegt. Wir haben seinen Weg verfolgt. Den vorliegenden Materialien zufolge, ist Detjen laut unseren Recherchen am dreißigsten Mai neunzehnhundertzweiundvierzig im damaligen Mittelabschnitt der Front abgeschossen worden. In seiner Heimatstadt Hamburg haben wir festgestellt, daß er offiziel ‹vermißt› gemeldet wurde, ‹vom Feindflug nicht zurückgekehrt›. Es ist ein Zufall, daß Detjen überhaupt noch in der Fahndungsliste steht.»

Eine kleine Pause entsteht, dann sagt André: «Danke, mon Capitaine! Habe ich Sie vorhin richtig verstanden? Sie halten das Verschwinden eines solchen Mannes aus einem Kriegsgefangenentransport und seine wundersame ‹Rettung› vor der Militärpolizei für typisch, was die Verhältnisse in der Bundesrepublik angeht?»

«Es ist nicht der einzige Fall», umgeht Renard eine klare Antwort. «Ich zahle, Mademoiselle!» ruft er und fährt fort: «Ich glaube, Sie verstehen, daß ich Ihnen diese Geschichte nicht im Büro erzählen konnte. Aber Sie müssen sie kennen.» Die Kellnerin kassiert; die drei Männer begeben sich zum Kleiderständer, dann verlassen die das Café «Justus».

Detjen atmet erleichtert auf. Er dreht sich zu Uta Rademacher mit einem entspannten Lächeln, das sie nicht erwidert.

«Ist das wahr?» fragt sie.

Achim könnte mit gutem Gewissen «nein» sagen, aber er darf es nicht. Er antwortet mit einer Gegenfrage: «Trauen Sie mir das zu?» Und da hinein legt er allen Charme, den er in dieser Situation aufzubringen vermag.

Das prallt von ihr ab. Dazu sitzt ihre jähe Ernüchterung zu

tief. Sie hatte sich doch ein recht romantisches Bild zusammengezimmert von einem Mann, der nach langen schweren Jahren nach Hause kommt und einsam ist.

«Ich weiß es nicht», erwidert sie hilflos. «Aber wenn Sie es getan haben . . .»

In ihren Worten schwingt etwas Drohendes. So sehr ihm gefällt, wie sauber und anständig dieses Mädchen auf die Wahrheit über Achim Detjen reagiert, er muß sie dazu bringen, ihm zu seinen Unterlagen zu verhelfen, zu diesen Requisiten seiner Rolle, die er dringend benötigt. So entschließt er sich zu einer Erklärung, die den Sachverhalt trifft und die er doch notfalls mit Leichtigkeit als Notlüge disqualifizieren kann.

«Es war meine Maschine, Uta, aber ich saß nicht drin. Ich kann Ihnen das jetzt und hier nicht erklären, doch Sie müssen mir glauben.»

Sie sieht sein besorgtes Gesicht. Da hat sie doch wieder Mitleid mit ihm, und es kann ja auch sein, daß es sich so verhielt, wie er sagt, daß die Franzosen nicht alles wissen...

Uta Rademacher steht langsam auf.

Für Frau Rademacher bedarf es keiner Diskussion. Die Zweifel, die ihre Tochter quälen, teilt sie nicht einen Augenblick. Sie ist eindeutig und ohne zu zögern für Detjen und bereit, alles zu tun, den Flieger dem Zugriff der «fremden Schnüffler» zu entziehen.

In der Küche miteinander flüsternd, entwerfen die beiden Frauen einen Plan. Die Mutter wird sich geben, als sehe sie die Notwendigkeit der militärpolizeilichen Aktion ein; sie wird Kaffee kochen und die drei Franzosen zu einem Imbiß herüberbitten. Unterdessen kann Uta ungestört die Sachen zusammenpacken und sie aus der Wohnung schmuggeln.

Die beiden Militärpolizisten sind von der Einladung durchaus angetan – zwei arglose junge Männer, die keine Hintergedanken vermuten. Und so gut ist die Verpflegung in französischen Kasernen nicht, daß eine derartige Einladung nicht lockt.

Auch der Leutnant lehnt nicht ab, nur macht er mit einem

einzigen Satz den Plan der Damen Rademacher zunichte. Er verfügt, daß seine Begleiter nacheinander essen sollen und daß immer einer im Korridor die Wohnungstür bewacht. Im übrigen, läßt er wissen, erstrecke sich der von Capitaine Renard verhängte Hausarrest selbstverständlich auch auf Mademoiselle.

Schröder weiß nicht recht, wie er sich Born gegenüber verhalten soll. Der war und ist noch ein «großes Tier», und wenn er im Augenblick auch keine maßgeschneiderte schwarze Uniform mit ehrfurchtgebietenden goldumrandeten Spiegeln trägt – der blonde Hüne hält es für ratsam, sich zackig zu geben und einen «guten Eindruck» zu machen. Kaiser, der zusah, wie sich Born wusch und umzog, hat Schröder grinsend auf eine Gemeinsamkeit zwischen ihm und dem ehemaligen SS-Führer hingewiesen – wie durch ein Wunder haben beide die gleiche Kriegsverletzung, einen Streifschuß unter dem linken Arm, der ausgerechnet die Haut weggefetzt hat, wo die Blutgruppe tätowiert war. Nur hat Born diese Verletzung schon ziemlich am Anfang des Krieges erlitten – sie wurde fachmännisch in einem SS-Sanatorium ausgeführt, garantiert schmerzlos, und mit einem Verwundetenabzeichen belohnt –, während Schröder sie sich auf der Flucht vor der Sowjetarmee in panischer Angst selbst mit einer krachenden 08-Armeepistole zufügte. Das Wissen um diese Gemeinsamkeit behält Schröder hier im Haus am Stadtrand vorsichtshalber für sich.

Er hat Born soeben unterrichtet, daß nun außer der Militärpolizei auch die deutsche Polizei Jagd auf Detjen macht. Zu diesem Zweck hat Capitaine Renard vom SDECE seine Unterlagen dem zuständigen Kriminalkommissariat zur Verfügung gestellt.

«Wir müssen den Mann haben, sonst steht alles in Frage», betont Born noch einmal.

Schröder macht die Bewegung des Pistolenschießens. «Vielleicht gelingt es uns, ihn rechtzeitig auszuschalten. Ich habe ganz gute Beziehungen zur Polizei; ich kann es organisieren,

daß ich zu gegebener Zeit einen Tip bekomme.»

Der ehemalige SS-Führer hebt abwehrend die Hand. «Kein Aufsehen! Eines ist mir drüben klargeworden: Mit den alten Methoden erreichen wir nichts mehr. Wir brauchen elegantere Lösungen, Schröder! Es täte mir sogar leid um den Mann. Diese Geschichte in Rouen – das hätten wir sein können. Solche Männer brauchen wir noch. Außerdem – was käme denn heraus, wenn man Detjens Leiche im Stadtwald fände? Dieser Ort stünde im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, und mit Sicherheit gäbe es jemanden, der die Theorie vom Fememord hochspielen würde. Die Gazetten zehrten wochenlang davon. Reporter in Massen . . . Alles Dinge, die wir vermeiden wollen. Lassen Sie Ihre Muskeln aus dem Spiel, und versuchen Sie ausnahmsweise, mal mit dem Kopf zu arbeiten.»

Beleidigt ist Schröder nicht, im Gegenteil, er hält Born für einen großen Strategen.

Über der Stadt liegt die Nacht. In der Kleiststraße brennen die Gaslaternen. Ihr trübes Licht erhellt sie kaum. Es ist still. Ganz selten einmal Fußgänger, gelegentlich ein Fahrzeug. Die erleuchteten Fenster stellen gelbliche Rechtecke in die Dunkelheit.

Die ungenügende Beleuchtung der Straße ist Detjen willkommen. Vom Stadtpark her nähert er sich dem Rademacherschen Haus. Seine Situation ist verfahren. Daß sich Uta nicht am vereinbarten Treffpunkt einfand, betrachtet er als Beweis dafür, daß die Franzosen immer noch in der Wohnung sind und nun auch das Mädchen dort festhalten. Achim ist sich völlig klar darüber, wie gewagt es ist, gleichsam in die Höhle des Löwen zu gehen. Er hat keine andere Möglichkeit. Im Grunde ist ihm sogar unklar, was er in der Kleiststraße zu erreichen hofft. Papiere und Geld – darum geht es. Achim ist sich bewußt, daß er mit den zehn Mark von Frau Rademacher unter Umständen lange auskommen muß; er wirtschaftet so sparsam wie möglich. Seine Mittagsmahlzeit bestand heute aus drei trockenen Semmeln. Rund acht Mark hat er noch in der Tasche. Ob er damit bis zu

Borns kommt? Ihm wird nichts übrigbleiben, als per Anhalter zu reisen, auch auf die Gefahr hin, daß die Lkws unterwegs in Polizeikontrollen geraten. Ans Aufgeben denkt er nicht. Er hat diese Aufgabe übernommen und ist mit Nachdruck darauf hingewiesen worden, wie gefährlich und kompliziert sie ist – er wird die Freunde nicht enttäuschen, wird sich durchbeißen, so gut es geht.

Achim Detjen hält sich dicht an den Häuserwänden und bleibt in ihrem Schatten. Wo Vorgärten sind, bieten ihm die Büsche mit ihrem Gestrüpp notdürftige Deckung. Die Zäune – während des Krieges eingeschmolzen – wurden bisher nur in wenigen Fällen erneuert.

Dem Haus Nummer zwölf gegenüber tritt er in einen Eingang. Nur in einigen Wohnungen brennt Licht. Lediglich die Rademachersche Etage ist hell erleuchtet, und das deutet der Flieger als Warnung für ihn. «Keine Landeerlaubnis» sozusagen.

Der Mann im Schatten läßt sich Zeit. Er beobachtet sorgfältig. Er ruft sich den Schnitt der Wohnung ins Gedächtnis, versucht die Lage der Zimmer zu rekonstruieren. Schwer zu sagen, wo sich die Militärpolizisten aufhalten. Er klaubt ein Steinchen auf, um es an eine Scheibe zu werfen, hinter der Frau Rademacher oder Uta sein könnten – er läßt es sofort wieder fallen. Viel zu riskant!

Er steht und wartet. Eine halbe Stunde, eine ganze ... Eine Kirchturmuhr schlägt die elfte Stunde. Es ist kalt. Ein leiser Wind kommt auf und macht das Gestrüpp rascheln. Detjen schlägt die Arme um den Leib und tritt von einem Bein aufs andere, stellt den kurzen Kragen hoch. Er läßt keinen Blick von der Rademacherschen Etage. Mit einem Anflug von Selbstironie denkt er, daß er schon öfter vor fremden Häusern gefroren hat – allerdings unter anderen Voraussetzungen. Da war er der Jäger.

Gegen halb zwölf wird oben ein Fenster geöffnet. Uta. Sie ist mit Sicherheit allein im Zimmer; es sieht aus, als wollte sie gerade schlafengehen. Er erblickt nackte Schultern und entblößte

Arme. Wahrscheinlich schläft sie immer bei offenem Fenster.

Uta Rademacher läßt sich viel Zeit mit der Befestigung der Flügel. Unverkennbar schaut sie die Straße hinauf und hinab, als suche sie etwas.

Zu langer Überlegung bleibt keine Zeit. Detjen tritt aus seiner Deckung und steht einen Augenblick im Licht einer der Laternen, hebt die Hand, tritt wieder zurück.

Uta muß ihn gesehen haben, aber sie geht vom Fenster weg ins Zimmer. Das Licht erlischt, flammt wieder auf, erlischt neuerlich.

Er wartet.

Uta erscheint wieder. Nur undeutlich nimmt er sie im dunklen Umriß des Fensters wahr. Er glaubt ihre Hände zu sehen, die irgend etwas Dunkles halten. Dieses Dunkle fällt, fällt vorüber an einem hellen Fenster des Stockwerks darunter und klatscht mit einem leisen, dumpfen Schlag auf die vom Regen aufgeweichte Erde des Vorgartens. Uta verschwindet. Das Fenster bleibt offen und dunkel.

Blitzschnell überquert Detjen die Straße, ist im Garten, hebt ein zusammengeknotetes Kopftuch auf und fühlt durch den dünnen Stoff die Umrisse seiner Brieftasche und der zusammengebundenen Feldpostbriefe. Sich zurückziehend, atmet er tief. Er ist einen Schritt weiter.

Noch einmal blickt er sich sichernd um. Nichts regt sich. Die Kleiststraße ist menschenleer, der Vorfall ist unbemerkt geblieben. Er geht wieder in Richtung Stadtpark.

Detjen irrt sich: Sechs, sieben Häuser entfernt steht auch ein Mann in einem Hauseingang, länger schon als er und nicht weniger geduldig, ein hagerer Mann mit einem Vogelgesicht, einem tief in die Stirn gezogenen grauen Filz, die Hände in den Taschen des dunklen Ulsters. Es ärgert ihn jetzt, daß er den Flieger nicht kommen sah.

Ganz langsam nimmt Kaiser die Hände aus den Taschen und greift mit der Rechten unter das Sakko. Metallisch kalt liegt der Griff einer Walther in seiner Faust.

Ahnungslos läuft Detjen vorüber. Schon ist Kaiser auf lautlo-

sen Kreppsohlen hinter ihm und drückt ihm die Pistolenmündung unters Schulterblatt.

«Gehen Sie langsam weiter, Detjen!» sagt er leise. «Bloß keinen Krawall. Die nächste Querstraße links ...»

Achim ist zusammengezuckt, ist wirklich überrascht. Und trotz des unangenehmen Drucks von hinten erleichtert. Daß das keinesfalls Polizei sei, denkt er, denn die Polizei scheut den Krawall nicht. Auch wäre sie kaum mit einem einzigen Mann in Aktion getreten. Dasselbe gilt für die Franzosen – auch sie sind nicht zur Illegalität gezwungen. Illegal jedoch ist diese «Festnahme», ganz eindeutig.

Wenn er wollte, könnte er sie sofort aufheben. Man hat ihn auch auf solche Situationen vorbereitet, und er beherrscht die komplizierten Judogriffe zur Abwehr derartiger Pistolendrohungen. Eine Schußwaffe, hat ihm sein Trainer eingeschärft, ist nur dann gefährlich, wenn sie sich außerhalb der eigenen Reichweite befindet. Der Mann hinter ihm hätte keine Chance.

Detjen überlegt kalt. Was erwartet der Kerl da hinter ihm? Macht es ihn, Achim, verdächtig, wenn er sich nicht wehrt? Allerdings – daß er die Möglichkeit dazu hätte, das Training vor allem, weiß der mit der Pistole keinesfalls. Eine Ausbildung in der «sanften Kunst» der Selbstverteidigung gehörte nicht zum Lehrprogramm an den Jagdfliegerschulen der faschistischen Luftwaffe. Andererseits – wen würde der Oberleutnant Achim Detjen da hinter sich glauben? Der wüßte nicht, daß die Adresse in seiner Tasche die eines ehemaligen hohen SS-Führers ist, der seine Vertrauensseligkeit inzwischen bereuen und beschlossen haben könnte, einen Mitwisser auszuschalten.

Ihm, der hier in der Kleiststraße vor einer Pistole geht, ist bekannt, daß besagter Herr Born den über das Rote Kreuz laufenden Briefwechsel aus dem Gefangenenlager zur Übermittlung verschlüsselter Nachrichten benutzte. Er hatte auf diese Weise sein Abholen veranlaßt und konnte nur deshalb sofort nach dem Einlaufen des Zuges spurlos verschwinden. Dazu brauchte er Leute, Leute vom «Kameradenhilfswerk». Zweifellos gehört der Pistolenheld zu ihnen. Das bedeutet, daß die

bereits abgerissen geglaubte Verbindung zu Born wiederhergestellt ist. Völlig ungeklärt bleibt, zu welchem Zweck. Die Vermutung einer «Ausschaltung» ist so abwegig nicht. Auch dieses Risiko war vor seinem Einsatz im Gespräch.

Der Flieger Achim Detjen ist sicher nicht der Mann, sich wie ein geduldiges Schaf ins Ungewisse führen zu lassen. Er bleibt stehen. «Was wollen Sie von mir?»

Der Druck der Pistolenmündung verstärkt sich. «Sind Sie schwer von Begriff? Los, gehen Sie, und machen Sie mir keine Scherereien.»

In der Nebenstraße steht der alte Opel.

4

Achim Detjen vermutet, daß in diesem Haus am Stadtrand auch Born die Kleidung gewechselt hat. Ein Interimsquartier mit zusammengewürfeltem Mobiliar, lieblos zusammengestellt, nur zweckmäßig, nicht anheimelnd. Ein wenig verloren steht der Flieger mitten in dem ungastlichen Raum.

Das Vogelgesicht legt den Mantel ab und behält den Hut auf. Dann deutet er auf die Zivilkleidung, die über einer Stuhllehne liegt. «Weg mit den Militärklamotten! Ziehen Sie das da an. Es wird passen. Nun machen Sie schon!»

Detjen rührt sich nicht vom Fleck. «Den Teufel werde ich tun!» braust er auf.

Kaiser hockt wieder auf seiner geliebten Sessellehne. «Ich bestimme, was hier geschieht», sagt er friedfertig. «Und keine Dummheiten, Freundchen!» Flüchtig schlägt er das Sakko auf und läßt die Waffe im Schulterhalfter sehen. «Umziehen, habe ich gesagt!»

Achim zuckt die Schultern und gehorcht. Immerhin, um ihn umzulegen, würden sie ihn schwerlich erst einkleiden. Diese Type ist ihm zwar zutiefst zuwider, aber es hat keinen Zweck, sich zu sträuben. Er läßt sich Zeit und beobachtet den Pistolen-

helden aus den Augenwinkeln. Der hat sich über sein Bündel hergemacht und «filzt» dann auch die Taschen der abgelegten Uniformteile. In der Brusttasche findet er Borns Zettel. Ohne ein Wort zu sagen, läßt er sein Feuerzeug schnappen, hält die Flamme ans Papier, bis dieses lichterloh brennt, und legt es dann behutsam in den Ascher.

Dem Flieger werden Zusammenhänge klar. Dieser Zettel dürfte das auslösende Moment für die Jagd auf ihn gewesen sein. So unrecht hatte er also nicht mit seiner Vermutung. Trotzdem hält er es für geraten, aufzubegehren. «Was soll das?»

«Schnauze!» weist ihn das Vogelgesicht zurecht. «Wenn einer fragt, bin ich das.» Und dann fängt er an zu fragen. Dazu rutscht er von seiner Sessellehne und beginnt, durchs Zimmer zu gehen, Detjen gleichsam zu umkreisen. «Sie heißen?»

«Was geht Sie das an?»

«Immerhin habe ich Sie vor einem handfesten französischen Strick bewahrt.»

«Warum?» bohrt Detjen. Eine Antwort erwartet und erhält er nicht.

«Sie heißen?»

Das muß wohl so sein. Soll er doch seinen Willen haben! Achim ist für solche Verhöre bestens präpariert. Auf dieser Strecke fühlt er sich sicher.

«Detjen, Achim. Einundzwanzigster zweiter neunzehn. Hamburg. Gröningerstraße vier. – Sonst noch was?»

«In welchem Geschwader haben Sie gedient?»

«Jagdgeschwader Immelmann.»

«Wann in russische Gefangenschaft gekommen?»

«Dreißigster Mai zweiundvierzig. Im Mittelabschnitt.»

«Ihr letzter Geschwaderchef?»

«Krösing. Oberst Günter Krösing.»

«Wie hieß Ihr Vater?»

«Jens.»

«Wo wurden Sie ausgebildet?»

«In Liegnitz!»

«Geburtstag der Mutter?»
«Zwanzigster zwölfter achtzehnhundertfünfundneunzig.»
«Ihr Vorname?»
«Olga.»
«Wie kommt man in Hamburg zur Gröningerstraße?»
Schlag auf Schlag kommen die Fragen, pausenlos. Der ständige Themenwechsel, das Hin- und Herspringen und die Methode, alles ohne Unterschied mit dem gleichen gelangweilten Ton zu fragen, verraten Routine. Dieser unansehnliche hagere Mensch ist gefährlich. Er beherrscht die Technik, einen Vernommenen allmählich zu verunsichern, aus dem ff, und die Tatsache, daß er nichts mitschreibt und sich ganz auf sein Gedächtnis verläßt, beruhigt auch nicht gerade, obwohl er damit gewiß erreichen will, daß sein Gegenüber sich gehen läßt und sich in Widersprüche verwickelt.

Detjen läßt sich nicht gehen. Die Hosen noch in der Hand, beantwortet er die Frage nach dem Weg zur Gröningerstraße mit der sachlichen Bemerkung: «Kommt darauf an, aus welcher Richtung.»
«Sagen wir von der Staatsbibliothek her.»
Achim steigt erst in das eine und dann in das andere Hosenbein. «Da ist es nicht weit. Über den Fischmarkt, dann kommt 'ne Brücke. Sie gehen ein Stück die Brandstwiete hinunter. Die erste Straße rechts ist die Gröninger. Alles Altstadt.»
Er hätte auch sagen können, wie die Brücke heißt, doch das verkniff er sich. So genau, wie er Hamburg von Fotos und durch Kartenstudium kennt, kennt niemand seine Heimatstadt. Es ist gut, alles zu wissen, aber eine lückenlose Aufzählung wäre verdächtig. Wer ist denn schon ein wandelndes Lexikon?
«Wo erhielten Sie Ihre Fliegerausbildung?»
«In Liegnitz. Aber das habe ich schon gesagt.»
«Und am Ziegenteich Bier getrunken?»
«In der Ziegenteichbaude. So heißt es genau.»
«Wie hieß Ihre Freundin?»
«Brigitte Sauer. Aber das alles geht Sie einen Dreck an.» Nun hat er die Hosen, die frisch gereinigt und gut gebügelt sind, an,

und da fühlt er sich wohler. «Wollen Sie mir nicht endlich sagen ...»

Zum erstenmal bleibt das Vogelgesicht stehen, wippt auf den Zehenspitzen und sieht Achim an. «Sie sind sich darüber klar, daß ich jede Ihrer Angaben nachprüfen werde?»

Detjen streift den Pullover über. «Von mir aus ...»

«Wenn Sie versucht haben, mir einen Bären aufzubinden, sind Sie ein toter Mann ...»

«Na, dann werde ich tausend Jahre alt.»

Kaiser kommt noch einen halben Schritt näher. «Sollte sich herausstellen, mein Bester, daß Sie sich hier eingeschlichen haben ... Mann! Wir kriegen alles heraus! Wenn es so etwas ist, reden Sie lieber gleich! Noch könnte ich Sie mit 'nem blauen Auge laufenlassen!»

Daß dieser Trick alles andere als neu sei, denkt der Flieger. Mit dieser Mischung aus brutaler Drohung und Augenzwinkern hat seinerzeit schon Joseph Fouché, Herzog von Otranto und berüchtigter Geheimdienstchef Napoleon Bonapartes, operiert. Und Leute wie dieser Kaiser, ein Westentaschen-Fouché oder Fouché-Verschnitt, haben Deutschland auch damit zwölf Jahre lang in Furcht und Schrecken gehalten. Achim Detjen macht sein unbefangenstes Gesicht. «Wovon reden Sie eigentlich?»

Das Vogelgesicht nimmt seine Wanderung wieder auf. «Na schön! Erzählen Sie mal ein bißchen von Rouen, Herr Oberleutnant. Wie hieß Ihr Mechaniker?»

«Paule. Unteroffizier Paul Lehmann.»

«Die vierte Staffel?»

«Nein. Die von Hauptmann Sanders. Die zweite.»

«Über Rouen haben Sie diesen Poilu heruntergeholt?»

Detjen hebt das Kinn, strafft sich und hat ein hochmütiges, ein «ehernes» Gesicht. «Das Jagdgeschwader Immelmann», erwidert er betont, «war berühmt für seine Härte gegen den Feind. Und selbst, wenn Sie hundertmal ein besonders geschickter Spitzel der Franzosen wären: Ich bereue nichts! Ich habe meine Pflicht getan und würde sie, wenn es sein müßte, morgen wieder tun!»

Plötzlich belebt sich das Vogelgesicht. Der Mann bleibt stehen, mustert den Flieger überrascht von Kopf bis Fuß und hat ein lautloses, sehr amüsiertes Lachen. «Ich als französischer Spitzel...», er dehnt genießerisch die Worte. «Das ist mal neu!» Kopfschüttelnd geht er zum Schrank und nimmt amerikanisches Büchsenbier heraus, das er vor Detjen auf den Tisch stellt. «Französischer Spitzel, das hat mir noch niemand untergeschoben! – Bier in Blech ist noch ungewohnt, wie? Sie werden sich daran gewöhnen.» Er fällt sogleich in den gewohnten Ton zurück. «Sie dürfen dieses Zimmer nicht verlassen. Ich gehe jetzt, Ihre Angaben zu überprüfen. Nachher sehen wir weiter. Ihre Papiere nehme ich mit – bis auf diesen Brief. Der ist wohl neueren Datums.»

Es ist eigentlich kein Brief, den er da in der Hand hält. Wenige Zeilen in einer großen, unausgeschriebenen, sauberen Schrift.

«Schreiben Sie mir nur, wenn Sie das Gegenteil beweisen können. Uta»

Sie lesen gleichzeitig.

«Aha!» spottet das Vogelgesicht. «Herr Oberleutnant haben ein Köpfchen verdreht, und dann kamen die Franzosen und erzählten von Herrn Oberleutnants Heldentaten...» Er lacht wieder auf seine lautlose Weise. «Wir sind eine zartfühlende Seele, scheint es. – Ehe ich es vergesse: Dort auf dem Tisch befindet sich Schreibzeug. Bis ich zurück bin, können Sie eigentlich mal zu Papier bringen, wo Sie in Rußland waren und welche Eindrücke Sie hatten. Dieses Haus wird übrigens scharf bewacht.»

«Also, wo brennt es?»

Inspektor Marunse vom Kriminalkommissariat der kleinen Stadt ist ein massiger Mann Anfang fünfzig. Er wirkt noch massiger durch den zu engen Trenchcoat, den er trägt, und durch den grünen Hut, der zu niedlich für seinen stiernackigen Kopf ist. Die Frage, mit der sich Marunse in Lachmanns Wohnung gewichtig auf einen Stuhl niedersenkte, ist eine Gewohnheits-

frage. Er beginnt jedes Gespräch so. Die ihn kennen, wissen das, so auch der schmalschultrige Kriminalassistent in seiner Wildlederjacke, der den «Chef» um Haupteslänge überragt. Er findet nichts dabei, daß Lachmann das auch weiß und mit einer Gegenfrage antwortet.

«Habt ihr diesen Detjen schon?»

Marunsè kramt aus der einen Manteltasche eine «Försterpfeife» mit S-förmigem Stiel, aus der anderen einen abgegriffenen Tabaksbeutel. Beides verschwindet in seinen Pranken. «Noch nicht», bedauert er, während er stopft. «Er ist wie vom Erdboden verschluckt – und das seit nunmehr vier Tagen.»

Lachmann, in einer grauen Strickjacke, geht zum Ofen, nimmt die Kaffeekanne herunter und füllt die Tassen, die er schon bereitgestellt hatte. «Daß er unter unseren Augen türmen konnte», bemerkt er über die Schulter, «läßt mir keine Ruhe. Ich habe hin und her überlegt. Es gibt nur eine Erklärung – er muß einen Wink bekommen haben.»

«Im Grunde konnten nur drei wissen, was gespielt wurde.» Der Inspektor spricht ein wenig undeutlich. Er hat gerade den Pfeifenstiel zwischen den Zähnen und hält das Streichholz über den Bruyère-Kopf. «Die Franzosen ausgenommen – du, die Sekretärin und dein Mitarbeiter Schröder. Du scheidest aus. Bleiben zwei.»

Sein Assistent beugt sich ein wenig vor. «Wenn Sie erlauben, Herr Inspektor: Der Vorgang ist genau rekonstruiert worden. Nach allen Aussagen wich die Abfertigung dieses Detjen von der Norm ab. Die anderen erhielten ihre Unterlagen in der Reihenfolge, in der sie an Herrn Lachmanns Tisch traten. Detjen mußte warten. Leute, die in der Schlange hinter ihm gestanden hatten, wurden vorgezogen. Das erklärt sich einfach daraus, daß die französischen Herren seine Papiere zurückhielten, vermutlich erst darüber sprachen, dann etwas Zeit brauchten, ihre Militärpolizisten in die Baracke zu dirigieren. Ich glaube, daß es keiner weiteren Warnung bedurfte. Der Mann hat etwas auf dem Kerbholz. Er war voller Mißtrauen. Wir wissen, daß am Vortag die Briten einen Mann wegbrachten. Vielleicht hat er

das bemerkt. Dadurch wuchs sein Mißtrauen weiter. Nach meiner Ansicht hat schon die Abweichung von der Norm genügt, den Mann zur Flucht zu veranlassen. Als er aufgerufen wurde, ist er vermutlich gar nicht mehr in der Baracke gewesen.»

Marunses Pfeife brennt. Genüßlich rauchend lehnt er sich zurück und denkt nach. Dann wiegt er den Kopf. «Eine Hypothese, die vieles für sich hat. Aber kein Beweis!»

Lachmann streicht mit der linken Hand das Tuch auf dem ovalen Tisch glatt. «Da gibt es noch etwas Merkwürdiges», setzt er neu an. «Ich habe heute früh die Bilanz des letzten Transports gezogen. Mit dem Transport Zet-zwohundertdreiundzwanzig sind vierhundertfünfzig Männer gekommen. So der Begleitschein der sowjetischen Militärbehörden. Vierhundertfünfzig! Bei uns durchgelaufen sind nur vierhundertneunundvierzig.»

«Und Detjen!» will Marunse präzisieren.

Der Einarmige schüttelt den Kopf. «Den habe ich schon mitgezählt. Demnach verschwanden zwei.»

«Sicher ein Fehler in den Begleitpapieren», bagatellisiert der Assistent achselzuckend. «Vielleicht mußte einer in letzter Minute ins Lazarett gebracht werden. So was kommt vor. Man hat das zu ändern vergessen.»

Lachmann verneint diese Möglichkeit. «Die Angaben aus dem Osten sind immer sehr exakt, Herr Riesel.»

Der Inspektor schließt sich kommentarlos Lachmanns Betrachtungsweise an. «Du glaubst, daß sich einer der Kontrolle gar nicht erst unterzog?»

«Ja. Er kam an und verschwand.»

«Und das ohne Geld und Papiere! Wirklich merkwürdig.» Marunse pafft gewaltige Wolken. «Irgendwer muß ihn in Empfang genommen haben. Ich glaube doch, wir sehen uns deine Leute mal näher an! – Riesel!»

«Herr Inspektor?»

«Sie haben es gehört. Statten Sie Herrn Schröder und der Sekretärin einen Besuch ab und klopfen Sie ein bißchen auf den Busch.» Nachdem sich sein Assistent entfernt hat, sagt er unvermittelt: «Ich überlege, ob ich die Sache ans LKA abgeben

soll. Ich habe für so was zu wenig Leute.»

Lachmann sucht seinen Blick. «Ich weiß dergleichen lieber in deinen Händen. Wenn sie es im Landeskriminalamt gleich zu den Akten legen, erfahren wir es nicht einmal.»

Das läßt der Inspektor unwidersprochen. Er gibt lediglich zu verstehen, wie schwierig eine solche Untersuchung für ihn ist. «Nach den Regeln der Kunst müßte man jetzt feststellen, ob dieser Detjen und der andere Verschwundene im Lager oder im Transportzug Kontakt miteinander hatten. Auf diese Weise ließe sich ermitteln, wer der andere war. Das heißt, man müßte vierhundertachtundvierzig in alle Winde zerstreute Heimkehrer fragen, die alle froh sind, daß sie es hinter sich haben, und die es so schnell wie möglich vergessen wollen. Wenn ich ihm das zumute, tippt sich mein Kriminaldirektor bloß an die Stirn. Der andere Weg wäre, in die sowjetische Lagerliste Einsicht zu nehmen. Dazu besitze ich keine Handhabe. Das müßte über die alliierten Militärmissionen gehen. Dienstwege sind lang und kompliziert, und auf ihnen geht vieles verloren.»

Lachmann lehnt sich zurück und schlägt die Beine übereinander. «Könnte man deine hochwohllöbliche Kriminaldirektion nicht irgendwie überspielen? Es muß doch noch andere Möglichkeiten geben.»

Der Inspektor steht auf und stampft schwer durch das kleine Zimmer. Die Dielen ächzen unter seinem Gewicht, in der Vitrine klirren leise die Scheiben. «Für mich nicht», sagt Marunse, «aber wenn du mitmachst ... Du könntest zum Beispiel Capitaine Renard von unseren weisen Überlegungen in Kenntnis setzen. So, als kämen sie dir gerade in dem Augenblick. Renard ist ein ausgezeichneter Mann und viel engagierter als seine amerikanischen und britischen Kollegen.»

Sein Gegenüber stimmt zu. «Schade, daß wir dann mit dem Namen nicht auch gleich den Mann haben.»

«Mein lieber Freund», seufzt der Pfeiferaucher und schaut aus der Höhe auf den Sitzenden nieder. «Wir haben eine ganze Reihe von Männern nicht, deren Namen wir kennen und deren wir habhaft werden möchten. Die meisten von ihnen sind aus

englischer und amerikanischer Kriegsgefangenschaft gekommen. Ihre Ankunft wurde noch registriert, und dann – spurlos verschwunden! Das Verschwinden einiger davon löste einen Skandal aus. Der Optik wegen wurde spektakulär nach ihnen gefahndet. Mit viel Pressegeschrei und langen Kommuniqués.»

Daran erinnert sich Lachmann gut. Jene Vorfälle waren oft Gegenstand von Gesprächen, die er mit ehemaligen Gefährten aus dem gemeinsamen Kampf gegen Hitler führte, bitteren Gesprächen darüber, wie schlecht die Bundesrepublik die Chance zum Neubeginn nutzt, die ihr die Zerschlagung des Faschismus bot. Da sitzen in den Polizeibüros, denen die Fahndung nach den Verschwundenen obliegt, zu viele von deren gestrigen Kumpanen, da arbeitet noch der ganze alte Beamtenstamm, da geht insgeheim und allen Schwüren auf die Demokratie zum Trotz nach wie vor der Geist des «tausendjährigen Reiches» um. Man hat nie aufgehört, fest im Sattel zu sitzen.

Marunse setzt sich wieder. Er raucht. Er erzählt wie beiläufig: «In der Sonderkommission war ein guter Freund von mir. Franz Enzinger. Während der vergangenen zwölf Jahre wurde er ebenso kaltgestellt wie ich. Er meldete sich freiwillig in die Kommission, und er nahm seine Aufgabe ernst. Man zog ihn tot aus der Isar. Notizen oder andere Unterlagen fand man nicht, aber jeder konnte sich denken, daß eine heiße Spur Enzinger nach München geführt hatte. Ich, wenn du mich fragst, glaube, daß der Weg, auf dem irgendeine Geheimorganisation ihre Leute ins Ausland schleust, über München führt. Es sollte mich nicht wundern, wenn der Mordflieger Detjen und Nummer vierhundertundfünfzig jetzt längst in der bayrischen Metropole sind.»

Lachmann nimmt sich nochmals Kaffee. Marunse hat bisher nicht getrunken. «Davon hast du nie gesprochen. Habt ihr den Fall Enzinger nicht untersucht?»

Der Inspektor nimmt einen kleinen Schluck. Er hält die Tasse sehr zierlich in seinen großen Händen. «Die Sonderkommission hat in München nichts gefunden. Man einigte sich schließlich darauf, es sei ein ‹Unfall› gewesen. Dabei gehörten der Kom-

mission lauter Koryphäen an – darunter Kriminalräte, die schon im ‹Dritten Reich› als wahre Meisterdetektive galten.»

«Eben», murmelt Lachmann.

Marunse stochert in seiner Pfeife herum, die schlecht brennt. «Ich sage das nur, damit du begreifst, wie schwierig die Sache ist.»

Die Überprüfung von Achim Detjens Angaben, die Kaiser androhte, sah so aus, daß das Vogelgesicht eine Etage tiefer ging, sich auf eine Couch flegelte, eine «Gold Dollar» nach der anderen rauchte und in einem Magazin vollbusige Blondinen besichtigte. Vor allem Marylin Monroe, die «Sexbombe Nummer 1», made in Hollywood ...

Alles, was Kaiser ernsthaft kontrollieren konnte, waren die Übereinstimmung von Detjens Angaben mit den Daten des französischen Fahndungsblatts – und Detjens Aufenthalt in Liegnitz. Tatsächlich war die Ziegenteichbaude ein nicht nur bei den Flugschülern beliebter Treffpunkt, aber mit hoher Wahrscheinlichkeit kannten sie nur Ortskundige. Das Vogelgesicht ist auch einmal dagewesen. Das war in seiner SD-Zeit; da hat er in Liegnitz mit Unterstützung eines dortigen Gestapo-Kommissars Fröhlich recherchiert ... Eine Widerstandsgruppe, zu der auch kirchliche Kreise gehörten. Ihm, Kaiser, ist damals sehr verübelt worden, daß sich ein hoher geistlicher Würdenträger seiner Verhaftung durch einen Sprung von der St.-Peter-und-Paul-Kirche entziehen konnte. Ziemliche Scherereien ... Vorbei!

Was nun mit Achim Detjen geschah, war ein bloßer psychologischer Test. Mal sehen, ob er im Hinblick auf die verheißene Überprüfung die Nerven verlieren würde? Kaiser hielt das für unwahrscheinlich, und der Fall trat auch tatsächlich nicht ein.

Der Mann ist echt, er hat nichts zu fürchten.

Kaiser glaubt, Detjen unbesorgt an die Münchner Zentrale weiterreichen zu können.

5

Es ist ein schmucker Kleintransporter, der zielstrebig durch Münchens Straßen rollt. Auf dem schneeweißen Lack prangt das Bild einer Bananenstaude, prangt in großer Schrift der Firmenname: «Süd-Import G. m. b. H.» Neben dem Fahrer sitzt, den grauen Filz im Nacken, das Vogelgesicht.

Mit diesem Kleintransporter nach München importiert wird Achim Detjen, der hinten im Laderaum recht gemütlich auf einer Luftmatratze liegt. Sogar ein Kopfkissen ist vorhanden, auch Wolldecken fehlen nicht, und der Flieger nutzt die «Schlafwagenreise», Versäumtes nachzuholen. Daß die Hecktür des Fahrzeugs deckenhoch mit leeren Obststiegen verbaut wurde, stört ihn nicht. Das ist eine Vorsichtsmaßnahme – es hätte ja eine Kontrolle stattfinden können: Es gab aber keine.

Achim ist zufrieden mit sich. Jetzt läuft alles fast so, wie sie sich den Gang der Geschichte vorgestellt haben. Fast – denn ursprünglich hatten sie sich ausgerechnet, daß er durch Born Zugang zu der Geheimorganisation finden würde, in die einzudringen sein Auftrag ist, daß Born persönlich ihn mitnehmen würde. Nun steht Born im Hintergrund – unsichtbar, aber als Drahtzieher der Dinge, die mit ihm, Detjen, geschehen.

Von außen klingen Großstadtgeräusche herein, Straßenbahnklingeln, der verworrene Motorenlärm vieler Fahrzeuge. Der Wagen hält oft, vermutlich an Kreuzungen mit Ampelregelung.

Doch jetzt ist er wohl am Ziel. Eine enge Rechtskurve, ansteigende Fahrstrecke, die Bremse zieht an, der Motor wird ausgeschaltet. Vorn klappen die Türen. Dann wird hinten geöffnet. Kaiser und der Fahrer räumen die Obststiegen weg, und das Vogelgesicht sagt gutgelaunt: «München, alles aussteigen!» Ein wenig steifbeinig klettert Achim hinaus, kneift geblendet die Augen zusammen, weil die Sonne von einem wolkenlosen Himmel scheint, und dehnt sich. Der Kleintransporter steht im Hof einer Villa aus der Gründerzeit, eines protzigen Gebäudes

mit vielen Erkern und Türmchen, mit gotischen Fenstern und Butzenscheiben in der ersten Etage. Eine schneeweiße Fassade.

Das Glasdach, das den Nebeneingang, vor dem der Wagen steht, vor Wetterunbilden schützt, wird von einer verspielt gestalteten Eisenkonstruktion gehalten. Kaiser scheint sich hier gut auszukennen; er geht ohne Umschweife auf die Tür zu und nimmt Detjen am Arm mit.

Eine Vordiele. Marmorfußboden, schwarz und weiß wie ein Schachbrett. Wieder Türen. Eine Halle, man müßte wohl besser englisch «hall» sagen. Sie vermittelt einen Eindruck von der Größe des Hauses. Auch vom Reichtum seines Besitzers. Hier muß ein Sammler wohnen, ein leidenschaftlicher Liebhaber fernöstlicher Kultur. Da steht, grimmig anzuschauen, die Eichenholzrüstung eines japanischen Ritters, eines Samurai. War es nicht Japan, wo die Ritter zwei Schwerter trugen, ein kurzes und ein längeres? Aus Japan stammen dann wohl auch die farbenprächtigen Seidentapeten mit ihren Blumenornamenten, die schweren Bronzevasen mit der erhabenen Abbildung von Blütenzweigen und Vögeln, stammen diese eigenartigen, zierlichen Schränke mit den Lackmalereien und die Wandbilder mit Fischen, Reihern, Lotosblumen. In einer Vitrine ein wunderbar minutiös gearbeitetes Schiffsmodell, eine Dschunke.

Hätte die Autofahrt länger gedauert, Achim könnte sich einbilden, im fernen «Land der aufgehenden Sonne» ausgestiegen zu sein. Das Vogelgesicht bleibt völlig unbeeindruckt und schnippt die Asche seiner Zigarette in eine der herrlichen Bronzevasen.

Banause! denkt Achim.

«Hatten Sie eine angenehme Reise?» klingt es von oben auf ihn herab, und als er sich umwendet, schreitet ein korpulenter Mann die geschwungene Treppe herab.

«Den Umständen entsprechend», erwidert Detjen mit seiner schönsten Offiziersverbeugung. «Detjen.»

«Lauterbacher», stellt sich der Korpulente vor und reicht eine manikürte, ringgeschmückte Rechte. «Einen Aussichtswagen mit Vollsichtscheiben konnten wir Ihnen nicht bieten,

aber jedenfalls sind Sie erst einmal unbehelligt in München angekommen.»

«Und was wird nun? Sobald ich hinausgehe, haben sie mich. Wahrscheinlich stehe ich in jedem Fahndungsbuch.»

Der Korpulente – silbergraue Weste zum stahlblauen Maßanzug – strahlt Wohlwollen aus. Seine Stimme klingt ölig und wischt jedes Problem hinweg. «Wer sagt, daß Sie hinausgehen sollen? Fürs erste können Sie das Haus nicht verlassen, lieber Herr Detjen. Hier sind Sie sicher wie in Abrahams Schoß.» Er spricht mit einem kaum merklichen bayrischen Akzent, obwohl er sich müht, keineswegs als Bajuware zu wirken. Dessenungeachtet vermag sich Achim diesen Mann sehr wohl in Krachledernen und mit Wadenstutzen vorzustellen, ein Globus mit Beinen. Detjen schiebt den Gedanken sofort von sich. Bloß nicht leichtsinnig und übermütig werden!

Er nimmt den freundlichen Ton des Hausherrn nicht auf. «Also von einer Gefangenschaft in die andere», bemerkt er bitter.

Lauterbacher sieht ihn verständnisvoll an, mitfühlend.

Kaiser glaubt, die Haltung Detjens erklären zu müssen. «Er ist ein bißchen angeschlagen, wissen Sie. Die Jahre im Osten . . .»

Sieh mal an! denkt Achim. Jetzt ist der sogar mein Fürsprecher!

Der Korpulente breitet die Arme aus. Nichts Menschliches ist ihm fremd. «Verstehe ich, verstehe ich! Gefangenschaft – eine schlechte Vokabel. Hier sind Sie nicht gefangen, Herr Detjen, sondern in einem zuverlässigen Versteck. Ein erheblicher Unterschied, wie ich meine . . .» Er wendet sich an das Vogelgesicht. «Sie brauche ich nicht mehr, Herr Kaiser. Gute Heimfahrt!« Das ist nicht die Verbindlichkeit, mit der er Achim begegnet. Das ist ein Befehl.

So faßt es Kaiser auch auf. Er klappt die Hacken zusammen und geht. Jetzt erst nimmt Detjen mit Verwunderung wahr, daß das Vogelgesicht mit dem Filz in der Hand vor Lauterbacher stand. Das gestattet Rückschlüsse auf dessen Position.

Der Korpulente legt dem Flieger jovial den Arm um die Schulter und führt ihn mit sanftem Druck zu einer Sitzmöbelekke, einer wuchtigen Ledergarnitur.

«Nicht von japanischer Zierlichkeit», bemerkt Detjen zweideutig mit einem verstohlenen Blick auf die Taille des Hausherrn.

Den Witz überhört Lauterbacher. «Ihnen gefällt meine bescheidene Sammlung?» fragt er erfreut. «Wenn es Sie interessiert, meine Bibliothek steht Ihnen zur Verfügung! Ich habe herrliche Stereofotos aus Japan. Japanisches Theater zum Beispiel...»

Es kann nicht schaden, mehr über den Mann zu wissen. Achim macht Konversation. «Ach? Ich darf annehmen, daß Sie längere Zeit im Fernen Osten gewesen sind?»

Breit liegt Lauterbacher in dem schweren Sessel. «Es war eine schöne Zeit. Tokio... Sehr angenehme Handelspartner, die Herren Japaner.» Das erstaunte Gesicht des Fliegers läßt ihn schmunzeln. «Stoßen Sie sich nicht an dem Namen meiner Firma! Gott, man ist variabel. Es müssen nicht immer Südfrüchte sein.» Deutlicher wird er nicht. Er kehrt wieder zu seinen Stereofotos zurück und zum japanischen Theater. Sehr kenntnisreich vergleicht er eine japanische Aufführung von Takeda Izumis Heldendrama «47 Ronin» mit einer in Berlin, die trotz hervorragender Besetzung das japanische Milieu – wie er bedauert – nur recht ungenau getroffen habe. Er muß wirklich hervorragende Verbindungen besessen haben, denn er konnte auch in Berlin Stereofotos anfertigen.

Unmerklich läßt Detjens konzentrierte Stimmung nach. Das ist wirklich nur Konversation, ein Zurschaustellen der eigenen Person. Achim zwingt sich, wachsam zu bleiben. Dieses Schwelgen in fernöstlichen Erinnerungen wird nicht endlos andauern.

Schon kommt eine Fangfrage, abrupt gestellt und im gleichen Ton vorgetragen: «Woher wußten Sie vom Tod Ihrer Angehörigen, Herr Detjen? Als Ihre Eltern starben, waren Sie doch, wie wir wissen, bereits in Gefangenschaft?»

Der Flieger behält seine entspannte Haltung bei, bewahrt auch das verbindliche Lächeln. «Ich habe es erst im Lager erfahren.»

«Schrieb man Ihnen denn? Sie waren doch verschollen?»

Zweiter Teil des von Kaiser begonnenen Verhörs, denkt Achim ruhig. Laut sagt er, und es klingt, als wundere er sich über eine so naive Frage: «Das ist gar kein Widerspruch. Nach neunzehnhundertfünfundvierzig konnten wir nach Hause schreiben. Das Internationale Rote Kreuz organisierte das. Ich habe lange auf Antwort gewartet. Weil meine Eltern nicht mehr lebten, hatte die Post meine Karte unserem Herrn Pfarrer übergeben. Von ihm erfuhr ich alles.» – Er nimmt ohne Hast seine Brieftasche heraus, will den Brief des Pfarramtes zeigen.

Lauterbacher winkt ab. «Entschuldigen Sie, das war mir entfallen.»

«Eigentlich», spricht Detjen mit freimütiger Offenheit weiter, «wollte ich zuerst nach Hamburg fahren. Die Gräber ...»

«Das geht nicht!» fällt ihm der Korpulente ins Wort.

«Soll ich ewig hier bei Ihnen herumsitzen?»

«Keineswegs.»

«Sondern?»

Schritte auf der Treppe entheben Lauterbacher der Antwort. Sie sehen beide hin. Eine junge Frau kommt herunter und trägt ein Tablett mit japanischen Teeschalen, krapplackbemaltes hauchdünnes, durchscheinendes Porzellan. Die junge Frau ist schlank, ein sportlicher Typ und genau das, was die Rassentheoretiker der Nazis als «Musterbild der nordischen Frau» bezeichneten. Natürlich blond und blauäugig. Ein ovales, ein wenig strenges Gesicht. Die helle Haut fast so durchscheinend wie das japanische Porzellan. Die junge Frau ist betont schlicht angezogen – eine hochgeschlossene weiße Bluse mit kleinem Kragen, am Hals mit einer Brosche in Form der altgermanischen Bronzefibeln geschlossen, ein hautenger schwarzer Futteralrock. Und sehr schöne, schlanke Beine, von den hochhakkigen Schuhen besonders zur Geltung gebracht. Lauterbacher stellt Detjen vor. «Und das ist Silke Bräuer. Übrigens aus Hamburg.»

Nein, er hat die schlimmste Klippe noch keineswegs genommen. Kaiser war nur das Vorspiel; die schwereren Geschütze werden jetzt aufgefahren. Nun bloß nicht in die Defensive drängen lassen!

«Aus Hamburg?» fragt er freudig. «Woher denn da?»

Silke setzt die Tassen ab. «Altona. Lesserstraße.»

Achim ist natürlich aufgestanden. Silkes Hand ist kühl, glatt und fest. Er sieht sie nicht; er sieht den Stadtplan der Hansestadt. Straßen, Brücken, Plätze ... «Lesserstraße? Ist das nicht am Stadttheater?»

Sie nickt und lacht. «Ja, die Querstraße.»

Sein Finger stößt auf sie zu. «Die Königstraße hinunter, nicht wahr?»

«Genau!» Ihre warme Stimme mildert die Herbheit des Gesichts. «Na dann: Hummel-hummel, Herr Detjen!»

«Mors, mors!» ist das Echo. Jetzt schmunzeln sie beide, und Lauterbachers Miene strahlt eitel Wohlwollen aus.

«Sehen Sie, Herr Detjen! So ganz fremd sind Sie schon nicht mehr», sagt er wie eine gütige Matrone. Detjen vergleicht ihn allerdings mehr mit dem dickbäuchigen Buddha, der goldgelackt auf einer Konsole thront.

Achim spielt seine Rolle konsequent weiter. «Sind Sie in letzter Zeit mal in der Gröningerstraße gewesen, Fräulein Silke?»

«In der Altstadt? Nein, da weiß ich leider gar nicht Bescheid», bedauert sie.

Das Gesicht des Fliegers spiegelt echte Enttäuschung. «Schade!»

Sie nickt ihm freundlich zu und geht wieder nach oben, geht straff und ohne die wiegende Lässigkeit mancher Mädchen.

Mit einer Handbewegung fordert der Korpulente Achim auf, wieder Platz zu nehmen. Er hebt eine der Teeschalen auf und setzt das Gespräch präzise da fort, wo es vorhin unterbrochen wurde.

«Wir haben mit Ihnen sehr viel vor, Herr Detjen. Ich kenne Ihre Geschichte, und ich habe Ihre ‹russischen Impressionen› schon vor Ihrem Erscheinen mit Interesse gelesen.»

Sieh an! denkt Detjen. Der Kurierdienst funktioniert.

Lauterbacher fährt fort: «Ich stimme Ihnen völlig zu: Wir haben die Herren aus dem Osten total unterschätzt. Einer der furchtbarsten und folgenschwersten Fehler des deutschen Generalstabes! Nun, nicht wahr, wir werden ihn nicht wiederholen.» Er trinkt, die Schale mit abgespreiztem kleinem Finger haltend, einen Schluck. «Männer wie Sie werden gebraucht. Klarer Kopf, Kaltblütigkeit und Härte. Haben Sie alles gezeigt! Ihre Zeit kommt wieder, Herr Detjen.»

«Ein bißchen schwer, daran zu glauben», provoziert Achim. «Was können wir tun? Mich verstecken! Nicht sehr überzeugend.»

Der Hausherr wiegt den Kopf. Überhaupt scheint während des Gesprächs der Kopf das einzig Bewegliche an ihm zu sein. Der schwere Körper ruht reglos im Sessel, wirkt verwachsen mit ihm. Nur der Kopf geht hin und her. «Wir haben die Möglichkeit, Menschen in Sicherheit zu bringen, an denen uns liegt, ihnen die Möglichkeit zu geben, nicht nur zu überleben. Das ist doch viel für den Anfang. Sie sind zu neu in unserem Lande, um zu übersehen, was hier los ist.» Er wuchtet sich aus dem Sessel hoch und geht zum Kamin, um von dessen Sims ein Lackkästchen voller Zigarren zu holen. Auf dem Rauchtisch, an dem sie sitzen, steht eine Kerze, die er anzündet. Der Flieger denkt, an und für sich müßten nun auch noch Räucherstäbchen zelebriert werden.

Den schweren Zigarren fühlt sich Achim nicht gewachsen; er lehnt dankend ab.

«Sehen Sie!» Lauterbacher bläst behaglich Rauchringe in die Luft. «Wir haben natürlich, als dieses Ende sich abzeichnete, für die Zukunft vorgesorgt. Operation ‹Adlerflug›. Sagt Ihnen das etwas?»

«Nein.»

«Woher auch! Jedenfalls ist unsere Rückkehr vorbereitet. Die notwendigen Führungskräfte sind vorhanden. Bewährte alte und Nachwuchs. Dazu möchte ich Sie gern zählen.»

Wieder einmal ist es an der Zeit, die Hacken zu klappen und

eine Verbeugung anzudeuten. Das wird in diesen Kreisen gern gesehen. «Leider kann ich mir unter ‹wir› nichts vorstellen. Sie haben mich vor den Franzosen bewahrt, haben mich hierher gebracht, aber wer ‹wir› ist...»

Der Korpulente hebt die Hand. Wieder wiegt er gönnerhaft den Kopf. «Nehmen wir an, daß wir eine Organisation sind, die sich die Aufgabe gestellt hat, alte Kameraden zu unterstützen, deren Treue zu Deutschland von den Siegern schlecht honoriert wird. Diese Männer dem Vaterland zu erhalten ist unsere vornehmste Pflicht.»

Detjen ist ganz mit der Teeschale beschäftigt. «Und wie?»

«Abwarten, Herr Detjen, abwarten. Erholen Sie sich erst einmal von den Aufregungen der letzten Tage.»

München liegt ihm zu Füßen. Er blickt hinaus auf das Lichtermeer mit dem vielfarbigen Spiel der Leuchtreklamen und wendet sich dann in die Mansarde zurück. Hier oben unter dem Dach der Gründerzeitvilla findet sich kein Hinweis auf die japanischen Liebhabereien des Hausherrn. Der Raum wurde im Rokokostil eingerichtet, mit zierlichen Möbeln in weißem Schleiflack mit weinroten Seidenpolstern. Das gleiche Rot kehrt in den Streifen der Tapetete wieder und in der Decke, die auf dem Bett liegt. Die Petroleumlampen mit ihren Seidenschirmen sind elektrifiziert, passen sich jedoch auch so ein in die Harmonie des kleinen Zimmers.

«Während der Bombenangriffe bin ich nicht in Hamburg gewesen», erzählt Silke Bräuer. Sie lehnt, die Beine übereinandergeschlagen, an dem Tisch und spielt mit dem Kognakschwenker. «Ich war mit unserem Stab in Skandinavien.»

Detjen schenkt sich Kognak nach. Du lieber Himmel! denkt er. Nun auch noch ein Blitzmädel. Er sieht sie wieder vor sich, die weiblichen Nachrichteneinheiten der Luftwaffe, deren Offiziere gemeinhin stöhnten, ihre Truppe sei schwerer zu hüten als ein Sack Flöhe. Aber er sagt, als freue er sich: «Luftwaffenhelferin? Fliegerblau muß Ihnen großartig stehen.»

Sie schürzt die Lippen, als sei diese Unterstellung unter ihrer

Würde. «Sicherheitsdienst», korrigiert sie.

«Hätte ja sein können», entschuldigt er sich und verzieht keine Miene. Wenn dieses «Sicherheitsdienst» kein Schreckschuß sein soll, ist es ungeschickt von dem Mädchen, Farbe zu zeigen. Er trinkt und schweigt, wirkt ganz an irgendwelche traurigen Gedanken verloren.

Silke Bräuer bezieht das vor allem auf das vorhergegangene Gespräch über Hamburg. «Nun quälen Sie sich doch nicht!» sagt sie. «Wir haben alle etwas, womit wir fertig werden müssen. Wir müssen darüber hinweg, so oder so.»

Achim läßt den Kognak im Glas kreisen. Nächster Punkt der Überprüfung meiner Wenigkeit, denkt er. Mit Hilfe der Seelenmassage ... Laut sagt er: «Das ist gut gemeint. Ich schenke Ihnen nach, ja?» Mit der Flasche in der Hand geht er zu ihr und füllt ihr Glas. «Warum sind Sie nicht zu Hause?»

Ihr Blick hält den seinen fest. «Ich warte.»

«Worauf?» spöttelt er. «Auf den Schnee vom vorigen Jahr?»

«Darauf, daß es wieder anders wird. Es kann nicht alles zu Ende sein.»

Das Gefährliche ist, daß du davon wahrscheinlich sogar fest überzeugt bist, denkt Detjen. Er muß jetzt aufhören, zu trinken; er darf nicht vergessen, daß der Oberleutnant Detjen jahrelang in Gefangenschaft war und an Alkohol nicht mehr gewöhnt ist. Zumindest muß er müde werden. Achim geht zum Bett und läßt sich rückwärts darauf fallen. «Für mich ist das alles wahnsinnig schwer zu begreifen», sagt er in die stille Mansarde hinein. Er weiß genau, was er spricht; er schließt nicht aus, daß es irgendwo ein verborgenens Mikrofon gibt. «Erst die Gefangenschaft – na schön. Aber dann Deutschland geteilt. Ausländische Truppen überall. Und in der Baracke Deutsche, die gestern verfolgt wurden und heute Verfolger sind. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Woher nehmen Sie Ihre Zuversicht?»

Sie stemmt die Hände hinter sich auf die Tischplatte. «Den Mut verloren?»

Er verschränkt die Arme unter den Kopf. «Wer redet von mir? Im Lager dort drüben, da in Tambow an der Bahnlinie

Moskau–Saratow, habe ich gehört, was die anderen redeten. Es wurde viel geredet in den langen Jahren. Zuerst nur vom Fressen. Dann, als es davon genug gab, von Mädchen. Man spricht immer von dem, was man nicht hat. Und natürlich davon, was werden soll.»

Sie sieht von oben auf ihn nieder. «Und wie dachten Sie sich's?»

Achim redet zur Decke empor. «Anders, ganz anders. Keiner von uns wollte wieder so einen Krieg, ums Verrecken nicht. Und die meisten bemühten sich, einen neuen Weg zu finden. Sie liefen zu diesem Nationalkomitee oder drückten die Bänke der Antifa-Schulen – nicht etwa, weil es da besser zu fressen gegeben hätte! Ob Sie's glauben oder nicht, Silke: Sie suchten ehrlich eine Lösung.»

«Sie auch?»

Er lacht böse auf und wendet den Kopf, damit er sie sehen kann. «Ich? Sie wissen, was mir anhängt. Ich konnte es mir nicht erlauben, irgendwie aufzufallen. Habe Schnauze gehalten. Wenn ich daran denke, wie viele drüben anders geworden sind ...» Er stemmt sich, auf die Ellenbogen gestützt, hoch. «Rechnen Sie sich wirklich eine Chance aus?»

Silke stelllt den Kognakschwenker beiseite. «Armer Fliegerheld! Sie haben zu lange bloß die andere Seite gehört. Ein Mann wie Sie – und dann das! Das muß Sie aufgerieben haben ...»

Achim läßt sich wieder zurückfallen. «Reden wir nicht mehr davon.» Nach einer kleinen Pause fügt er, die hübsche Mansarde mit einem Rundblick erfassend, versonnen hinzu: «So was habe ich mir immer wieder vorgestellt. Ein Zimmer wie dies, schön eingerichtet und für mich allein, ein Mädchen. Da werden Selbstverständlichkeiten zu Wundern.»

Sie löst sich vom Tisch und kommt langsam auf ihn zu. Dicht vor dem Bett bleibt sie stehen. «Das alles haben Sie jetzt», erwidert sie mit großer Selbstverständlichkeit.

Dem Mann, der da liegt, fährt durch den Kopf, daß der Flieger Achim Detjen endlos lange keine Frau gehabt haben darf, auf den Feldflugplätzen nicht und erst recht nicht in der Gefan-

genschaft, daß er sehnsüchtig und voller Ungeduld sein muß.

Lauterbacher sitzt, den Kopf in beide Hände gestützt, an seinem breiten Empire-Schreibtisch und blickt auf den Lautsprecher nieder, der in ein kleines Schaltpult mit vielen Knöpfen eingearbeitet ist. Eingeschaltet wurde das Mikrofon in der Mansarde, ein Hochleistungsgerät, das auch noch feinste Geräusche aufnimmt. Was er jetzt hört, amüsiert den Hausherrn. Er hat ein breites, genüßliches Grinsen. Daß die beiden da oben ein hübsches Paar seien und gut zueinander passen, denkt er. Mein Gott, dieser Detjen muß doch wie ausgehungert sein! Nein, da entsteht kein Bruch in dem Bild, das er, Lauterbacher, von dem Manne hat.

Eine Lampe leuchtet auf. Der Korpulente dreht den Ton des Lautsprechers zurück und nimmt den Telefonhörer ab.

«Süd-Import G. m. b. H.», meldet er sich durchaus geschäftsmäßig. «Am Apparat. – Ja, die Sache ist klar. Ein absolut integrer Mann. Ich bin dafür, ihn so schnell wie möglich 'rauszubringen.»

Der Morgen graut. Milchiges, diffuses Licht dringt in die Mansarde; eine Dunstglocke liegt über der Stadt. Die imitierte Petroleumlampe auf dem Nachttisch brennt. Keiner hat daran gedacht, sie auszuschalten.

Silke Bräuer ist wach. Sie dreht sich ein bißchen herum, Detjen zu, der auf dem Bauch liegt und den Kopf in die Armbeuge gebettet hat. Seine tiefen, gleichmäßigen Atemzüge hört sie, aber Achim hat schon die Augen offen. Ganz überflüssigerweise denkt er über das Mädchen nach, das schmalhüftig und schlank neben ihm liegt. In diesem ungewissen Morgenlicht hat ihre Haut den matten Schimmer von Elfenbein.

Daß es eigentlich schade um sie sei, denkt er müde und versucht sich auszumalen, was unter anderen Voraussetzungen und Umständen aus Silke hätte werden können – ohne diesen schon fast hysterischen und in jedem Falle blinden Fanatismus, mit dem sie an einer schlechten Sache festhält. Daß sie ihr einmal verfiel? Auch klügere Köpfe als sie sind den gleisnerischen

Verheißungen der Goebbelspropaganda erlegen. Aber viele von denen haben die Kraft gefunden, ihr jähes Erwachen umzumünzen in den Willen zur Überwindung der Vergangenheit, zu einem Neubeginn unter besseren Vorzeichen. Silke dagegen ... Sie trauert den Jahren im gefürchteten Machtapparat des «Reichsführers-SS und Chefs der deutschen Polizei» nach, sie kann die Zeit nicht vergessen, in der sie gewiß Menschen vor sich zittern sah. Das war das «Erfolgserlebnis» ihres Lebens, sie konnte sich einbilden, hoch über anderen zu stehen, und sie möchte sich diesen «Glanz» zurückholen. Wie ihn sich wohl auch der ehemalige SS-Obersturmbannführer Born zurückholen möchte. Detjen macht sich keine Illusionen. Trotz aller fraulichen Zärtlichkeit, die ihm Silke entgegenbrachte – sie ist bei ihm, um ihn auszuhorchen. Es ist doch kein Zufall, daß man ihm ausgerechnet eine Hamburgerin ins Bett gelegt hat!

«Schläfst du?» fragt sie leise.

Der Flieger schüttelt den Kopf.

«Schade», fährt sie fort, «daß du morgen abend nicht mehr da bist. Ich könnte mich so leicht an dich gewöhnen.»

Er dreht sich zu ihr, faßt nach ihr, streichelt ihre Schultern und ihre Brüste. «Wo werde ich denn morgen sein?» Achim seufzt. «Ich glaube, ich bin hier der einzige, der nicht weiß, was mit mir geschieht.»

«Laß dich überraschen!» Dann bringt sie ihren Mund ganz nah an sein Ohr und raunt ihm zu: «Ich darf es nicht sagen.» Das nimmt ihn wirklich für sie ein. So kalt und abgebrüht ist sie also doch nicht, die Zärtlichkeiten der Nacht gingen nicht spurlos an ihr vorüber.

Wortlos dreht er sich auf den Rücken und sieht zur Decke. Sie würde wohl gern sprechen, doch sie fürchtet das unsichtbar im Raum versteckte Mikrofon. Silke kann nicht reden.

Silke berührt seine Schulter, und als er sich wieder zu ihr wendet, legt sie den Finger auf den Mund. Dann steht sie auf und geht auf Zehenspitzen zum Bücherbord. Von da nimmt sie ein Buch, mit dem sie ins Bett zurückkehrt.

Ein Prachtband mit Goldschnitt, in braunes Saffianleder ge-

bunden. Sie zeigt Achim den Titel. «Johann Wolfgang von Goethe» – das faksimilierte Autogramm. Darunter, in größeren Buchstaben geprägt: «Italienische Reise».

Im diamantblauen VW-Käfer fahren sie durch München. Silke sitzt am Lenkrad, neben ihr ein Herr Roth. Auf diesen Namen lautet der Personalausweis, den Detjen in der Tasche hat. Diesmal ist er über das Fahrziel informiert. Kiefernfelde, ein Ort nahe der österreichischen Grenze. Die Sicherheit, mit der Silke Bräuer den Wagen durch die bayrische Metropole lenkt, verrät Lokalkenntnis. Sie ist also oft hier und macht so einen Transport nicht zum ersten Male.

Sie scheinen noch viel Zeit zu haben. Silke trödelt durch die Innenstadt, macht auf Sehenswürdigkeiten aufmerksam und bedauert den Verlust anderer, die das Opfer von Bomben und Luftminen wurden. Manchmal steigen sie aus und gehen ein Stück, und dann macht es sogar Spaß, daß man sich nach ihnen umdreht. Das gilt vornehmlich dem blonden Mädchen im weißen Trenchcoat und schwarzen Handschuhen, doch auch Herr Roth kann sich sehen lassen. Nagelneue Bergschuhe, blaue Keilhose, ein dotterfarbener Anorak.

Bisher gelang es Detjen nicht, seine Begleiterin auch nur für einen Augenblick abzuschütteln. Nun fahren sie wieder, und da sagt er plötzlich: «Halte bitte mal an! Da drüben ist ein Zigarettenladen. Ein bißchen Vorrat für unterwegs wäre nicht schlecht.»

«In meiner Tasche ... Nimm dir doch!»

Er lacht unbefangen und tippt auf ihre Nase. «Herr Roth hat Geld. Deshalb wünscht er seine eigenen Zigaretten zu rauchen.»

Silke ist ohne Argwohn. Sie fährt an den Bordstein heran und hält. «Ein gewisser Achim Detjen hat mir viel besser gefallen als dieser arrogante Herr Roth. – Na, geh schon!»

Er steigt aus und überquert die Straße. Silke Bräuer lehnt sich zurück und sieht ihm nach. Sie sieht ihn in den Zigarettenladen treten, an einer Litfaßsäule vorüber, die vorwiegend der Re-

klame eines Waschmittels dient.

Auch Detjen hat die Litfaßsäule zur Kenntnis genommen. Für Silke im VW verbirgt sie den Eingang eines Delikatessengeschäftes neben dem Tabakladen und damit auch den Briefkasten, der neben den beiden Geschäften an der Hauswand hängt.

«Grüß Gott», sagt der ältere Mann hinter dem Ladentisch. «Was hätten wir gern?»

Detjen blickt durchs Schaufenster zurück zum VW. Silke kümmert sich nicht um ihn, sie sieht in den Spiegel ihrer Puderdose und hantiert mit der Quaste. Während er Zigaretten verlangt, hat er bereits den Kugelschreiber aus der Geschenkpakkung des Bekleidungskonzerns in der Hand. Aus dem Ansichtskartenständer zieht er ein buntes Münchner Motiv. Er schreibt hastig ein paar Zeilen, sieht mit Genugtuung, daß eine Marke aufgeklebt ist, steckt die Zigaretten ein, zahlt und ist schon wieder draußen.

Silke schiebt die Puderdose in die Tasche. Sie schaut zum Tabakladen hinüber und durch das Schaufenster hinein.

Der Laden ist leer, von Achim Detjen weit und breit nichts zu sehen.

Sie erschrickt. Was soll denn das? Sie startet den Motor und läßt den VW langsam am Bordstein entlang rollen. In diesem Augenblick kommt der Flieger strahlend aus dem Delikatessengeschäft und sitzt gleich darauf wieder im Wagen. Er legt eine große Bonbonniere in Silkes Schoß. «Marschverpflegung», sagt er lakonisch.

Sie lächelt ihm zu. «So übel ist Herr Roth nun auch nicht», erklärt sie und gibt Gas.

Der Wind heult über die Schienen, fängt sich unter dem Dach des Bahnwärterhäuschens und läßt die Drähte der Telegrafenlinie entlang der Bahnstrecke schwirren. In der Dunkelheit stehen die verschiedenartigen Lichter der Weichensignale – Rechtecke, Kreise, Querstreifen. Ein Rangierbahnhof ist nahe, seine Lichterketten grüßen herüber, und der Wind trägt die Geräusche verworren heran. Pfiffe von Rangierern, von den Lokomotiven erwidert.

Silke Bräuer stellt fröstelnd den Mantelkragen hoch und hält ihn am Hals zusammen. Sie sehnt sich ein wenig nach der Geborgenheit in ihrem diamantblauen Wagen, der auf der Straße am Rande des Bahngeländes parkt. Sie wird nachher die Heizung gleich voll aufziehen. Hier ist das Klima rauher als in München.

Detjen zerrt die Pudelmütze über die Ohren.

Bei Silke und Achim steht ein Eisenbahner, älter, ein bißchen gebeugt, wortkarg. Die Art und Weise, wie er Silke Bräuer begrüßte – sehr devot, mit hündischer Ergebenheit –, ließ Detjen darauf schließen, daß die Blonde ihren VW schon öfter da drüben parkte und daß der Eisenbahner gewohnt ist, hier irgendwelche Männer in Empfang zu nehmen. Diesen Eindruck verstärkt die Routine, mit der er den Flieger einweist. Er tut es mit der Gelassenheit eines Fremdenführers, der Tag um Tag denselben Text erzählt.

«Wenn der Zug kommt, gebe ich ein Zeichen mit der Lampe. Er hält nicht, er fährt nur ganz langsam. Am fünften Wagen ist vorn ein Bremserhäuschen, da müssen Sie 'rein.»

«In Ordnung!»

Mit einem Nicken verläßt der Eisenbahner den Windschatten des Wärterhäuschens und stellt sich mitten zwischen die Schienen des vorbeiführenden Gleiskörpers. Reglos steht er da, eine schwarze Silhouette. Seine brennende Karbidlampe hält er hinter dem Rücken.

Vom Rangierbahnhof her nähert sich eine riesenhafte Dampfwolke, aus der zwei starre Augen glotzen. Schon vibrieren die Schienen.

Detjen sieht Silke an und Silke ihn. Zu sagen haben sie sich nichts; es war nur eine Episode, flüchtig, ein Zwischenaufenthalt.

«Geh zu ihm!» Sie deutet auf den Eisenbahner. «Du mußt auf die andere Seite.» Und mit einem letzten leisen Anflug von Zärtlichkeit: «Gib acht, wenn du aufspringst!»

Ein flüchtiger Händedruck in Handschuhen, dann läuft Achim hinüber. Als er sich noch einmal umwendet, steht Silke

bereits bei ihrem Wagen. Der weiße Trenchcoat zeichnet sich von dem dunklen Lack der Karosse deutlich ab.

Der Mann, der jetzt Roth heißt, wendet seine ungeteilte Aufmerksamkeit dem zischenden und fauchenden Ungetüm zu, das immer näher kommt, und dem Eisenbahner, der nun die Laterne nach vorn nimmt. Er dreht sie einfach mehrmals, und das muß für den Lokführer so wirken, als mache sie der Stehende ein und aus. Die Dampfpfeife schrillt kurz Antwort, überlaut in der Nacht.

Der Eisenbahner faßt Detjen am Arm und stellt ihn gewissermaßen zurecht. «Nicht aus dem Stand aufspringen», brummt er. «Mitlaufen, Gestänge packen, dann ...»

Die Lok ächzt vorüber, der Tender folgt. Laut zählt der Eisenbahner die Wagen: «Eins – zwei – drei – Achtung! Los!»

Als sich der vierte Wagen zur Hälfte vorübergeschoben hat, beginnt Achim zu rennen. Er hat die gleiche Geschwindigkeit wie der langsam fahrende Zug, als die schmale Treppe zum Bremserhäuschen mit ihm auf gleicher Höhe ist. Er packt das Eisengeländer und schwingt sich hoch. Ohne Verzögerung tritt er sogleich in das «Schwalbennest» mit dem schmalen Klappsitz, schließt hinter sich die Tür und hockt sich auf den Fußboden, damit der Windzug durchs Fensterloch über ihn hinweggeht. So hat er gute Deckung, und wenn wirklich irgendwo an der Strecke Bahnpolizei steht – es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sie ihn wahrnimmt!

Schneller wird die Fahrt, in rascherem Rhythmus folgen einander die Schienenstöße. Und wieder eine Reise ins Ungewisse ... Nach einer Weile wirbeln Schneeflocken herein. Es wird noch kälter. Und der Flieger wird das Gefühl nicht los, daß der Zug unentwegt bergauf fährt.

Gut ausgeruht und frisch sitzt Silke Herrn Lauterbacher am Frühstückstisch gegenüber. Sie benimmt sich, als ob sie die Dame des Hauses wäre, schenkt aufmerksam Kaffee ein und sorgt dafür, daß es ihrem Gegenüber an nichts mangelt. Der Hausherr trägt heute morgen einen roten Kimono und ähnelt so

mehr denn je der feisten Buddhastatue auf der Konsole. Silke Bräuer übersieht das.

Der Korpulente verzehrt mit großem Appetit ungeheure Mengen. Beiläufig nur erkundigt er sich: «Hat alles geklappt?»

«Ja. Programmgemäß.» Sie köpft ein Ei. «Nach Lage der Dinge müßte er bald in Matrey sein.»

«Wann fährst du nach Hamburg zurück?»

6

Da ist ein Büro irgendwo in der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, ein zweckmäßig und sachlich eingerichtetes Büro mit einem Schreibtisch, gegen dessen Längsseite ein Konferenztisch gestellt wurde. Eines fällt auf – es gibt viele Blumen im Zimmer, und sie sind liebevoll gepflegt.

Auf dem Schreibtisch liegt die Postkarte, die Achim Detjen in München schrieb. Die Anschrift, die sie trägt, ist nicht die postalische des Hauses, in dem sich das Büro befindet.

Der Mann im Schreibtischsessel – breitschultrig, mit einem klugen, ruhigen Bauerngesicht und schütterem Haar – nickt dem jüngeren Mitarbeiter zu, der vor ihm steht.

«Werner Bredebusch hat die erste Hürde genommen», sagt er mit spürbarer Erleichterung. «Bis jetzt hat alles geklappt. Man hat ihn nach München gebracht, und nun geht es weiter nach Italien. Er ist auf dem ‹Römischen Weg›.»

Ein Schuß peitscht. Die hohen Berge werfen das Echo hundertfach zurück. Es zerfetzt die erhabene Stille der schneebedeckten Berge, die über die Wolken empor in einen glasklaren Himmel stoßen.

Sie sind nicht so allein, wie sie gedacht haben, Achim Detjen und der Bergführer, der den Auftrag hat, Herrn Roth sicher über die österreichisch-italienische Grenze zu bringen. Bisher ist alles gut gegangen, doch nun?

Der Mann in zünftigen ledernen Kniehosen packt den Flieger am Arm, zerrt ihn hinter sich her durch knietiefen Schnee und macht nicht halt, bis sie unter einer Felsnase zwischen hohen Schneewehen verborgen sind. Nun atmen sie schwer. Schon der Aufstieg hat viel Kraft gekostet, und jetzt noch das! Sie lehnen beide keuchend am Felsen.

«Was ist?» fragt Detjen. «Sind wir entdeckt?»

Der andere schüttelt den Kopf. «Das galt nicht uns», erwidert er in steirischem Dialekt. «Die Schmuggler sind unterwegs.»

«Stört uns das?»

«Die Doganieri haben ihre Schnüffler überall. Und sie kennen die Berge wie ihre Westentasche. Das hier ist das gefährlichste Stück – von der Grenze bis zu den ersten Dörfern. Wirst die Federhüte gleich sehen.» Ihn selbst scheint das nicht aus der Fassung zu bringen. Gelassen nimmt er mit klammen Fingern seine Feldflasche und schraubt sie auf. «Magst du? Gut gegen die Kälte.»

Detjen greift dankend zu, trinkt und schüttelt sich. Hm, Kaffee ist das nicht. Er tippt auf Enzian. Eine entsprechende Frage bleibt ihm im Halse stecken, denn der Bergführer drückt ihn jäh unsanft in den Schnee. Keine Sekunde zu früh! Er hört das schleifende Geräusch, das schnell gleitende Skier verursachen, und sieht dann über eine Wehe hinweg Hüte mit wippenden Federn vorübersausen. Jedes Kind weiß, daß die italienischen Zöllner solche Hüte tragen. Jenseits des Schneewalls, der die beiden Männer verbirgt, wird etwas in italienischer Sprache gerufen. Achim hört bekannte Worte heraus: «Presto, presto!»

Erneut fallen Schüsse, jetzt der Feuerstoß einer MPi. Und die Berge vervielfachen ... Ganz unverkennbar knallt es auch in einiger Entfernung. Die Schmuggler sind bewaffnet und wehren sich.

«Wofür schlagen die sich?» erkundigt sich Achim und hat das Gefühl, durchaus einen Sachverständigen vor sich zu haben. Wenn er seinen Bergführer anschaut – der dürfte nicht fremd sein in diesem Gewerbe.

«Kaffee, Zigaretten, Strickwaren aus Wien», klingt es sofort

zurück. «Bei Strickwaren ist viel drin. Die haben Weltruf, und die Italianos donnern hohen Zoll darauf. Ein gutes Geschäft, doch, doch!» Er schiebt sich vorsichtig so weit vor, daß er ins Tal hinabblicken kann. Dann winkt er Detjen zu sich. «Na also! Mano in alto!»

«Das heißt?»

«Hände hoch! Soviel Italienisch verstehen auch unsere Schmuggler.»

Sie beobachten beide, wie die Doganieri in dem Tal, in das sie hinunterblicken, eine Kolonne in ihre Mitte nehmen. Die Sicht ist nicht gut. Mehr als Männer mit schweren Rucksäcken – unförmige Punkte im Weiß der Schneelandschaft – und andere mit Federhüten und Maschinenpistolen kann Detjen kaum unterscheiden. Das alles bewegt sich nun weiter talab, der nächsten Zollstation zu, wird kleiner und kleiner und verliert sich.

Daß sie noch einen Augenblick warten müßten, nur zur Sicherheit, sagt der Bergführer und reicht Achim noch einmal die Feldflasche.

«Machst du öfter solche Wege mit Leuten wie mir?» erkundigt sich der Flieger wie beiläufig.

Der Bergführer nimmt die Feldflasche zurück und schraubt langsam den Verschluß zu. «Ich habe ein schlechtes Gedächtnis, weißt du», erwidert er farblos und wechselt sofort das Thema. «Wenn ich dich zu Luigi gebracht habe, reist du weiter wie ein feiner Herr – mit italienischen Papieren, tipptopp!»

Zypressen begrenzen die offene Seite des gewölbten Ganges. Die hohen, schlanken Bäume gleichen grünen Säulen, die in einen lichtblauen Frühlingshimmel hineingreifen. Nicht weit entfernt plätschert der Tiber dahin. Ein Motorboot tuckert stromauf. Ein friedvolles, ein behagliches Bild. Von hier aus schweift der Blick über den Strom hinweg zur Porta Portese. Von der Stadt Rom selbst hat Achim Detjen noch so gut wie gar nichts gesehen, weder das Colosseum noch die Vatikanstadt mit dem Petersdom und der mittelalterlich kostümierten Schweizer Garde, die immer noch Sturmhauben, Brustpanzer, Pluderho-

sen, Landsknechtsschwerter und Hellebarden trägt. Seine Kenntnis von Rom beschränkt sich auf den Bahnhof und den flüchtigen Blick auf einige Straßen, durch die der Fiat des Mannes rollte, der ihn auf dem Bahnsteig in Empfang nahm. Dieser Mann geht auch jetzt neben dem Flieger, und sie sehen nun gleichermaßen anders und sich selbst fremd aus. Bereits im Wagen legten sie beide Mönchskutten an, deren Kapuzen sie tief in die Gesichter zogen. Nichts unterscheidet sie äußerlich von der Gruppe, an deren Ende sie den gewölbten Klostergang hinunter schreiten.

Die Mönche singen lateinische Psalmen, sie singen sie mehrstimmig, und feierlich getragen bricht sich ihr Gesang an der Decke des Kreuzgewölbes. Das alles ist für Achim ungewohnt und befremdlich. Sein Begleiter hat ihm keine Auskunft über Weg und Ziel gegeben und auch auf die Frage geschwiegen, was nun mit ihm geschehen werde. Der Mann zuckte die Schultern, als verstehe er ihn nicht, aber Detjen wurde das Gefühl nicht los, daß er jedes Wort begriff. Erstaunlich auch, wie zielstrebig der Mann auf dem Bahnhof auf ihn zusteuerte und ihn mit dem Namen ansprach, den er hier trägt. Die Organisation ist beängstigend gut.

Der Mann zupft Achim am Ärmel, verlangsamt den Schritt. So bleiben sie bald ein gutes Stück hinter dem Mönchszug zurück. Die Kuttenträger wenden sich nicht um. Mit geneigten Köpfen gehen sie und singen.

Der Begleiter zieht Detjen in einen Quergang hinein. Schmucklose Türen reihen sich hier aneinander – die Zellen der Mönche, denkt Detjen, jahrhundertealt ... Die Sandsteinquadern sind ausgetreten. Generationen frommer Patres haben auf ihnen ihre Spuren hinterlassen.

Vor einer der Türen bleibt der Mann stehen, öffnet und macht eine einladende Handbewegung. «Pronto, Signore!» Und schließt die Tür von außen, kaum daß Achim sie passiert hat.

Er ist allein, steht in einer kühlen, spartanisch eingerichteten Zelle. Eine mehr als einfache Bettstatt, ein Tischchen aus ro-

hem Holz, ein Schemel dazu. Und in der Ecke über einem Betpult ein schlichtes, holzgeschnitztes Bildnis der Madonna mit dem Jesuskind. Auf dem Betpult liegt aufgeschlagen ein Brevier. Detjen sieht darauf, aber der in einer antikisierten gotischen Schrift gedruckte lateinische Text sagt ihm nichts.

Ein winziges Fenster ist da, über mannshoch angeordnet. Achim muß hochspringen, um hinausschauen zu können. Zypressen auch hier, kein Orientierungspunkt. Daß dies eine unbehagliche Bleibe sei, denkt Detjen. Keine Heizung, nicht einmal elektrisches Licht. Auf dem Tisch steht eine halb niedergebrannte Kerze. Ach, wie gemütlich war es dagegen in der Villenmansarde des japanbesessenen Herrn Lauterbacher! So betrachtet, hat er sich durchaus verschlechtert. Die Abkehr von allem Irdischen, die die Mönche pflegen, ist nicht jedermanns Sache.

An der Seitenwand neben dem einfachen Holztisch knarrt eine Tür, die Detjen bisher nicht wahrgenommen hat. Genau betrachtet bewegt sich da ein Stück Mauerwerk.

Wieder ist eine Mönchskutte da, eine tief in die Stirn gezogene Kapuze. Dann die deutschen Worte: «Kommen Sie!» Das ist die Stimme einer Frau, eine herrische, befehlsgewohnte Stimme.

Achim folgt ihr und holt nun doch tief Atem. Sieh mal an! Dieser Raum hat die Größe von drei der normalen Zellen, und wenn er es nicht genau wüßte, dann würde er nicht glauben, noch im Kloster zu sein. Hier herrscht Komfort. Dicke Teppiche mildern die Kühle der Sandsteinquadern, ein elektrischer Kamin ist da und in Betrieb, und eine luxuriöse Sitzmöbelgarnitur mit ausladenden Sesseln und einer breiten Couch um einen Rauchtisch mit messinggehämmerter Platte schaffen Behaglichkeit. Ein Barock-Bücherschrank, ein Schreibtisch gleichen Stils und dahinter eine gute Kopie der berühmten Sixtinischen Madonna. Der Raum ist der vollkommene Gegensatz zur anstoßenden Mönchszelle, ja, eigentlich eine Verhöhnung des Gelübdes zu Armut und innerer Einkehr, das allen Mönchsorden gemeinsam ist.

Die Frau, die ihn hereingebeten hat, wirft die Kapuze ab. Sie ist nicht mehr jung, aber gepflegt, eine erfolgreiche Geschäftsfrau, möchte man denken.

«Herzlich willkommen in der Ewigen Stadt, Herr Detjen», sagt sie trocken. «Legen Sie ab!»

«Ich heiße jetzt ...»

Sie winkt ab. «Mein Name ist Krüger. Lassen Sie den Mummenschanz! Herr Lauterbacher hat mich über alles unterrichtet. Machen Sie es sich bequem. Cinzano?» Sie entscheidet gleich selbst. «Natürlich!»

Jetzt stellt sich heraus, daß ein Teil des Barock-Bücherschranks einen Kühlschrank verbirgt. Eiswürfel klirren in ein großes Glas, Cinzano wird eingegossen.

Frau Krüger reicht Achim das Getränk. «In diesen heiligen Mauern sucht Sie niemand. Erholen Sie sich ein bißchen, schlafen Sie sich aus. Ich erledige inzwischen alles Notwendige.»

Detjen nimmt in einem der Klubsessel Platz. «Wie lange bleibe ich hier?»

Er erhält sachliche Antwort.

«Zwei, drei Tage werden die Paßformalitäten in Anspruch nehmen. Die Señores in der argentinischen Botschaft gehören nicht eben zur schnellsten Truppe.» Frau Krüger setzt sich an ihren Schreibtisch.

«Die argentinische Botschaft?» wiederholt Achim vorsichtig.

«Sie haben richtig gehört. Ich bin amerikanische Staatsbürgerin, Herr Detjen, und für Dollars ist vieles käuflich.»

Detjen lacht. «Aber das kostet ein Vermögen, wie?» Er hat das Gefühl, daß er bei Frau Krüger um so mehr erreicht, mit je größerer Offenheit er Geheimnisse wie selbstverständlich anspricht.

«Nicht meines. Übrigens ganz offiziell: Ich vertrete eine Vereinigung, die sich die Unterstützung hilfsbedürftiger Deutscher zur Aufgabe gestellt hat. Dazu zählen Sie ja wohl auch.»

«Weiß Gott!» bestätigt er im Brustton der Überzeugung. «Die französische Militärpolizei ist hinter mir her.»

«Sonst wären Sie kaum von Herrn Lauterbacher an mich

verwiesen worden. Seien Sie unbesorgt – auf dem Sessel da haben vor Ihnen schon ganz andere Leute gesessen.»

«Und es gab nie eine Panne?»

«Ich verstehe Ihre Besorgnis», sagt sie fast mitleidig mit geschürzten Lippen. «Genügt es Ihnen, wenn ich sage, daß ich diese Position schon vierundvierzig übernommen habe?»

«Noch bevor die Amerikaner hier ...?»

«Kurz danach», verrät sie bereitwillig.

Er lehnt sich zurück und schlägt die Beine übereinander. «Alle Achtung! Das nenne ich Strategie ...»

«Ein zu großes Wort für ein wenig Vorausschau.» Sie ist nicht einen Augenblick untätig während dieses Gesprächs. Sie ordnet Papiere, liest manche an und legt sie nach einem bestimmten System ab. Dessenungeachtet hat Achim weder das Gefühl, daß sie Beschäftigung nur vortäuscht oder mit halbem Ohr zuhört. Sie fährt fort: «Nachher kommt ein Fotograf, um die nötigen Paßbilder zu machen.» Frau Krüger nimmt Formulare und tritt damit an den Rauchtisch. «Hier, füllen Sie diese Antragsformulare für den Paß aus. Was Sie eintragen müssen, ist auf diesem Blatt vorgeschrieben. Sie müssen es eigentlich nur der Handschrift wegen übertragen. Der Fotograf nimmt das mit, um alles Weitere kümmere ich mich.»

«Danke.»

Sie sieht ihn freundlich an. «In fünf Tagen sind Sie an Bord der ‹Rio Grande del Norte› und damit schon auf argentinischem Boden.» Vom Schreibtisch nimmt sie ein Buch und reicht es dem Gast. «Damit Sie sich in Ihrer Zelle nicht langweilen.»

Das ist kein Brevier. Das ist ein Lehrbuch – «Spanisch im Selbstunterricht».

Wie ausgestorben wirkt die Baracke gegenüber dem Grenzbahnhof, wenn nicht gerade einer der immer seltener werdenden Heimkehrerzüge kommt. Dann leisten Lachmann und seine Mitarbeiter alltägliche Büroarbeit. Statistiken sind auszufertigen, Berichte zu schreiben. Und über jeden Pfennig Geld ist Rechenschaft zu geben. Ein umfangreicher Papierkrieg. Das

ist die eine Seite. Überdies erscheinen hier viele Kommissionen. Sie kommen aus Bonner Ministerien, von der Zentrale des Roten Kreuzes in Hamburg, von den Suchdiensten und nicht selten auch Geheimdienstleute aus Pullach bei München. Das sind Lachmann die unliebsamen Gäste.

Wenn er ans Fenster tritt, schränkt der Bahnhof die Sicht ein. Er kann die Gleise dahinter nicht sehen und nicht den Fluß, der sich breit und gemächlich durch die ebene Landschaft windet. Jetzt sind die Wasser braungelb und trüb; das macht die Schneeschmelze. Da und dort sind die Uferwiesen überschwemmt. Der Strom umspült die Stämme von Erlen und Weiden und leckt bis an die Wege der kleinen Parkanlage heran.

Auf dem Damm, der den Bahnanlagen Schutz gewährt, geht Capitaine Renard mit dem Journalisten Charles André. Gelegentlich kommen sie an Anglern vorüber, die – dick vermummt – am Wasser stehen und die schweren roten Posen nicht aus den Augen lassen. Sie hoffen auf kapitale Hechte. Der träge fließende Fluß treibt die Posen ans Ufer, dann holen sie die Jünger Petri ein, heben sie heraus, prüfen den Sitz des «Drillings» im Rücken der silbrig glänzenden Köderfische, legen die Schnur zurecht und werfen in hohem Bogen das Geschirr stromaufwärts neu aus. Ein immer wiederkehrender Vorgang.

«Uns sind die Hände gebunden», sagt Renard. «Wir befinden uns hier weder in Frankreich noch in der französischen Besatzungszone.» Er wendet sich André flüchtig zu. «Wissen Sie nicht, wie lax Engländer und Amerikaner dieses Thema behandeln? Zwei Rückkehrer aus russischer Gefangenschaft sind verschwunden – na und?»

André hebt einen Stein auf und wirft ihn in weitem Bogen ins Wasser. «Immerhin läuft die Fahndung.»

«Weil es zum Glück ein paar unbequeme Geister wie diesen Lachmann gibt. Er hat mich informiert, und ich habe es weitergegeben. Mit dem Einverständnis der Herren Kameraden von der britischen Insel und aus Übersee. Sie konnten schlecht ‹nein› sagen – wer will schon gern das Gesicht verlieren? Aber

an einen Erfolg glaube ich nicht.»

«Was Lachmann über diesen Inspektor Marunse sagte – das hat keinen schlechten Eindruck auf mich gemacht, mon Capitaine.»

Renard schiebt seine Brille mit der behandschuhten Rechten höher auf den Nasenrücken. «Er beging gleich am Anfang einen entscheidenden Fehler», urteilt er sachlich. «Ließ Schröder durch seinen Assistenten befragen. Ich bezweifle nicht, daß der junge Mann den besten Willen hatte, und jeder muß ja mal anfangen, bloß – unterstellen wir einmal, Schröder habe mit der Sache zu tun. Dann hat man für diese Funktion einen so mit allen Wassern gewaschene und mit den Polizeipraktiken dermaßen vertrauten Mann gewählt, daß ihm selbst ein erfahrener Kriminalist mit den herkömmlichen Methoden nicht beikommen würde. Folgerichtig hat Schröder den Assistenten überzeugt, er habe mit der Geschichte nichts zu tun. Ausgetrickst, wenn Sie so wollen. Er erreichte genau das Gegenteil von dem, was Marunse beabsichtigte – er warnte die Burschen.»

Charles André nimmt die Baskenmütze ab und streicht über seine kurze Bürste. «Das alles kann ich in meiner Zeitung nicht schreiben. Natürlich könnte ich es zu Papier bringen, aber die Pariser Redaktion würde den Artikel mit Sicherheit in ihren großen Papierkörben verschwinden lassen. Ich kann das sogar verstehen – wie stünden die Westmächte da, nachdem ich gerade aus Moskau berichtet habe, wie ernst man solche Dinge dort nimmt.»

Renard bleibt stehen und schaut in den fließenden Strom. «In Ostdeutschland ist es auch anders. Kein Marshallplan und keine Bananen, aber saubere Verhältnisse.»

«Sie waren dort?» erkundigt sich der Journalist sofort interessiert.

Der Capitaine nickt. «Militärmission in Potsdam ...»

André schiebt den Riemen seiner Kameratasche auf der Schulter zurecht. «Würden Sie bejahen, daß es gerade in der amerikanischen Besatzungszone Kanäle gibt, in denen belastete Nazis untertauchen und verschwinden können?»

«Ja. Das ist eigentlich schon seit langem bekannt. Wenn Sie einen Beweis brauchen: Glauben Sie, daß Born und Detjen in der französischen Besatzungszone länger als ein paar Stunden auf freiem Fuß gewesen wären?»

Diese Möglichkeit ist für den Journalisten so unvorstellbar, daß er lächelt. «Nein.»

Renard setzt die Wanderung auf dem Damm fort. «Sie würden sich verdient machen, lieber André, wenn Sie ein paar Recherchen hinsichtlich der dunklen Kanäle anstellten. Den Zeitungsleuten sind dank der bei uns verfassungsrechtlich garantierten Pressefreiheit die Hände weniger gebunden als mir. Unsere Hierarchie, die Dienstvorschriften, uneinsichtige Minister . . .»

Charles André bewegt ein wenig die Schultern; unternehmungslustig sieht das aus. «Ich habe schon daran gedacht.» Unvermittelt formuliert er Fragen, die seiner Untersuchung zugrunde liegen könnten. «Ein Mann kommt an. Wer ist er? Was wird aus ihm? Wer kümmert sich um ihn? Wohin wird er lanciert? Von wem? Mit welcher Zielstellung? Wenn man diesen Faden hätte, das wäre ein Schritt vorwärts.»

Der Capitaine hat aufmerksam zugehört. Er nickt, deutet dann jedoch mit einer Kopfbewegung auf einen Angler. «Ihn kümmern unsere Sorgen nicht. Er ist froh, daß der Krieg vorbei ist, er denkt vielleicht: ‹Nie wieder – wenigstens nicht gleich!› – und ist froh, daß er Fische fangen kann. Alles andere . . .» Renard wendet sich neuerlich seinem Gesprächspartner zu. «Womit werden Sie beginnen?»

«Mit einem Foto von Detjen», erwidert André lakonisch. «Sie hatten doch neulich eins.»

Renard öffnet die schmale Aktenmappe, die er bei sich hat. «Leider darf ich es Ihnen nicht geben.»

Der Journalist nimmt bereits den Objektivdeckel seiner großformatigen Kamera ab. «Aber halten können Sie es doch einen Augenblick!»

«Ja, das kann ich», entgegnet der Capitaine, ohne eine Miene zu verziehen, und hält die Ausschnittvergrößerung aus

der Aufnahme vor einer Me-109 so, daß sie gutes Licht hat. «Und wo setzen Sie an?»

André löst den Verschluß aus. «Wissen Sie, mon Capitaine», sagt er nebenher, «ich beschäftige mich mit diesen Dingen schon eine ganze Weile. In meinem kleinen Archiv gibt es zum Beispiel einige Agenturmeldungen vom September vierundvierzig. Darin heißt es, einige Nazigrößen hätten in Südamerika Großgrundbesitz erworben, bei Bahia Blanca beispielsweise. Es ist da auch von einem Unterseeboot die Rede, das unter dem Befehl eines Kapitänleutnants Lüdt in Gdingen bereitliegen sollte, um fluchtbereite Nazigrößen nach Südamerika überzusetzen. Ehrlich gesagt, stand ich diesen Meldungen sehr skeptisch gegenüber. Jetzt sehe ich das alles in einem anderen Licht. Ich frage mich auch, wohin die viermotorigen ‹Condor›-Flugzeuge starten wollten, die in Berlin bereitstanden, als die Stadt schon von den sowjetischen Truppen eingeschlossen war. Artilleriebeschuß machte den Start unmöglich, jedoch ... Wo hätten sie denn noch unterkriechen können? In Europa?» Er schüttelt den Kopf. «Ich bin kein Flugzeugnarr, mon Capitaine, aber für diese Maschine habe ich mich interessiert. Ganz aufschlußreich zu wissen, daß sie bereits neunzehnhundertundachtunddreißig auf den Strecken Berlin–New York, Berlin–Hanoi und Berlin–Tokio Weltrekorde aufstellte, Flugwegrekorde. Die ‹Condor› wäre auch bis nach Lateinamerika gekommen.»

«Gut», antwortet Renard nur, und in seiner Stimme schwingt viel Anerkennung mit.

André schließt die Kamera wieder. «Ich werde Sie auf dem laufenden halten!»

Der Capitaine legt ihm die Hand auf die Schulter. «Seien Sie vorsichtig, André! Diese Leute schrecken vor nichts zurück. Was bedeutet denen ein Menschenleben?»

Spiegelblank ist die See, die der Bug der «Rio Gránde del Norte» pflügt, so ruhig, daß die Kielwasserspur lange bleibt und bis zum fernen Horizont zurückweist. Gleichmäßig stampfen die

Maschinen, und ihr Rhythmus setzt sich fort im leichten Vibrieren der Decksplanken. Das Deck des unansehnlichen alten Frachters ist kaum belebt. Auf dem Vorschiff klopfen einige Matrosen mißmutig Rost.

Detjen sitzt achtern auf einer Taurolle und paukt spanische Vokabeln. Daß das Wetter gestern schlecht war, heute angeht und morgen hoffentlich besser sein wird, kann er schon fließend sagen. Einige vorgegebene Redewendungen nimmt er in seinen neuen Sprachschatz nicht auf – «Wo kann man hier einen Weihnachtsbaum kaufen?» zum Beispiel oder «Wann geht der nächste Zug nach Madrid?» Europa liegt hinter ihm.

Achim klappt das Lehrbuch zu und blinzelt in den blauen Himmel. Längst hat die «Rio Grande del Norte» die Straße von Gibraltar passiert, ohne daß der Flieger die Affen sah, die doch angeblich den Felsen der britischen Festung in Scharen bevölkern; längst ließ sie, entlang der afrikanischen Küste südwärts fahrend, Madeira, die Kanarischen Inseln und die «Ilhas do Cabo Verde», die Kapverdischen Inseln, hinter sich. Jetzt ist der Bug nach Südwest gerichtet. Der alte Kontinent bleibt zurück. Morgen steht Detjen die Äquatortaufe bevor – den Dreizack Neptuns und seinen Bart hat er bereits in der Steuermannskabine hängen sehen. Die Mannschaft erwartet ein großes Gaudi, und Achim wird kein Spielverderber sein.

Hier ist es angenehm; subtropische Wärme, vom Meer erträglich gemacht, umgibt das Schiff. Detjen sitzt mit nacktem Oberkörper auf der Taurolle und läßt sich von der Sonne bräunen. Auch der Schnurrbart sprießt durchaus akzeptabel. Achim fühlt sich ausgeruht und erholt. Die Verschnaufpause, die diese Reise für ihn bedeutet, ist ihm lieb. Er hat sie bitter nötig und weiß, daß der schwierigste Teil seiner Arbeit ihm noch bevorsteht. Da macht er sich keine Illusion: Dort, wohin er fährt, werden ihm mit Sicherheit ehemalige Fliegerkameraden des Oberleutnants Achim Detjen begegnen, Männer, die der Passagier der «Rio Grande del Norte» niemals gesehen hat, höchstens auf Fotos. Das ist eine Vorstellung, die einen schon beklommen machen kann.

Er verschränkt die Hände hinter dem Kopf und schaut zum Himmel. Da oben zieht ein silbriger Punkt in entgegengesetzter Richtung. Das Geräusch der Triebwerke ist mehr zu ahnen als zu hören. Ein schwacher Kondensstreifen markiert den Weg des Überseeclippers da oben. Vielleicht kommt er aus Caracas, vielleicht aus Montevideo, vielleicht aus Buenos Aires?

In dieser Stunde, in der der Mann auf der Taurolle ganz sich selbst überlassen ist, denkt er plötzlich beim Anblick des Flugzeugs weit zurück.

Ende Juli 1941. Ostfront. Der Befehl lautet, einen Eisenbahnknotenpunkt in der Nähe von Minsk anzugreifen und zu zerstören. Sechs Schlachtflugzeuge vom Typ Henschel HS 123 starten, und einer der einsitzigen Doppeldecker mit dem bulligen 9-Zylinder-Sternmotor wird von dem Flugzeugführer Unteroffizier Werner Bredebusch gesteuert. Unter der unteren Tragfläche hängen vier 50-Kilo-Bomben, die Munitionskästen der beiden MG 17, Kaliber 7,9 Millimeter, sind bis zum Rand voller Gurte. Das Abwehrfeuer ist schwach, es wird im ersten Anflug niedergekämpft. Das erledigt die erste Kette; Bredebusch – dessen Kette als zweite Welle fliegt – sieht die Einschläge, sieht berstende Waggons und in panischer Angst flüchtende Menschen. Schlachtflieger greifen im Tiefflug an; da ist, wenn man sich aus dem offenen Cockpit hinter dem Oberflügel beugt, überdeutlich zu sehen, daß dort unten kaum Männer in den erdbraunen Feldblusen der Roten Armee sind, sondern Frauen mit bunten Kopftüchern – Kinder auf dem Arm, Kinder an den Rockschößen. Und um sie herum bricht die Hölle los, ist das Krachen von Bomben und das Rattern der Bordwaffen, das den Motorenlärm übertönt. Die HS 123 ist keine schnelle Maschine; sie läßt ihrem Piloten genug Zeit, auf der Erde Details zu erkennen.

Als er die Nase des Doppeldeckers zum Zielanflug nach unten drückt, als sich das Heulen des Flugwindes in den Spanten verstärkt, als er mechnisch die Sicherungsklappe zurücklegt, die am Kopf des Steuerknüppels den Auslöseknopf für die MGs verdeckt, da weiß Werner Bredebusch, daß er sich jetzt ent-

scheiden oder mitschuldig werden muß. Das hier ist sein erster Einsatz überhaupt. Man hat ihn, als er das Alter erreichte, zur Luftwaffe eingezogen – als Junge hat er es beim Segelflug bis zur Silber-C gebracht. Vor vier Wochen verließ er die Fliegerschule bei Kassel, dann drei Wochen Urlaub, und nun ... Gestern erst traf seine Staffel frischgebackener Schlachtflieger mit nagelneuen Maschinen auf dem Feldflugplatz in der Nähe von Bialystok ein. Heute machen sie ihren ersten Feindflug.

Seit sie gestartet sind, denkt Werner Bredebusch in der Einsamkeit des offenen Cockpits an die Gespräche, die im Urlaub sein Vater mit ihm führte. Sie begannen vorsichtig und tastend, diese Gespräche, gerade so, als müsse der ältere Bredebusch erst prüfen, ob er dem jüngeren vertrauen könne. Immerhin darf der sich als Flugzeugführer der Luftwaffe jetzt zur «Elite der Nation» zählen, trägt nagelneue Unteroffizierslitzen ... Daß dieser Überfall auf die Sowjetunion das Ende des «Dritten Reiches» bedeute, sagte der Vater, und er wußte das auch zu begründen. Auf Ernst Thälmann kam er zu sprechen, der 1932 sagte: «Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler. Wer Hitler wählt, wählt den Krieg.» Daß es damals nicht gelang, die Machtergreifung der Faschisten zu verhindern, sei das eine, daß die Kommunistische Partei Deutschlands niemals aufgehört habe, gegen die braunen Verderber Deutschlands zu kämpfen, das andere. Und die Schwere und erbarmungslose Härte dieses Kampfes haben ihn, den Vater, auch gezwungen, vor dem eigenen Sohn ein fremdes Gesicht zu tragen, damit Werner unbefangen auftrete und sich nicht verrate. Friedrich Bredebusch hat geschwiegen, als Werner, um fliegen zu dürfen, in die HJ ging, er hat mit gespielter Freude die Gratulationen der Nachbarn zur Beförderung Werners zum Unteroffizier entgegengenommen, doch nun, da die Fanfaren der Sondermeldungen im «Reichsrundfunk» Tag um Tag Meldungen vom «Blitzkrieg im Osten» einleiten, da die Verlegung der jungen Schlachtflieger an die Ostfront mit Händen zu greifen ist, spricht Friedrich Bredebusch sich aus – auch auf die Gefahr hin, daß ihn der eigene Sohn bei der Geheimen Staatspolizei denunziert. Er wäre der erste nicht ...

Hoch über den Wolken fliegen die HS 123 ostwärts, ein weißes Wattegebirge unter, einen strahlend blauen Sommerhimmel über sich. Und den ganzen Anflug über sind die Gespräche mit dem Vater lebendig, die die Nächte zu Tagen machten. Sie haben Werner Bredebusch den Mut gegeben, alles neu zu durchdenken und für sich selbst Schlußfolgerungen zu ziehen.

Er klappt die Sicherung der Bordwaffen wieder zu; er stößt mit seinem Doppeldecker schneidig hinab und zieht wieder hoch, aber die Bomben hängen noch immer unter den Tragflächen. Einer der anderen weist ihn durch Zeichen darauf hin; da hebt er für einen Augenblick die Hände, als wolle er signalisieren: «Das liegt nicht an mir! Die Mechanik.» Und als die anderen endlich abdrehen, ein Meer aus Qualm und Flammen zurücklassend, stößt er noch einmal hinab, durchbricht die Rauchwand, die ihn den anderen verbirgt, und fliegt, die Zähne zusammenbeißend, landeinwärts. Es ist der waghalsigste Flug, den er jemals durchführte – dicht über den Boden dahin, mit Sprüngen über Starkstromleitungen und Baumgruppen und kleine Dörfer, deren Dächer er mit dem starren Fahrwerk beinahe streift. Unten werfen sich die Menschen entsetzt auf die Erde, wenn sie an diesem Doppeldecker das schwarze Balkenkreuz sehen.

Die Treibstoffanzeige fällt rapide, als Werner Bredebusch einen Feldflugplatz entdeckt, für ihn erkennbar an dem gehißten Windsack. Nun sieht er auch Flugzeuge. Auf der Fliegerschule haben sie Typenkenntnis gebüffelt; das da sind Polikarpow I-16, freitragende Tiefdecker in Holzbauweise, acht Jahre alt, technisch überholt. In Bialystok erzählten die «alten Hasen», russische Jagdflieger hätten sich den turmhoch überlegenen «Messerschmitts» in diesen Museumsstücken heldenhaft entgegengeworfen. – Bredebusch landet, läßt die Maschine ausrollen, schaltet den Motor ab und wartet. Er ist wie leergebrannt, die Hände zittern ihm.

Ein paar Wachsoldaten kommen gelaufen, bleiben in einiger Entfernung stehen und richten ihre Gewehre auf das Flugzeug. Die aufgeklappten Bajonette flimmern im Licht.

Bredebusch winkt ihnen zu. Dann wirft er, nachdem er die Fallschirmgurte gelöst hat, das Koppel mit der Pistole über Bord und auch noch die Kartentasche, ehe er steifbeinig aussteigt und die Hände hebt. Nun kommen sie auf ihn zu und führen ihn ins Zelt ihres Kommandanten – einen Mann in pelzgefütterten Fliegerstiefeln, Breecheshose, einer lammfellgefütterten ledernen Windjacke und einer Fliegerhaube.

Spartanisch das Zelt. Der Klapptisch bedeckt mit einer Karte. Ein schnauzbärtiger älterer Offizier und ein jüngerer mit straffgezogener Feldbluse. Fast gleichzeitig mit Bredebusch tritt eine junge Frau in Uniform herein, auch ein Offizier offensichtlich, eine Frau mit mandelförmigen Augen, das schwarze Haar im Nacken in einen Knoten geschlungen. Sie spricht fließend deutsch, sie dolmetscht.

«Wer sind Sie, und warum sind Sie gelandet?»

«Flugzeugführer Unteroffizier Werner Bredebusch. Ich bin gelandet, weil ich es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren konnte, am Überfall auf das Sowjetvolk teilzunehmen.» Er tritt drei Schritte vor, legt sein Soldbuch auf die Karte, tritt wieder zurück.

Der schnauzbärtige Offizier verzieht keine Miene. «Sie sind Kommunist?»

«Nein.» Ehrlich, ohne zu zögern ...

Der Mund unter dem struppigen Bart lächelt. «Setzen Sie sich», dolmetscht die junge Frau. «Der Genosse Major sagt, wenn Sie rauchen möchten, sollen Sie zugreifen.»

Eine geöffnete Schachtel Papirossy wird über den Tisch geschoben.

Der Passagier der «Rio Grande del Norte» steht von seiner Taurolle auf und geht an die Reling. Die silberne Wasserfläche ist unendlich, unterbrochen nur von den schaumigen Wirbeln, die vom Bug her entlang dem rostigen Schiffsrumpf nach achtern gleiten, in die Kielwasserspur eingehen. Die Sonne steht hoch. Kein Wölkchen am Himmel, der so ein seltsames warmes Blau hat.

Von klirrender Kälte, frostig war der Winterhimmel über Stalingrad, wenn ihn tiefziehende Schneewolken für Augenblicke freigaben. Da lag er, Werner Bredebusch, in einem Granattrichter der vieltausendfach zerwühlten Erde. Hallend verstärkte der Grabenlautsprecher seine Stimme, als er zu den eingekesselten, halb verhungerten Soldaten der Wehrmacht hinüberrief.

«Der Krieg ist verloren! Deutschland kann ihn nur noch hinschleppen um den Preis unermeßlicher Opfer und Entbehrungen! Brecht Hitlers verlorenen Krieg ab! Wer das Gebot der Nation höherstellt als den Befehl des ‹Führers› und Leben und Ehre für sein Volk einsetzt, handelt mutig und hilft, das Vaterland von seiner tiefsten Schmach erretten. Ergebt euch und rettet euer Leben! Der demokratische Neuaufbau Deutschlands nach der Zerschlagung des Faschismus braucht jeden von euch! Sendet Unterhändler durch die Front, damit wir die notwendigen Schritte verabreden können! Hier spricht der ehemalige Schlachtflieger Unteroffizier Werner Bredebusch.»

Es wurde eine Menge getan, daß sie ihn nicht hörten. Sobald der Grabenlautsprecher zu dröhnen begann, ratterten drüben Maschinengewehre, Gefangene erzählten, daß einige Kommandeure sogar Scharfschützen einsetzten, wenn diese Grabensendungen begannen. Sie fanden zu gleicher Zeit an vielen Abschnitten des Kessels statt, und das heftige Feuer hielt die Männer an den Lautsprechern nicht davon ab, wieder und wieder zu den eingeschlossenen Verbänden zu sprechen, um ihr Leben zu ringen und ihnen die Ausweglosigkeit ihrer Situation klarzumachen. Werner Bredebusch kannte sie und hatte von ihnen gelernt, politisch zu denken und zu handeln. Walter Ulbricht, Willi Bredel, Erich Weinert.

Erfolglos arbeiteten sie nicht, auch wenn die Wehrmachtsbefehlshaber mit den ihnen gegebenen Machtmitteln bis fünf Minuten nach zwölf eiserne Disziplin erzwangen. Bredebusch sah auch sie, als sie in Gefangenschaft gingen, und niemals würde er vergessen, wie die eifrigsten Durchhaltebefürworter wohlgenährt, glattrasiert, mit blitzblank geputzten Stiefeln und in her-

vorragender Winterkleidung aus ihrem Bunker krochen und als erstes Sorge dafür trugen, daß ihr persönliches Gepäck nicht verlorenginge. Und in den endlosen Gefangenenzügen war kaum einer ohne Erfrierungen. Alle waren untergewichtig, ausgezehrt, vom Fieber geschüttelt, verdreckt und verlaust, manche zu schwach, sich auf den Beinen zu halten. Kameraden schleppten sie mit, solange es ihnen die eigene Kraft erlaubte. Dreihunderttausend waren sie, als sie eingeschlossen wurden; knapp einundneunzigtausend lebten noch, und noch immer erntete der Tod.

Als der Krieg vorüber war, als in der ehemaligen sowjetischen Besatzungszone deutsche Antifaschisten und demokratisch gesinnte Bürger, Deutsche guten Willens, ein neues Deutschland aufzubauen begannen, stand Werner Bredebusch in der Reihe derer, die den Neubeginn sicherten und gegen jene schützten, die das Gestern zu restaurieren suchten.

Da war ein Büro irgendwo im demokratischen Berlin, ein zweckmäßig und sachlich eingerichtetes Büro mit einem Schreibtisch, gegen dessen Längsseite ein Konferenztisch gestellt war. Eines fiel auf: Es gab viele Blumen im Zimmer, und sie wurden liebevoll gepflegt. Das war das persönliche Verdienst des Genossen Dohmke, des Leiters der Abteilung, in der Werner Bredebusch arbeitete.

Eines Tages berichtete er: «Die Ermittlungen sind damit abgeschlossen, Genosse Dohmke. Es ist eindeutig erwiesen, daß diese Gruppe ehemaliger Hitleroffiziere in Sachsen-Anhalt ihre Wühltätigkeit mit dem Ziel verfolgte, unsere neuen Machtverhältnisse zu ändern. Ebenso steht zweifelsfrei fest, daß die von uns sichergestellten Waffen aus Westdeutschland stammen.» Er übergab einen Aktenhefter. Dohmke sprach anerkennend über seine Arbeit.

Es war schon Abend, als Werner den Klingelknopf neben einer Wohnungstür drückte. Sie wurde sofort geöffnet, Dohmke empfing ihn. «Kommm 'rein, Werner! Leg deinen Mantel ab.»

Bredebusch hängte seinen Trenchcoat mit dem eingeknöpften Futter an die Flurgarderobe. Dohmke öffnete die Tür zum

Wohnzimmer. Aus einem der Sessel erhob sich ein Mann mit ruhigen Augen und schütterem mittelblondem Haar. Er ging Werner freundlich entgegen und reichte ihm die Hand. «Guten Abend, Genosse Bredebusch!» Er wandte sich lächelnd zu Dohmke. «Ja, genau so habe ich ihn in Erinnerung!» Dann musterte er Bredebusch von Kopf bis Fuß. «Schön, Sie gesund wiederzusehen!»

«Ich freue mich auch», erwiderte Werner.

Mit einer Handbewegung lud der Mann zum Sitzen ein. Er war der Älteste in dieser Runde. Auf dem Tisch standen ein kleiner Imbiß und Wein bereit.

«Es ist, glaube ich, auf den Tag genau fünf Jahre her. Es war kurz vor dem Sturm auf Breslau.»

Erinnerungen an seine Zeit als Frontbeauftragter des Nationalkomitees «Freies Deutschland» ...

Dohmke füllte die Gläser. «Aber jetzt erst mal einen kräftigen Schluck!»

Der Ältere nickte. «Trinken wir auf die schwere Zeit, die hinter uns liegt! Auf die Sowjetsoldaten und unsere Genossen, die bei der Befreiung Breslaus fielen! Und trinken wir auf unser neugebildetes Ministerium für Staatssicherheit!»

Die Gläser klangen aneinander. Für einen Augenblick war Schweigen im Zimmer. Es waren die gleichen Bilder, die der Trinkspruch bei den drei Männern heraufbeschwor. Die waren ihnen gemeinsam, die verbanden sie.

Dohmke brach die Stille. Er beugte sich ein wenig vor, verschränkte die Hände vor sich auf dem Tisch und sagte sachlich: «Werner, wir haben einen Auftrag für dich. Es ist nicht ungefährlich. Du wirst mitten unter Feinden sein, und wir werden dir dabei nur wenig helfen können.»

«Den Feind kenne ich und auch die Gefahr.»

Der Ältere lehnte sich im Sessel zurück. Seine Hände lagen ruhig auf den Lehnen. «Lassen Sie sich erklären, Genosse Bredebusch, worum es geht. Genosse Dohmke wird dann alle Details mit Ihnen besprechen. Einige Wochen werden schon vergehen, bis Sie sich auf den Einsatz vorbereitet haben.»

Erklärend schaltete sich Dohmke ein. «Du wirst es noch nicht wissen, Werner: Ich habe eine neue Funktion übernommen. In diesem Rahmen erfolgt dein Einsatz.»

«Ich möchte es kurz so skizzieren», fuhr der Ältere fort. «Zahlreiche Kriegsverbrecher haben sich der Verantwortung entzogen. Es gibt offensichtlich eine Organisation, die das bewerkstelligt und die damit mehr beabsichtigt, als diese Leute der verdienten Bestrafung zu entziehen.»

«Nach nicht sehr genauen Informationen», ergänzte Dohmke lebhaft, «werden belastete hohe Nazioffiziere in Südamerika zusammengefaßt und arbeiten an militärischen Planungen.»

«Eine neue Wehrmacht also», schlußfolgerte Werner Bredebusch.

«So kann man sagen. Wir müssen wissen: Wer sind diese Leute? Was haben sie vor? In wessen Auftrag arbeiten sie?»

«Auch wir sind verantwortlich dafür», unterstrich der Ältere, «daß die Schuldigen ihrer Bestrafung zugeführt werden, um neue Verbrechen zu verhindern.»

Dohmke trank einen Schluck Wein. «Wir können dir ein zweites Leben schaffen, das dich zu einem dieser Leute macht. Ob es dir gelingt, ihnen zu beweisen, daß du wirklich einer von ihnen bist, davon hängt das Gelingen deiner ganzen Mission ab.»

Der Ältere hatte keinen Blick von Werner gelassen und dessen Reaktion auf Dohmkes Worte mit einem Lächeln quittiert. Nun legte er ihm freundschaftlich die Hand auf den Arm. «Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, Genosse Bredebusch.»

«Es ist aufgebackt, Señor!» meldet der Smutje der «Rio Grande del Norte» dem einzigen Passagier des Schiffes. Soviel Spanisch, um das zu verstehen, kann der schon. Auch die Bemerkung, die Herren Offiziere hätten bereits Platz genommen, macht ihm keine Schwierigkeiten.

Selbstverständlich ißt Achim Detjen mit in der Offiziersmesse!

7

Hinter der Schwingtür bleiben sie stehen. Vor ihnen führt, mit roten Läufern belegt, eine Marmortreppe hinab in das Restaurant des Hotels «Miosotes». Das hat die Ausmaße eines Tanzsaals, hat an der einen Längsseite eine eingebaute Bar und bietet an der anderen über eine Terrasse hinweg einen Ausblick auf die Stadt Cordoba. Weit schweift das Auge über das Häusermeer und erfaßt in der Ferne die Ausläufer der Sierra de Cordoba.

Detjen hat keinen Blick für die Berge. Er bringt auch wenig Aufmerksamkeit auf für das Tanzpaar, das in farbenprächtigen Kostümen einen berühmten Tango argentino darbietet und, angefeuert von der kleinen Kapelle in weißen Smokingjacken, temperamentvoll über das Parkett wirbelt. Das ist zwar schön, aber ... Dort hinten an einem großen Tisch sitzen Offiziere, und auf ihren khakifarbenen Uniformen sind deutlich die Effekten der argentinischen Luftwaffe zu sehen. Da weiß Achim, daß ihm eine schwere Stunde bevorsteht.

Er gibt sich unbefangen und gelöst; er lächelt seinem Begleiter zu und sagt: «Kompliment, Herr Schreiner! Es gefällt mir in Argentinien von Tag zu Tag besser. Und meine Hochachtung vor dem Kameradenhilfswerk steigt ins Ungeheure.»

Der Mann neben ihm, wie Detjen ebenfalls im Smoking, nimmt das Lob wohlwollend zur Kenntnis. «Wir vergessen nichts. Wir honorieren Treue, so gut wir können. Wie oft muß ich Ihnen das eigentlich noch sagen.»

«Immerhin gehören wir zu Hause zu den Gejagten.»

Das Tanzpaar hat seine Darbietung beendet, es wird applaudiert. Schreiner nimmt Achim am Arm und führt ihn die Treppe hinunter ins Restaurant. «Ich habe eine Riesenüberraschung für Sie, mein Lieber. Sie werden sich freuen. Kommen Sie.»

Detjen freut sich nicht, aber er macht ein überraschtes und erwartungsvolles Gesicht. Dabei hat er das Gefühl, im nächsten Moment in einen bodenlosen Abgrund springen zu müssen.

Sie gehen auf den Tisch der Offiziere zu, vorüber an Damen in duftigen Sommerkleidern und ihren finanzkräftigen Kavalieren, an einem Mädchen mit Zigarettenbauchladen und befrackten Kellnern. Achim schluckt nervös. Er hat einen Kloß im Halse, und der muß weg. Nur nicht beklommen wirken, jetzt bloß nicht beklommen wirken.

«Kenne ich die Herren?» erkundigt er sich leichthin.

Schreiner lacht. «Und ob! Diese argentinischen Fräcke sind nur äußerlich.»

Seine schlimmsten Erwartungen. Noch vier, fünf Schritte, dann wenden sich alle zu ihnen, das Gespräch verstummt. Gesichter sehen ihn an, und keines davon sagt ihm etwas. Hier muß er schwimmen oder untergehen.

«Meine Herren!» sagt Schreiner, zum Tisch gewandt. «Ich habe das Vergnügen, Ihnen einen Neuankömmling zu präsentieren.»

In den Blicken, die Detjen mustern, ist nur wohlwollende Neugier. An ihm liegt es, sich dieses Wohlwollen zu erhalten. Er klappt die Hacken und macht eine angemessene Verbeugung.

«Oberleutnant Detjen meldet sich aus Gefangenschaft zurück.»

Kein Echo. Die Offiziere erwidern die Vorstellung nicht. Immerhin schmunzeln sie. Er hat wenigstens den richtigen Ton getroffen.

«Setzen Sie sich doch, Herr Oberleutnant», sagt einer. Der Mann an der Stirnseite, offensichtlich der Ranghöchste. Groß ist er, ohne massig zu wirken. Ein kantiger Schädel mit hoher Stirn, scharf geschnittene Nase, energischer Mund, vorspringendes Kinn und wasserhelle Augen. Irgendwie kommt Detjen dieses Gesicht bekannt vor. Er läßt in Gedanken die Fotos Revue passieren, die er wieder und wieder betrachtet hat, als er sich in Vorbereitung auf diesen Einsatz in die Rolle des einstigen Jagdfliegers fand, der zu sein er jetzt vorgibt. Aber seit jene Aufnahmen gemacht wurden, Gruppenaufnahmen zumeist, sind Jahre vergangen. Der Mann an der Stirnseite spricht weiter: «Nehmen Sie es nicht übel, wenn wir unsere Namen vorerst

nicht nennen. Ein Spielchen, das wir mit jedem machen. Mal sehen, ob Sie einen von uns erkennen.»

Achim reibt sich das Kinn und zerrt an dem Oberlippenbart, der inzwischen nichts Fragmentarisches mehr hat. «Gar nicht so leicht», dehnt er. «Braungebrannt, wie Sie sind. Die fremden Uniformen . . .»

«Ach was!» Der Ranghöchste winkt ab. Laut und unbekümmert, wie das seine Art zu sein scheint, ermahnt er, sich doch dadurch nicht beeindrucken zu lassen. «Neue Maschinen, neue Montur, aber der Geist der Truppe . . .» Und er hebt die Faust mit aufwärts gerichtetem Daumen. «So!»

Das Tagebuch. Das Tagebuch, in dem Achim Detjen, ehe er in einem Luftkampf sein Leben ließ, recht anschaulich und manchmal auch amüsant Episoden seines Fliegerdaseins festgehalten hatte. Die gezeigte Geste ist eindeutig und identifiziert den Mann, der sie macht. Dem Neuankömmling fällt ein zentnerschwerer Stein vom Herzen. Er lacht schallend auf.

«Danke, Herr Oberst! Wenn Sie mir eine solche Brücke bauen, erkenne ich Sie sogar mit Gasmaske!» Er wendet sich zu Schreiner. «Für diese Geste, Herr Schreiner, war Oberst Krösing im ganzen Geschwader berühmt! Die anderen Herren? Tut mir leid! Halten Sie mir zugute, daß ich jahrelang in einem russischen Lager . . .»

Der ehemalige Chef des Jagdgeschwaders Immelmann unterbricht ihn. «Ach Quatsch! Die können Sie gar nicht kennen! Ich darf bekannt machen: Major Braunbach, Major Hottenroth, Hauptmann Grinzing, Hauptmann von Schalcher. Oberleutnant Detjen, von dem ich schon erzählt habe.»

Jetzt wird eine formvollendete Begrüßung nachgeholt. Schreiner beobachtet sie befriedigt. Er ist sozusagen für die «innere Sicherheit» der «Ehemaligen» in Argentinien verantwortlich; wie hätte er dagestanden, wenn Detjen und sein früherer Chef einander nicht erkannt hätten!

«Cueva!» lärmt der Oberst. «Sekt, zum Teufel!» Und als der Kellner rennt, sieht Krösing abermals Achim an. «Ich muß zu meiner Schande gestehen, ich hätte Sie nicht erkannt. Men-

schenskind, haben Sie sich verändert. Man könnte einen Schreck kriegen! War schlimm, was?»

«Vorbei!» Detjen glaubt, daß die Gefahr vorüber ist. Da meldet sich Schreiner noch einmal, und so harmlos seine Frage klingt – er strebt einen Datenvergleich an, er will Achims Angaben von Krösing bestätigt sehen. Ein alter Polizeitrick, immer wieder wirksam.

«Wann haben Sie sich eigentlich das letzte Mal gesehen?»

Auf diese Frage ist der Flieger vorbereitet. Er bleibt die Antwort nicht schuldig, hütet sich aber auch, sie herunterzuschnurren wie auswendig gelernt. So etwas kostet doch Überlegung, nicht wahr, danach wird man ja nicht jeden Tag gefragt.

Achim schaut zur Decke, runzelt die Stirn, grübelt. «Wann war das? Am dreißigsten, nein, am neunundzwanzigsten Mai zweiundvierzig. Abends...» Nun läuft es, jetzt kann er lebhafter werden. «Erinnern Sie sich, Herr Oberst? Sie hatten uns zur Lage gebeten. Der lange Korff kam wie immer zu spät.»

«Korff?» wirft Krösing ein. «Auch gefallen...»

Detjen wird immer sicherer. «An diesem neunundzwanzigsten Mai hatte die Luftaufklärung starke russische Truppenbewegungen bei Kaluga gemeldet. Sie befahlen, die Bereitstellungsräume der Sowjets im ersten Morgengrauen anzugreifen. Schlachtflieger waren natürlich wieder mal nicht greifbar.»

«Diese Kerle mit ihren knatternden Doppeldeckern konnte ich sowieso nicht ausstehen!» Dann erklärt der Oberst, zu den anderen gewandt: «Es sah verdammt nach einem Durchbruch in Richtung Smolensk aus. Wir mußten fürchten, daß zumindest Teile der dritten Panzerarmee abgeschnitten würden.»

«Und dann kam der dreißigste», fährt Achim fort. «Ich hätte Sie, Herr Oberst, normalerweise mittags im Kasino sehen müssen. Doch leider. Ich entdeckte, als die anderen schon abdrehten, noch ein Ziel – und nichts wie drauf! Als ich dann zum Verband aufschließen wollte, verlegte mir eine einzelne Jak den Weg. Genauer gesagt: Sie stieß aus der Sonne auf mich nieder und hatte mich mit ihrer Kanone und ihren beiden MGs schon eingedeckt, ehe ich richtig wußte, was los war. Aus!»

«Eine einzige?» fragt Krösing konsterniert. «Und ein As wie Sie?»

«Eine einzelne», bestätigt Detjen. «Meine Mühle brannte; ich mußte 'raus. Unten warteten sie schon auf mich. ‹Ruki werch› ... Später habe ich dann erfahren, daß ich zum dreißigsten Mai für tot erklärt wurde.» Achim holt tief Luft. «Tja, und da bin ich.»

«Wir mußten Sie für tot halten, Detjen», sagt Krösing mitfühlend, und es klingt fast wie eine Entschuldigung. «Artilleriebeobachter hatten die brennende Maschine gesehen, aber keinen Fallschirm. Das ganze Geschwader hat um Sie getrauert.»

Unterdessen hat der Kellner den Sekt gebracht.

Krösing greift zum Glas. «Jedenfalls freue ich mich riesig, daß wir wieder zusammen sind. Auf ein Neues!» Sie stoßen an. Da ist Schreiner endgültig überzeugt.

«Schade», schmunzelt Achim.

«Was ist schade?» will der Oberst wissen.

«Daß die Flasche entkorkt war», erwidert der andere heiter. «Ich hätte gern gewußt, ob Sie's immer noch schaffen, mit dem Sektkorken eine Kerze auszuschießen.»

Krösing lacht schallend. «Nun packen Sie nicht gleich am ersten Tag alle meine Schandtaten aus!»

«Liebe Erinnerungen, Herr Oberst. Was meinen Sie, wie oft ich daran gedacht habe. An so was kann man sich festhalten.»

Der Mann an der Stirnseite des Tisches schenkt eigenhändig nach. «Jetzt wollen wir erst mal feiern!»

Als sei das ihr Stichwort gewesen, beginnt in diesem Augenblick die Kapelle wieder zu spielen. Nun rasseln die Rumbakugeln, ist das eigentümlich schleifende Geräusch hölzerner Rhythmusinstrumente da, mischt sich der harte Sound der Gitarren mit dem Klang gestopfter Trompeten. Da sind diese Musiker voll in ihrem Element, und ihre Körper wiegen sich im Takt. Und plötzlich ist eine Sängerin da, eine schöne Frau mit der dunklen Hautfarbe der Mulatten, die sich kontrastreich von ihrem silberglänzenden Abendkleid abhebt. Ein Wirbelwind ist das, eine geballte Ladung Temperament. Sie singt und tanzt,

wobei sie, den langen Rock raffend, wunderschöne schlanke Beine zeigt, und hat im Handumdrehen das ganze Publikum für sich.

«Wer ist das?» fragt Achim interessiert. «Ein bekannter Schlagerstar?»

Die Offiziere schmunzeln ausnahmslos, und Krösing meint: «Aber Geschmack hat er, was?» Dann läßt er sich zu der Erklärung herbei: «Sie macht das nur zu ihrem Vergnügen. Ein Hotelgast wie Sie. Carmela Morelo. Der süße Fehltritt eines weißen Vaters, dessen erhebliches Vermögen sie hier unter die Leute bringt. Eines Mannes übrigens mit besten Wirtschaftsbeziehungen nach Westeuropa.» Er winkt ab und beugt sich näher zu Detjen. «Und wie stellen Sie sich nun Ihre Zukunft vor?»

«Das müssen Sie Herrn Schreiner fragen. Seit ich Südamerika betreten habe, denkt er für mich.»

Schreiner hat mitgehört und hebt nun abwehrend die Hände. «Ich mache ihn ein bißchen mit Land und Leute bekannt, das ist alles.»

Daß er unbedingt Zugang zu dem Klüngel finden möchte, in dem der Herr Oberst offenbar ein großes Tier ist, wäre die lautere Wahrheit, aber die darf er nicht aussprechen. Sich aufzudrängen kann er sich nicht leisten, die anderen müssen ihn holen. So entgegnet er ziemlich indifferent und mit gutgespielter Ratlosigkeit: «Ich hoffe, daß ich im Luftverkehr unterkomme. Und wenn es als Copilot ist. Irgend so eine Inlandsquetsche – Postflug. Was weiß ich.»

Davon will Krösing nichts hören. «Blödsinn!» sagt er grob. «Ein Mann mit Ihren Qualitäten, ein As der Lüfte. EK eins, Deutsches Kreuz in Gold. Für Sie hat dieses Land etwas Besseres.»

Detjen gibt sich skeptisch. «Mit meiner Vergangenheit?»

«Nun halten Sie mal die Argentinier nicht für blöder, als sie sind. Leute wie unser Freund Schreiner haben hier die politische Geheimpolizei aufgebaut – die gute Schule des Reichssicherheitshauptamtes.» Schreiner senkt den Blick und betrachtet betulich seine Fingernägel. Er mag es nicht, daß über dieses

Thema gesprochen wird. Davon unbeeindruckt, fährt Krösing fort: «Und Leute wie meine Wenigkeit trimmen die Luftwaffe. Woher soll Lateinamerika Männer mit Fronterfahrung nehmen? Nein, mein Lieber, aus Ihrer Zivilfliegerei wird nichts! Ihr Platz ist bei mir! Neue Maschinen, neue Montur, aber der Geist der Truppe ...»

Jetzt heben beide die rechte Faust mit aufgestelltem Daumen. «So!»

Der Oberst schließt: «Spätestens morgen ist die Faulenzerei vorbei, mein Lieber! Da haben Sie wieder Uniform an.»

«Und stehe vor jedem Spieß stramm, weil ich ja ‹der Neue› bin.»

«Quatsch! Sie waren Oberleutnant, Sie werden als Hauptmann eingestellt. Als Capitan. So heißt das hier. Und Sie sagen fortan Señor Coronel zu mir, wie sich's gehört.»

«Wie Herr Oberst befehlen, Señor Coronel!»

Genauso haben sie sich das in Berlin vorgestellt. Allerdings war die theoretische Erörterung weit weniger aufregend, als jetzt die Praxis ist. Aber es hat geklappt, und darauf kommt es an! Bis jetzt liegt er gut im Rennen.

Lauter nun ratschen die Guiros, die Schrapinstrumente, schärfer rasseln die Rumbakugeln, härter wird der Schlag der Gitarren, schmetternder der Trompetenklang. Die Sängerin hat das Podium verlassen, die Tanzfläche füllt sich. Und nun legt sich eine Hand sacht auf Detjens Arm, und eine Frauenstimme fragt spanisch: «Würden Sie mit mir tanzen, Señor?»

Er fährt herum und sieht in die dunklen Augen der Mulattin und hat dank fleißigem Vokabelbüffelns auf der «Rio Grande del Norte» auch gleich das Passende bereit. «Ich weiß die Ehre zu schätzen. Es ist mir ein Vergnügen, Señorita.» In den Tagen, die er mit Schreiner verbrachte, hat er sich eine gewisse Sicherheit im Umgang mit seinen rudimentären Sprachkenntnissen angeeignet. Er weiß allein, wieviel ihm noch zur Beherrschung der Sprache fehlt, doch er hat die Scheu überwunden, sein Weniges anzuwenden.

«Start frei!» bemerkt Krösing anzüglich und nickt ihm er-

munternd zu. Während Achim der Mulattin den Arm reicht und sie zur Tanzfläche führt, rückt Schreiner näher zum ehemaligen Chef des Jagdgeschwaders Immelmann.

«Eigentlich hatte ich keinen Zweifel», sagt er unvermittelt, «aber es beruhigt mich trotzdem, daß Sie ihn wiedererkannt haben.»

Der Oberst nickt oberflächlich. Im tiefsten Grunde sind ihm – einer «ehrlichen Haut», wie er sich gern nennt – Schnüffler aller Art verhaßt, und Schreiner bildet da durchaus keine Ausnahme, aber natürlich wird er sich hüten, das erkennen zu lassen. Er blickt zur Tanzfläche und sieht Achim und die Mulattin Rumba tanzen. Die Schrittkombinationen sind dem Flieger fremd, doch er findet sich schnell hinein und hat Spaß daran.

«Das ist Detjen, wie er leibt und lebt!»

«Obwohl Ihnen doch anfangs sein Gesicht wenig sagte?»

Das ist genau der schleichende Ton, den der Oberst wie die Pest haßt. «Er kam mir gleich bekannt vor», wehrt er unwirsch ab. «Wieviel Leute habe ich seit damals gesehen, und – mein Gott! – wir werden doch alle nicht jünger!»

Ein surrender Ventilator schiebt die heiße Luft in Wellen durch den spartanisch eingerichteten engen Raum mit den weiß getünchten Wänden. Bett. Tisch. Stuhl. Ein Schrank. Wenn das den Herren Offizieren nicht genügt – bitte sehr, es ist ihnen unbenommen, das Kasernenzimmer behaglicher zu machen, auf eigene Kosten natürlich, oder in der Stadt ein Appartement zu mieten. Darauf verzichten die meisten. Wohnungen sind teuer in Cordoba.

Mit straffer Grußerweisung entfernt sich der Flugschüler, der das Gepäck des Señor Capitan, der neu als Instrukteur in die Fliegerschule der Luftwaffe eingezogen ist, aufs Zimmer gebracht hat.

Als erstes macht Detjen das Fenster auf. Die Mittagshitze steht davor wie eine Wand. Sonnenglast flimmert über den Start- und Rollbahnen, auf die er hinausblickt, und um die rotweiß gewürfelten Gebäude der Flugsicherung mit ihren Radar-

schirmen und Funkantennen. Die flachen Dächer der Hangars scheinen in der Glut zu schmelzen. Dort drüben schiebt sich gerade ein Tankwagen an die Schulflugzeuge heran, die, wie mit dem Lineal ausgerichtet, in Reih und Glied auf der Betonpiste aufgefahren sind. An den Leitwerken leuchtet das Blauweißblau Argentiniens – die Farben, die auch im Staatswappen wiederkehren, das grünumkränzt und vom Symbol der aufgehenden Sonne gekrönt ist. Die aufgefahrenen Jagdflugzeuge sind amerikanische Bell P-39 «Airacobra», ein im zweiten Weltkrieg erprobter Typ, ein Ganzmetalltiefdecker mit geschlossenem Cockpit und dreiflügliger Schraube. Eine Besonderheit gibt es bei dieser Maschine; sie hat den 12-Zylinder-V-Motor hinter dem Cockpit, im Schwerpunkt des Flugzeugs. Weiter hinten, in einem halb geöffneten Hangar, sind zwei Beechcraft «Bonanza» zu erkennen, Reiseflugzeuge für drei bis vier Personen, die wohl dem Kurierdienst oder Stabsaufgaben vorbehalten sind. Das auffälligste an diesen hübschen, in dieser Umgebung betont zivil wirkenden Maschinen ist das V-förmige Leitwerk.

Unter der Mittagshitze wirkt der Platz wie ausgestorben. Die Männer vom Tankwagen und die Flugschüler, die mit Stahlhelm und Schnellfeuergewehr im Schatten der Hangars Posten stehen, verlieren sich in seiner Weite.

Achim Detjen schließt das Fenster. Die Luft draußen bringt keine Kühlung. Er wendet sich unschlüssig ins Zimmer zurück und beginnt, sein Gepäck in das Spind zu räumen. Als erstes wird er sich vom Vorschuß auf sein Capitansgehalt ein Radio kaufen, sonst fallen ihm hier die Wände auf den Kopf. Einen Großsuper wird er nehmen – vielleicht kann er in der Abgeschlossenheit seines Zimmers hinter verschlossener Tür den Deutschlandsender auf Langwelle empfangen. Das wäre dann ein bißchen Heimat hier in der Fremde.

Obwohl er das albern findet, baut Achim sein Spind nach preußischer Manier, Kante auf Kante. Das sind so Kleinigkeiten, die zur Rolle gehören. Bloß nicht übermütig werden, weil bis jetzt alles geklappt hat! Die Sicherheit eines Kundschafters

liegt nicht zuletzt in seiner Disziplin. Er muß sich hier einrichten wie für die Ewigkeit – ein paar Bücher, Rahmen für die Erinnerungsfotos aus Hamburg. Und die Kriegsauszeichnungen des Mannes, den er darstellt, muß er haben, wenigstens das EK I und das Deutsche Kreuz in Gold. Man legt hier großen Wert auf die Blechbrust, da darf er nicht zurückstehen. Und die Kameraden haben sicher Quellen. Krösing wird ihm bereitwillig bestätigen, welche Auszeichnungen er im Jagdgeschwader Immelmann empfing.

Das Telefon schlägt an. Er hebt ab. «Capitan Detjen.» Das geht gut von der Zunge. Achim klappt sogar die Hacken, als er die Stimme des Anrufers erkennt. «Señor Coronel? – Danke. Ich räume gerade ein. Nach alter Sitte.» Plötzlich wird sein Gesicht ernst. Er holt tief Luft. Was jetzt von ihm verlangt wird, hat ihm gerade noch gefehlt.

«Also», sagt Krösing am anderen Ende. «Morgen früh um acht Uhr zeigen Sie meinen Flugküken mal, wie ein Detjen fliegt. Aber mit allen Schikanen, das bitte ich mir aus. Kunstflug war doch immer Ihre Stärke!»

Achim ist unversehens in Schweiß gebadet. Die Wäsche klebt ihm am Leibe; er macht den Uniformkragen auf. Doch es bleibt ihm nichts übrig, als schneidig zu sagen: «Morgen früh acht Uhr Kunstflug – jawohl, Señor Coronel!»

Sehr behutsam legt er den Hörer in die Gabel zurück. Kunstflug. Er zweifelt nicht eine Sekunde daran, daß der Kunstflug eine echte Stärke von Achim Detjen war. Werner Bredebusch dagegen ... Die Genossen in Berlin haben zwar auch daran gedacht und ihn bis nach Samarkand gebracht, damit er dort in einem Fliegerklub der sowjetischen Freunde seine Kenntnisse auffrische, aber ... Jetzt erinnert er sich überdeutlich des Tages, an dem sein hakennasiger Instrukteur nach Abschluß der Unterweisung mit ihm durchs Kasino an die Kaffeebar ging, vorüber an Flugschülerinnen, die Bredebusch ausnahmslos an die schönen Prinzessinnen aus den orientalischen Märchen von «1001 Nacht» denken ließen.

Der Instrukteur setzte sich wortlos auf einen der hohen Hok-

ker, wartete schweigend, bis Kupferkasserollen mit süßem türkischem Kaffe vor ihnen standen, und brummte dann unvermittelt: «Wenn es hier Alkohol gäbe, würde ich mir zweihundert Gramm Wodka bestellen, um das hinunterzuspülen.»

«So schlimm?» fragte Bredebusch kleinlaut.

Der Fluglehrer legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn ein bißchen. «Nu», sagte er. «Es gibt noch Schlimmeres. Sie sind ein ganz brauchbarer Pilot, Genosse Bredebusch. Aber hüten Sie sich vor Kunstflug, damit es keine Katastrophe gibt!»

Jetzt kommt ihm das alles gar nicht mehr so komisch vor. Er geht zum Fenster und lehnt die Stirn an die Scheibe. Sein Blick geht hinüber zu den «Airacobras». Das ist der einzige Vorteil, den er hat – diese Maschine kennt er. Die Amerikaner lieferten sie während des Krieges an die Luftstreitkräfte der UdSSR. Als Bredebusch in Samarkand weilte, war das Flugzeug längst ausgemustert und Düsenflugzeugen eigener Produktion gewichen. Einige gute Exemplare der Bell P-39 erhielten die Fliegerklubs, und da in Samarkand keine Me 109 aufzutreiben war, wie sie der echte Detjen geflogen hatte, absolvierte er sein Flugtraining auf der «Airacobra». Nun versucht er sich alles ins Gedächtnis zurückzurufen, was damals gemacht wurde. An einem lumpigen Kunstflug darf es nicht scheitern!

Er reißt sich die Uniformjacke vom Leibe, hält den Kopf unter die Wasserleitung, bis er sich kühl und frisch fühlt, und setzt sich dann an den Tisch. Papier, Bleistift. Wenn er sich wenigstens theoretisch gut vorbereitet ...

In seinen unvermeidlichen Jeans, die Hemdsärmel aufgekrempelt, steht Charles André am geöffneten Fenster des bescheiden möblierten Zimmers. Das hat er mit Bedacht ausgewählt. Nicht der niedrige Preis war ausschlaggebend, sondern der Umstand, daß man von diesem Raum im zweiten Stock aus nicht nur das Portal der Cordobaer Fliegerschule, sondern über die Umfassungsmauer hinweg auch einen guten Teil des Flugfeldes einsehen kann. Zu Andrés Fotoausrüstung gehört eine Teleka-

none schwersten Kalibers; mit ihr kann er auf dem Platz gleichsam «spazierengehen». Der Reporter verliert keine Zeit. Er rückt die im Zimmer vorhandene Blumenbank so in Fensternähe, daß sie das gewaltige Objektiv kaschiert. Die großformatige Kamera steht bereits auf dem Stativ. Zufrieden betrachtet André sein Werk und entzündet eine «Gauloise».

Bisher hat er Glück gehabt bei seinen Recherchen «Auf der Spur der Wölfe». So soll die Fortsetzungsserie heißen, die er über den Verbleib nach dem Kriege verschwundener Größen des Nazireiches zu schreiben begonnen hat. Nach Cordoba ist er auf vergleichsweise unkomplizierten Wegen gekommen. Daß viele der Leute, die er aufzuspüren versucht, in Südamerika untergekrochen sind, weiß jedermann. In diesem Zusammenhang wird das Land, in dem er nun weilt, besonders oft genannt. Die Chefredaktion von «Journal Parisien» brachte volles Verständnis dafür auf, daß man an Ort und Stelle nachforschen müsse. Das Telefonat des Chefs mit der Finanzabteilung war kurz und ergiebig. Mit einem Ticket der Air France in der Tasche begab sich André zum Flughafen Orly und flog nach Buenos Aires. Dort dauerte es nur Stunden, bis er vor der Tür des «Klubs der Auslandsdeutschen» stand, nur einen Tag, bis er eine lebenslustige Kellnerin des öffentlichen Restaurants unter vollem Einsatz seines Pariser Charmes zum Erzählen gebracht hatte. Die junge Dame war sogar zu glauben geneigt, er schätze Eisbein und Sauerkraut über alles und lasse deshalb keine Möglichkeit aus, ein deutsches Lokal zu besuchen. Ja, und so erfuhr er, daß mancher der Herren, wenn er sich vom Klubpersonal Fahrkarten besorgen ließ, der Ermäßigung wegen Militärpapiere vorlegt. Unter anderem wurden Karten nach Cordoba verlangt. André reiste dorthin, erfuhr von der Fliegerschule . . . Der Rest war ein Kinderspiel.

Im Augenblick tut sich da drüben nichts. Charles André drückt die «Gauloise» aus, stellt sein kantiges braunes Attachéköfferchen auf den Tisch und öffnet die Schlösser. Auf dem grünen Innenfutter liegen Schnellhefter, die sich der Journalist nun noch einmal vornimmt. Er ist während seines Aufenthaltes

in der Bonner Bundesrepublik und auch in Paris nicht untätig gewesen. Ein wenig gab das spurlose Verschwinden des Fliegers Achim Detjen der Materialsammlung die Richtung. Die Hefter bergen in Fotokopien beinahe alles, was jemals über das Jagdgeschwader Immelmann veröffentlicht wurde – Kriegsberichte in Wort und Bild, Porträts anläßlich von Ordensverleihungen, lobende Erwähnungen in Wehrmachtsberichten und Erinnerungen von Bürgern der ehemals besetzten Gebiete an die «Boches», diese alles andere als lobend.

Der Journalist hat den Anflug eines zärtlichen Lächelns, als er sein Material zur Hand nimmt, und das Lächeln gilt der kleinen, schmalhüftigen Françoise aus dem Redaktionsarchiv. Lieb, wie eifrig und geduldig sie ihn bei der Suche unterstützte. Wenn er wieder in Paris ist, wird er sie ins «Châteaux» zum Essen einladen und sich überhaupt mehr um sie kümmern. Erst einmal schreibt er ihr eine Ansichtskarte. Man ist ja nicht jeden Tag in Lateinamerika!

«Wegtreten zum Staunen!» hat Coronel Krösing gutgelaunt und erwartungsfroh befohlen. Nun stehen die Flugschüler zwanglos in Gruppen beisammen oder sitzen hier und da auf einer Tragfläche, schirmen die Augen mit der Hand und sehen zu der einzigen «Airacobra» hinauf, die zu dieser frühen Stunde in der Luft ist. Der Himmel, leuchtendblau und lichtglühend, gehört ihr allein.

Detjen fliegt seit einer Stunde – diese Zeit zum «Warmwerden» mit der fremden Maschine hat er sich ausbedungen. Nun weiß er, daß sie vorbildlich gewartet wurde, daß sie den Steuerimpulsen feinnervig gehorcht und daß der zwölfhundertpferdige Allison-Motor jederzeit die volle Leistung bringt. Achim sieht auf die Borduhr. Es ist acht. Er muß anfangen. Noch einen Blick auf den Zettel, der am Armaturenbrett klemmt, noch ein Klopfen an die Plexiglashaube, noch einen tiefen Atemzug.

«Es hilft nichts, altes Mädchen. Wir müssen. Mal sehen, ob wir das überleben!»

Achim drückt den Steuerknüppel nach vorn und betätigt das

Querruder. Die «Airacobra» stellt sich gehorsam auf die Nase, beginnt sich um die eigene Achse zu drehen, trudelt. Und zieht wieder hoch!

Zu spät! denkt Detjen und beißt sich so fest auf die Lippe, daß Blut heraustritt. Um ein Haar war schon alles hin! Mit Ach und Krach kriegt er die Maschine noch über den Hangar hinweg, so tief, daß die Flugschüler die Köpfe einziehen.

Krösing klatscht sich vor Vergnügen mit der geballten Rechten in die Linke. «Maßarbeit!» frohlockt er. «Das nenne ich schneidig geflogen!»

Nach Achims Plan folgt dem «Petroleumbohrer», der Korkenzieherlinie abwärts, eine Aufwärtsschraube, die «Pirouette». Der Motor brüllt, die dreiblättrige Curtiss-Schraube reißt den Jagdeinsitzer fast senkrecht hoch, wobei er um sich selbst rotiert. Bevor jedoch der Fahrtverlust die Steuerruder unwirksam macht, dreht Detjen eine senkrechte Rolle; er läßt die «Airacobra» nach vorn kippen und wieder Tempo gewinnen. Nun geht es Schlag auf Schlag.

«Mein Gott!» sagt Coronel Krösing mehr zu sich selbst als zu den Umstehenden. «Der Mann ist ja noch besser geworden!»

Von solcher Begeisterung ist Major Braunbach weit entfernt. «Alle Figuren unsauber», urteilt er trocken. «Ich begreife, was er will, aber sauber durchgeführt wird es nicht.»

Krösing streift ihn mit einem verächtlichen Blick. «Sie möchte ich mal sehen, Major, wenn Sie nach so langer Pause wieder fliegen. Da halten Sie doch 'n Steuerknüppel für'n Wanderstab.» Und bei sich denkt er: Wenn Braunbach so lang wäre, wie er blöd ist, könnte er den Mond kniend am Arsch lecken. Der Oberst ist begeistert. Sein Detjen – seine Schule.

Der Coronel ahnt nicht, welchen Verzweiflungskampf der Pilot da oben gegen die Maschine und gegen die eigene Schwäche führt. Keine Sekunde, in der er nicht glaubt, daß er die Gewalt über die «Airacobra» verliert, daß sie ihm durchgeht und sich selbständig macht, keine Sekunde, in der er nicht fürchtet, sich unsterblich zu blamieren. Und dann? Alles umsonst...

Seltsam, dieser Gedanke läßt ihn ganz ruhig werden, eiskalt.

Bloß nicht durchdrehen, das Beste herausholen.

So schlecht läuft es gar nicht für einen Mann, der früher die Me 109 flog und heute seit wenig mehr als einer Stunde die ihm völlig fremde Bell P-39 unter dem Hintern hat! – Sei gegrüßt, Fliegerklub in Samarkand. Seid gegrüßt, Märchenprinzessinen aus «1001 Nacht», die ihr mir Mut gemacht habt.

Er zwingt der Maschine seinen Willen auf, so gut er kann; er macht eine Rolle, einen Rückenflug, einen Looping mit anschließendem Turn und setzt schließlich durchaus elegant mit einem Slip, seitlich auf das Ziel zugleitend, zur Landung an. Nur wenige Meter vor Krösing bringt Achim die «Airacobra» zum Stehen und schaltet den Motor aus. Die plötzliche Stille in seinem Cockpit wird Detjen nicht bewußt. In seinen Ohren drönt der Motor weiter, auf- und abschwellend, bösartig. Und die Knie sind so eigenartig weich.

Auf einmal sind ganze Trauben von Flugschülern bei der Maschine. Schon stehen sie auf den Tragflächen, die Glaskanzel des Cockpits wird aufgeklappt; fremde Hände lösen Detjens Gurte, befreien ihn vom Fallschirm, heben ihn aus dem Sitz, schleppen ihn über den Platz, werfen ihn in die Höhe, fangen ihn wieder auf und überschütten ihn mit Jubel und einem Wortschwall, von dem er nicht das Geringste versteht. Alles Temperament Lateinamerikas scheint über ihm zusammenzuschlagen. Für diese jungen Luftwaffenpiloten, die gerade die ersten Flugstunden hinter sich haben, ist er geflogen wie ein Gott!

Major Braunbach steht abseits. Nach wie vor ist er der Meinung, daß er eine Vorführung voller Schwächen gesehen hat; aber er müht sich, gerecht zu urteilen. Da hat die «Wanderstab»-Theorie seines Chefs doch eine Menge für sich. Man hätte diesem Detjen einfach mehr Vorbereitungszeit lassen müssen. Na, der Pulverkopf Krösing hat seinen Willen gehabt, und Detjen schlug sich unter den gegebenen Umständen gut. Major Braunbach setzt sich in Marsch, um zu gratulieren. Fliegen kann der Mann – doch daran hat nie jemand gezweifelt.

Der Señor Coronel steckt mitten unter den Flugschülern, jubelt wie sie und schreit wie sie. Das ist ein Vormittag nach seinem Geschmack!

8

Charles André hat das Bad der Wohnung im Haus gegenüber dem Portal der Fliegerschule ausdrücklich mitgemietet und es mit wenigen Handgriffen in eine Dunkelkammer verwandelt. Auf einem Brett über der Badewanne steht der zusammensetzbare Vergrößerungsapparat, stehen Schalen mit Entwickler- und Fixierlösungen. Zum Wässern dient eine Waschschüssel. Im Badezimmer ist es dunkel, nur das matte grüne Licht einer Laborlampe läßt die Umrisse der Einrichtung erkennen.

Der Journalist schaltet den Vergrößerungsapparat aus und schiebt das belichtete Blatt in die Entwicklerschale. Wie aus dem Nichts entsteht auf der weißen Fläche des Fotopapiers das Bild. Zunächst blaß, gewinnt es an Kontrast und Deutlichkeit. Als es die richtige Gradation erreicht hat und ausentwickelt ist, zieht es André durchs Wasser und drückt es dann ins Fixierbad. Dort schwimmen schon andere, doch keines hat ihn so fasziniert wie das letzte. Nicht, weil es gestochen scharf und fast kornlos ist – deshalb ja bevorzugen die «Profis» das große Aufnahmeformat. Es ist ein Gesicht, das seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Inmitten der Flugschüler, die einen der ihren auf den Schultern tragen, steht da ein lachender Mann. Er hat keine Fliegerkombination an und kein Schiffchen auf dem Kopf; er ist in einer Offiziersuniform mit Schlips und Kragen und trägt eine Schirmmütze. Der lachende Mann ist älter als die anderen und auch nicht der Typ eines Südamerikaners. André wird neugierig auf diesen Mann.

Das Negativ liegt noch im Vergrößerungsapparat. Der Journalist fährt das Gerät weiter aus, läßt die Projektionslampe aufleuchten und korrigiert die Schärfe. Jetzt füllt ein kleiner Aus-

schnitt der Teleaufnahme den Vergrößerungsrahmen. André schaltet das Licht aus, legt Papier in den Rahmen, belichtet. Dann wieder Entwickeln, Wässern, Fixieren.

Nein, der lachende Mann ist kein Einheimischer. Wasserhelle Augen, helle Brauen und Koteletten. Sollte das etwa? Eine starke Erregung bemächtigt sich seiner. Wenn er schon bei seinen ersten Aufnahmen in Cordoba einen derartigen Treffer hätte ... Mit einem Anflug von Selbstironie denkt er zwar sogleich, daß auch ein blindes Huhn manchmal ein Korn findet, aber damit kann er die plötzliche Aufregung kaum herabmindern. André verläßt das Badezimmer, geht hinüber in den Wohnraum und öffnet das kantige braune Attachéköfferchen. Die Unterlagen über das Jagdgeschwader Immelmann.

Da gibt es ein Porträt des Geschwaderchefs Oberst Günter Krösing, veröffentlicht im «Völkischen Beobachter» anläßlich der Verleihung des Ritterkreuzes. Schirmmütze und Uniform sind anders, ja, aber die wasserhellen Augen, die scharfgeschnittene Nase, überhaupt die ganze Gesichtsform. André nimmt das Blatt mit hinüber in seine Behelfsdunkelkammer und hält es neben die nasse Vergrößerung. Die Ähnlichkeit ist verblüffend, ein Zweifel kaum möglich. Er wird die Stichhaltigkeit seiner Entdeckung überprüfen, wird einfach zur nächsten Telefonzelle gehen, die Fliegerschule anrufen und Señor Krösing verlangen. Wird man ihn verbinden wollen, legt er einfach auf – das genügt. Dann kann er seine Reiseschreibmaschine auspacken und die erste Folge seiner Serie zu tippen beginnen – «Die Spur der Wölfe».

Er raucht, reibt sich das Kinn, denkt nach. Vielleicht wäre es ratsam, zu wissen, was heute früh da drüben geschehen ist. Etwas Besonderes war es in jedem Fall. Diese Flugvorführung voller komplizierter Figuren. Die Flugschüler hätten den Piloten nicht hochleben lassen, wenn sie so etwas täglich zu sehen bekämen. Und Krösing – wenn er es ist! – nimmt offenbar starken Anteil an dem Manne. Um wen handelt es sich? Kennen sich die beiden von früher?

André kehrt in die Dunkelkammer zurück. Er wird eine wei-

tere Ausschnittvergrößerung anfertigen, eine, die den gefeierten Flieger nah zeigt. Und dann neuerlich recherchieren. Wo dürften die Herren Offiziere verkehren? Natürlich im «ersten Haus am Platze», dem Hotel «Miosotes».

«Meine Herren!» sagt Coronel Krösing an der Stirnseite des stets für die Fliegerschule reservierten Tisches und erhebt sich. «Ein freudiges Ereignis hat uns zusammengeführt. Aber wenn wir heute nach alter Fliegersitte den Bravourflug unseres Kameraden Detjen begießen, so sitzen hier mit uns am Tisch auch jene, die an unserer Seite über Polen flogen.»

Wie ein Mann stehen die ihn umgebenden Offiziere auf und heben ihre Sektgläser exakt bis in Höhe des zweiten Uniformknopfes.

Krösing dankt mit einer Kopfneigung und fährt verhalten fort: «Über Frankreich, über Griechenland, über Rußland. Die Kameraden, die vom Feindflug nicht zurückkehrten. Sie alle, die Männer vom Jagdgeschwader Immelmann, erwarten, daß wir ihr Vermächtnis erfüllen. Capitan Detjen hat uns heute gezeigt, daß das alte fliegerische Können und der alte Mut noch in unseren Knochen stecken. Meine Herren!»

Sie leeren die Kelche in einem Zug und setzen sich wieder. Der Cueva, der Kellner, ist sofort beflissen zur Stelle und schenkt nach. Der offizielle Teil ist nun vorüber.

An der Bar sitzt Charles André, ausnahmsweise im korrekten hellen Anzug – dem einzigen übrigens, den er mithat. Der Journalist kann die Fliegergruppe beobachten, ohne sich umzuwenden. Die Rückwand der Bar ist eine Spiegelfäche.

Eisstücke schwimmen in dem Whiskyglas, aus dem André in kleinen Schlucken seinen »Red Label» trinkt. Daß der Mann, der eben sprach, Oberst Günter Krösing ist, steht nun außer Zweifel. Vor einer Stunde hat der Reporter die Fliegerschule angerufen. Man bedauerte, ihn nicht verbinden zu können – der Señor Coronel habe das Gelände bereits verlassen, hieß es. Hm, und der Pilot von heute morgen sitzt mit an dem festlich gedeckten Tisch.

«Die Herren Offiziere fühlen sich hier wohl», beginnt André in belanglosem Ton ein Gespräch mit dem Barmixer, wie einer eben redet, um sich die Zeit zu vertreiben. Es klingt, als könne er genausogut über das Wetter reden oder über die Kapelle, die auf dem Podium ihre Instrumente auspackt.

Der Barmixer geht mit der gleichen Selbstverständlichkeit auf die Bemerkung ein. «Angenehme Gäste. Seit Jahren schon.»

«Sie kennen sie alle?»

«Fast alle», schränkt der Mixer ein.

«Der da eben sprach, das ist der Chef der Fliegerschule, Coronel Krösing, nicht wahr?»

Mit einem Kopfnicken bestätigt das der Mann hinter der Bar, ehe er seinerseits fragt: «Sind Sie auch Flieger, Señor?»

André hat ein Lächeln, das alles offenläßt. «Nicht direkt.»

«Dann verkaufen Sie Flugzeuge?»

Die Antwort klingt amüsiert. «Ich benutze sie.» Er ist nicht hier, um selbst Fragen zu beantworten; er schiebt dem Mixer das geleerte Glas zu. «Noch einen! Wenn Sie auch etwas trinken möchten?»

Eine kleine Verbeugung hinter der Theke. «Sehr liebenswürdig, Señor.»

Der Journalist deutet mit einer Kopfbewegung in die Spiegelwand hinein. «Der jüngere Mann mit dem Bärtchen, der da neben seinem Chef sitzt... Wer ist das? Ich glaube, ich habe ihn schon irgendwo gesehen.»

Der Mixer schaut flüchtig hinüber. «Ich bedaure, Señor.» Und nach einer kleinen Pause: «Aber das ließe sich feststellen.» Auch das ist eine routiniert hingeworfene Bemerkung. Es tauchen hier öfter Leute auf, die etwas erfahren möchten und sich Informationen etwas kosten lassen.

Wortlos, gleichfalls routiniert, greift Charles André in die äußere Brusttasche seines Sakkos, nimmt einen zusammengefalteten Geldschein heraus und schiebt ihn über die Theke. Mit leeren Taschen zu recherchieren ist ein Unding. Alles hat auf dieser Welt seinen Preis, und «Journal Parisien» besitzt für sol-

che Zwecke einen besonderen Fonds.

Augenblicklich verschwindet der Schein in der Hand des Mixers. «Nur einen Moment, Señor», murmelt er, dann winkt der Mann in der kurzen weißen Jacke das Zigarettenmädchen heran. Sie wechseln leise ein paar Worte, und während André seinen Whisky erhält, geht das Mädchen mit ihrem Bauchladen wie zufällig zum Tisch der Offiziere. Mittels der Spiegelwand beobachtet der Journalist, wie sich das Mädchen an den Kellner heranspielt, der dienstbereit halbschräg hinter Krösing stehengeblieben ist und natürlich jedes an der Tafel gesprochene Wort auffängt. Wahrscheinlich ist er der einzige hier, der etwas Deutsch versteht, und wenn er auch sicher den Gesprächen nicht folgen kann – die Namen behält er. Das gehört zu seinem Beruf.

Mit einem Solo auf den Bongos, den zwischen den Knien gehaltenen, verschieden gestimmten Trommeln, die mit der Hand gespielt werden, beginnt die Kapelle. Die Instrumente nehmen den Rhythmus auf, zum Schluß die gestopften Trompeten. Seltsam, bei europäischen Kaffeehausmusikern hat André häufig den Eindruck, daß sie sich einer lästigen Pflicht entledigen; diese lateinamerikanischen Instrumentalisten sind immer mit Leidenschaft bei der Sache. Von ihren Gesichtern ist die Freude an den eigenen Rhythmen abzulesen. Auch deshalb wohl reißen sie ihr Publikum mit. Es wird gleich getanzt, und das Restaurant füllt sich zusehends. Als locke die Musik die Menschen von der Straße herein. Soweit sie der Oberschicht angehören, versteht sich! Das verrät die Garderobe.

Das Zigarettenmädchen hat ein paar Worte mit dem Kellner am Offizierstisch gewechselt. Sie kommt nicht auf direktem Wege zurück, sie bietet ihre Ware an und verkauft, und niemand könnte auf den Einfall kommen, daß sie mit einem bestimmten Ziel unterwegs ist. Das Personal erweist sich als gut eingespielt auf den Handel mit diskreten Informationen. Sicher sind alle Beteiligten an den so erzielten Einnahmen beteiligt, die ganze Kette.

Der Barmixer beugt sich zu André. «Ihr Mann heißt Capitan

Detjen. Er ist zum zweiten Mal bei uns und allem Anschein nach erst vor kurzem aus Europa herübergekommen.»

Diese Nachricht zieht den dritten «Red Label» nach sich. Jetzt kostet es den Reporter doch Mühe, seine gleichgültige Miene beizubehalten. Achim Detjen! Daran hat er nicht in seinen kühnsten Träumen zu denken gewagt, das erscheint ihm auch jetzt fast unglaubwürdig. André ist immer mißtrauisch, wenn ihm ein Erfolg sozusagen in den Schoß fällt. Selbst dann, wenn dem ermittelten Sachverhalt eine gewisse innere Logik eigen ist. Daß der ehemalige Oberleutnant bei seinem früheren Kommandeur untertaucht, der im Ausland nicht nur eine einflußreiche Position bekleidet, sondern auch Arbeit für einen hochdekorierten Flieger hat, erscheint verständlich. Aber wie fand er zu ihm – unmittelbar nach dem Eintreffen in der Bundesrepublik, ohne Geld und Papiere? André kennt den Anfang und das Ende der Geschichte, aber der Fragen sind dadurch nicht weniger geworden.

Nach seinen in der sowjetischen Hauptstadt gewonnenen Eindrücken möchte der französische Zeitungsmann die Möglichkeit verneinen, daß Detjen bereits im Gefangenenlager von Krösings Verbleib erfuhr. Die Wahrscheinlichkeit liegt näher, daß die Information erst am Entlassungsort in der Bundesrepublik gegeben wurde. Dort muß Detjen dann auch die entsprechende Hilfe zuteil geworden, müssen ihm die erforderlichen Mittel zugespielt worden sein. Zweifellos im Auftrag der und mit Rückhalt durch die Leute, die hier in Lateinamerika insgeheim die Fäden ziehen. André hat das Gefühl, daß er trotz seiner ersten Erfolge noch ganz am Anfang steht. Zu den Hintermännern muß er vorstoßen. Was er bisher erreichte, bestätigt im Grunde nur, daß er auf dem richtigen Wege ist.

«Eigentlich sind Sie mir eine Revanche schuldig, Señor Coronel», sagt Achim Detjen am Tisch der Offiziere. «Ich habe gezeigt, daß ich noch der Alte bin, aber Sie . . .» Und er blickt beziehungsreich auf die flackernden Kerzen.

Krösing hebt die Hände. Er versteht. «Cueva!» ruft er. «Sekt! Eine geschlossene Flasche.»

Das bringt Freude ins Haus. Alle wissen dank Detjens gestriger Bemerkung, was sie zu erwarten haben, und erhoffen sich ein Gaudi. Major Braunbach rückt vorsorglich die Orchideen ein wenig beiseite; Hauptmann von Schalcher bemüht sich, unauffällig aus der Schußlinie zu kommen. Dann ist die Flasche da, und das Experiment beginnt.

Krösing entfernt die Stanniolumhüllung des Flaschenkopfs und schüttelt den Sekt, um den Druck zu erhöhen. Nun visiert er die höchste Kerze auf dem Ständer an und entfernt unterdessen den Drahtkorb. Praktisch genügt jetzt der leiseste Druck auf den Korken, ihn herausschnellen zu lassen.

In das durchaus effektvolle und gespannte Schweigen am Tisch sagt der Oberst vergnügt hinein: «Meine Herren! Capitan Detjen wünscht zu sehen, daß trotz neuer Machinen und neuer Montur der Geist der Truppe ...» Er hat die Flasche schräg vor sich und zielt über den Korken, den er in diesem Augenblick losläßt. « ... so ist!»

Ohne die Kerze umzuwerfen, trifft der Korken den brennenden Docht und löscht das Flämmchen. Sofort springt der Kellner zu, nimmt Krösing die überschäumende Flasche ab und füllt geschickt die Gläser, die ihm die Offiziere mit Hallo entgegenstrecken. Der Oberst wehrt die verhaltene allseitige Beifallskundgebung mit gespielter Bescheidenheit ab und lehnt sich strahlend in seinem Sessel zurück. Wie in alten Zeiten ist das, wie in alten Zeiten!

«So!» verkündet er dann. «Und da man seinen Kommandeur nicht ungestraft herausfordert, erwarte ich von Ihnen, Detjen, daß Sie mit der ersten Dame tanzen, die hereinkommt – und wenn sie hundert Jahre alt ist und hinkt!»

«Klar!» bestätigt der Capitan. Was für eine Szene aus dem Panoptikum, eine Clownerie und skurril zugleich, ein Stück finsterste Kasinovergangenheit! Und er muß mitmachen, muß sein schönes Lächeln aufsetzen, muß die Begeisterung und das Glück eines Menschen zeigen, der sich endlich wieder «wie zu Hause» fühlt! Je überzeugender er das tut, desto untrennbarer wird man ihn in diesen Klüngel integrieren.

Er springt unternehmungslustig auf, blickt suchend zum Haupteingang oberhalb der Marmortreppe und geht gemessenen Schrittes die roten Läufer hinauf. Egal, welche Dame da hereintritt, er wird sie zum Tanz bitten. Sollen sie doch ihren Spaß haben, die da unten!

Das Schicksal ist ihm gnädig. Ausgerechnet Carmela Morelo tritt durch die Schwingtür. Es gibt fast einen Zusammenstoß, doch als Detjen – echt erleichtert und auch erfreut – seine Verbeugung macht, reicht sie ihm lachend den Arm und läßt sich von ihm auf die Tanzfläche führen. Natürlich erinnert sie sich dieses Mannes, den sie gestern aus einer Laune heraus selbst aufforderte. Carmela Morelo hat Spaß daran, die Cordobaer Gesellschaft gelegentlich durch solche Eigenmächtigkeiten zu erschrecken.

Charles André wendet ihnen den Rücken zu. Er sitzt immer noch an der Bar und blickt in den Spiegel. «Na», bemerkt er trocken. «Ganz so neu scheint Capitan Detjen hier aber doch nicht zu sein. Die Dame und er kennen sich.»

«Liegt Ihnen daran zu wissen, wer sie ist?» erkundigt sich der Mixer und beugt sich vor. Wie zufällig liegt seine offene Hand vor dem Journalisten auf der Theke. André langt in die Außentasche. Der Mann in der weißen Jacke hat etwas von einem Automaten – man wirft ein Geldstück ein, und er läuft. Schon kommt die Auskunft: «Die Dame wohnt im Haus, Zimmer hundertneunzehn. Señorita Morelo. Ihr Vater ist ein reicher Bergwerksbesitzer im Norden. Millionenschwer. Zink. Blei. Kupfer. – Noch einen Whisky, Señor?»

Die Tangomelodie geht ins Ohr, einschmeichelnd, weich und zugleich fordernd. Detjen liegt Tango mehr als Rumba, die Schritte beherrscht er, bei diesem Tanz kann er sich unterhalten.

«Ich bin ein bißchen abergläubisch, Señorita», macht er Konversation. «Sie sind die erste Frau, mit der ich in Argentinien getanzt habe. Und als ich zum zweitenmal tanzen wollte, waren Sie wieder da. Das kann kein Zufall sein.»

Die alte Masche, denkt er gleichzeitig, doch sie wirkt immer

noch.

Carmela Morelo lächelt ihn an. «Aller guten Dinge sind zwei, sagt man bei Ihnen, ja?»

«Eigentlich heißt es ‹drei›. Aber woher kennen Sie das deutsche Sprichwort?»

«Ich weiß eine Menge von Ihrer Heimat. Wir haben oft Gäste von da.»

«Freunde?»

«Geschäftspartner», stellt sie richtig.

Das interessiert ihn. «Die Welt ist ein Dorf! Überall trifft man Bekannte. Es würde mich gar nicht wundern, wenn auch unter Ihren Geschäftspartnern ...»

«Denen meines Vaters!» korrigiert die Mulattin.

« ... Gesichter wären, die ich kenne. Darf ich fragen?»

«Sie dürfen! Wir exportieren Erze. Nicht erst seit gestern. Wir hatten sogar im Krieg immer gute Beziehungen zu Deutschland. Sie sind nie abgerissen.»

Der Tango geht seinem Ende entgegen. Achim denkt, daß er hier ganz unvermutet zu einer Informationsquelle gekommen ist, die er sich erhalten sollte. Von rüstungswichtigen Rohstoffen war die Rede und von noch bestehenden Verbindungen – natürlich in die Bundesrepublik.

Er sucht den Blick von Carmelas dunklen Augen. «Ich möchte Sie wiedersehen. Schon, damit das Sprichwort erfüllt wird – aller guten Dinge sind drei.»

Das gefällt ihr. Sie lacht und fährt mit der Fingerspitze über sein Fliegerabzeichen. «Bei diesem Tempo können Sie nur Jagdflieger sein, Señor Capitan.»

«Detjen», stellt er sich verspätet vor. «Achim Detjen.»

«Carmela Morelo.»

«Ich bin morgen dienstfrei.»

«Das trifft sich gut.»

«Wann darf ich Sie abholen? Gegen zehn Uhr?»

Der Tango klingt aus. Sie löst sich von ihm. «Ich gehöre zu den Frauen, die pünktlich sind, Señor.»

Die Tanzfläche leert sich.

«Darf ich Sie zu einem Drink einladen?» Es ist mehr eine Bitte.

Sie hebt bedauernd die schmalen Schultern. «Leider ... Ich erwarte einen Anruf. Es ist höchste Zeit für mich.» Und da sich sein Gesicht irgendwie und ganz unbeabsichtigt verschließt, legt sie ihm einen Augenblick die Hand auf den Arm. «Falsch gedacht, Señor Capitan! Der Herr Papa. Bis morgen!»

Er läßt es sich nicht nehmen, sie die Marmortreppe hinauf bis zur Schwingtür zu geleiten.

Alle am Offizierstisch sehen ihm nach. «Immer noch der Alte!» amüsiert sich Krösing. «Früher dachte er immer, es merkt keiner, wieviel Glück er bei Frauen hat! Passen Sie auf, meine Herren: Wenn er zurückkommt, dann mit einem Gesicht, als könne er kein Wässerchen trüben. Von Kopf bis Fuß die Unschuld vom Lande.»

Charles André legt seinen Kugelschreiber aus der Hand. Er hat in dieser Nacht die erste Folge seiner «Spur der Wölfe» getippt und gleich noch redigiert. Nun stößt er die fertigen Seiten auf, Kante auf Kante, denn er ist ein ordentlicher Mensch, und versenkt sie in das große Kuvert, auf das er bereits mit Fettstift die Adresse der Pariser Redaktion geschrieben hat. «Par avion». Nur die Fotos fehlen noch. Er holt sie aus dem Badezimmer, wo sie an Wäscheklammern auf der Leine hingen und inzwischen getrocknet sind. Sie haben sich etwas gerollt; er zieht sie über der Tischkante glatt. Dabei denkt er flüchtig, daß er seine Technik wirklich einmal modernisieren könnte.

Er breitet die Fotos vor sich auf dem Tisch aus und spannt einen neuen Bogen in die Maschine. Die Bildtexte. Den zur Aufnahme des wiederentdeckten Achim Detjen hebt er sich bis zum Schluß auf. Das hat einen einfachen Grund. In der ersten Folge seiner «Spur der Wölfe» ist von dem Mordflieger aus Rouen noch nicht die Rede. Wer wird seine Trümpfe alle auf einmal aus der Hand geben? Außerdem – das Entscheidende im «Fall Detjen» weiß André noch nicht. Er will darüber erst schreiben, wenn er enthüllen kann, auf welchem Wege der Pilot

nach Lateinamerika gekommen ist. Die Übersendung der Detjen-Fotos sollte eine Vorleistung sein, eine Entlastung für ihn selbst. Er schleppt, weiß Gott, genug mit sich herum!

Nun zögert er. Er legt die beiden Aufnahmen – die von Capitaine Renard erhaltene alte und die jetzige – nebeneinander, stützt den Kopf in beide Hände und sieht auf die Bilder nieder. Das ist ganz erstaunlich: Hätte man ihm nicht versichert, daß der gefeierte Kunstflieger Achim Detjen sei, er wäre nicht im Traum auf die Idee gekommen! Woran liegt das? Die Männer auf beiden Fotos haben unverkennbar Ähnlichkeit miteinander. Die gleiche Größe, derselbe Gesichtsschnitt. Daß der Flieger jetzt einen Schnurrbart trägt – geschenkt! Der Haarschnitt ist exakt derselbe, gerade peinlich genau derselbe. Nein, da ist kein Unterschied! Oder doch? Der Flieger an der Me 109 sieht so unglaublich arrogant und dadurch ein wenig dümmlich aus – der Capitan auf dem Flugplatz von Cordoba hat einen anderen Gesichtsausdruck, wirkt um ein Vielfaches intelligenter. Das kann natürlich die Frucht der Erlebnisse sein, die er hinter sich hat; an keinem Menschen geht langjährige Gefangenschaft spurlos vorüber.

Charles André fürchtet, sich etwas einzureden und Gespenster zu sehen. Die Leute, die Detjen hierher gebracht haben, waren von seiner Identität überzeugt, und die sind schwer zu täuschen. Schon gar nicht wäre der ehemalige Geschwaderchef Detjens, Coronel Krösing, zu täuschen gewesen – wer, wenn nicht er, hat seine Offiziere gekannt?

Der Journalist klebt das Kuvert zu. Die Detjen-Fotos hat er nicht hineingesteckt. Er behält auch die Negative bei sich, während er die der anderen Aufnahmen zusammen mit dem Durchschlag des Manuskripts auf hauchdünnem Luftpostpapier in einen gesonderten Umschlag steckt. Dieser Brief geht auf normalem Wege in die französische Hauptstadt und zur Sicherheit auch noch an eine Privatadresse. Empfängerin ist die zierliche Françoise Auberge aus dem Redaktionsarchiv. Als Absender wird ein Emilio Lacasa genannt. Diese Verfahrensweise geht auf eine Anweisung der Chefredaktion von «Journal Parisien»

zurück, die mit den Worten «Aus gegebenem Anlaß...» beginnt und verfügt, daß im Ausland arbeitende Reporter und Rechercheure ihre Beiträge stets auf zwei verschiedenen Wegen zu übermitteln haben.

Vogelstimmen sind vor dem Fenster. Es ist hell geworden, der Tag beginnt. Charles André öffnet die Scheiben und atmet die Morgenluft tief ein. In seinem Zimmer steht der Tabakrauch zum Schneiden dicht. Wie oft hat er sich schon vorgenommen, das Rauchen einzustellen. Über Ansätze kam er nie hinweg; da ist er ein Rückfalltäter. Auch jetzt raucht er, während er seine nächsten Schritte überdenkt.

Die Hintermänner? Wo soll er sie suchen? Argentinien ist mit seinen zweieinhalb Millionen Quadratkilometern rund fünfmal so groß wie Frankreich. Zu Hause hat er Verbindungen und kennt Leute; zu Hause könnte er über die Rechercheure der Zeitung verfügen, findige Burschen, die berufsmäßig Hintergründe zu Nachrichten ermitteln. Und auch daheim würde es auf große Schwierigkeiten stoßen, etwa einen Mannn aufzuspüren, der sich in einem abgelegenen Teil der Alpen verborgen hat. Hier steht er ganz allein.

Zum Glück hat er das in seinem Journalistendasein schon öfter durchgemacht. Es bringt ihn nicht aus der Fassung, deshalb gibt er nicht auf. Charles André reibt seine Bartstoppeln. Welche Pfunde hat er denn, mit denen sich wuchern ließe?

Die alte Agenturmeldung, Nazigrößen hätten sich in der Nähe von Bahia Blanca, in den südlichen Pampas also, angesiedelt. Dort zu suchen hält der Journalist für aussichtslos. Erstens besitzt er nicht den geringsten Anhaltspunkt. Zweitens will ihm wenig glaubwürdig erscheinen, daß sich jemand, der untertauchen will, ausgerechnet in der Nähe eines Verkehrsknotenpunktes niederläßt. Über den Hafen von Bahia Blanca geht ein Großteil des Exports von Getreide, Mais, Fleischprodukten, Wolle, Leder, da wird Erdöl verarbeitet, dort sind Handelsniederlassungen aus aller Herren Ländern, Agenturen der Reedereien. Er, Charles André, würde sich ganz woanders verkriechen. Wahrscheinlich wurde Bahia Blanca in den alten Mel-

dungen erwähnt, weil die Landkäufer dort landeten und in der Hafenstadt erste Kontakte aufnahmen.

Wenn er untertauchen wollte, er würde sich nach Norden wenden, in das wüstenhafte Hochland der Atacama zum Beispiel oder in die Kordilleren. Vielleicht auch in das Flußgebiet des Paraná-Paraguay, das unübersichtlich ist . . .

Charles André drückt den Rest der «Gauloise» im überfüllten Ascher aus, nimmt seinen Elektrorasierer und läuft ins Bad. Das leise Summen des Apparats stört seine Gedanken nicht.

Das Hochland mit seinen reichen Bodenschätzen. Die Kette «Hochland – Bodenschätze – Industrie – einflußreiche Leute» bildet sich wie von selbst. Noch etwas kommt dazu: Als er aus dem «Miosotes» zurückkehrte, hat er als erstes in «Who is who?» den Namen Morelo aufgeschlagen. Die schöne Mulattin brachte ihn darauf, die Tochter eines millionenschweren Minenbesitzers. Offenbar steht sie mit den deutschen Fliegern in argentinischen Monturen auf gutem Fuß. In dem Nachschlagewerk war zu lesen, daß Señor Morelo in San Miguel de Tucumán seinen Wohnsitz hat, hoch im Norden, am Fuße der Kordilleren.

Der Journalist besitzt schöpferische Phantasie. Er malt sich aus, daß es doch eigentlich logisch wäre, sich, wenn man untertauchen will, an einen alten Freund mit der Bitte um Beschaffung einer entsprechenden Bleibe zu wenden. Der erledigt die Finanzgeschäfte, man muß selbst gar nicht in Erscheinung treten. «Who is who?» zählt bei der Nennung der Besitztümer Morelos auch ausgedehnte Ländereien auf. Das paßt wunderbar zusammen, fast zu gut. Der ausgewiesene Landbesitz beschränkt sich nicht nur auf die traditionellen Bergbaugebiete in der Provinz Tucumán; er umfaßt auch Ländereien nördlich von Corrientes in der Nähe des Zusammenflusses von Paraná und Paraguay, unmmittelbar an der Grenze des gleichnamigen Staates.

André legt den Elektrorasierer weg und reibt sich mit scharfem Gesichtswasser ein, das barbarisch brennt und die Haut rötet, aber angenehm erfrischt.

Die alten Agenturmeldungen sprachen von Landkäufen in Argentinien zu einem Zeitpunkt, da den Größen der Hitlerkamarilla klar sein mußte, daß der zweite Weltkrieg mit ihrer Niederlage enden würde, neunzehnhundertvierundvierzig. Es wäre interessant zu wissen, ob Señor Morelo gerade damals Land erwarb, welches und wo.

Das festzustellen ist eine Kleinigkeit, wenn man über die nötigen Geldmittel verfügt. Bei eigenen Recherchen würde er Wochen darauf verwenden müssen, doch mit dem Sonderfonds von «Journal Parisien» in der Hinterhand? Schon in Buenos Aires wurde er auf die Reklame der größten Handelsauskunftei des Landes – «Krediterkundung und Ermittlungen in beiden Amerika» – aufmerksam. Dieses Unternehmen beantwortet seine Frage sicher im Handumdrehen. Man wird ihm eine ungeheure Rechnung schicken und gepfefferte Spesen ausweisen, gerade so, als hätte ein Heer von Angestellten ausschließlich für ihn gearbeitet, doch in Wahrheit werden sie bei der Auskunftei lediglich ins Archiv gehen und unter «MOR» einen Kasten herausziehen, der Morelos Geschäfte über Jahrzehnte hinweg registrierte. André kennt die Verfahrensweise ähnlicher Pariser Institutionen – sie leben von systematischer Beobachtung von Aktienbewegungen, von Finanztransaktionen, von Vermögensbildung und -verlust und von Besitzverhältnissen. Man notiert Geschäftsfreunde und -verbindungen, man schneidet selbst Erwähnungen des Betreffenden in den Klatschkolumnen der Presse aus und ist so in der Lage, sogar über die Intimsphäre des «Angefragten» weitreichende Informationen zu liefern. Eine Fleißarbeit, im Prinzip. Richtig fündig wird sie erst nach Jahren.

Wieder mal umziehen! denkt André seufzend und läßt den Blick schon schweifen zwischen dem Vergrößerungsapparat und dem aluminiumbeschlagenen Tropenkoffer, in dem er nebst weiterem Laborzubehör transportiert wird. Um selbst kreditwürdig zu wirken, muß der Journalist an die Auskunftei

mindestens auf dem Kopfbogen eines erstklassigen Hotels schreiben. Überdies – die Fliegerschule hat er fotografiert. Nicht schlecht, sich jetzt von ihr zu entfernen.

9

Major Braunbach hat den kürzeren gezogen. Achim Detjen ist als Sieger hervorgegangen. Bei der allmorgendlichen Dienstbesprechung der Instrukteure verkündete Coronel Krösing, «wieder einmal die bekannte Dienstreise» zu machen, und diesmal werde Capitan Detjen die Maschine fliegen. Major Braunbach traf das offensichtlich. Diese Flüge schienen bislang sein Privileg gewesen zu sein, und schon deshalb gab sich Achim betont verblüfft und überrascht. Bloß keinen gegen sich aufbringen, der länger im Klüngel ist als er! In Wahrheit kann ihm nichts Besseres passieren, als daß «der Alte» an ihm einen Narren gefressen hat. Die Frühstücksverabredung mit der attraktiven Mulattin fällt zwar auf diese Weise ins Wasser, aber . . . Ein paar entschuldigende Worte aufs Papier geworfen und durch einen Kradmelder ins «Miosotes» geschickt, mehr kann er im Augenblick nicht tun. Will er auch nicht tun. Allein der Umstand, daß Braunbach die Einteilung zu den Flugexkursionen des Chefs anscheinend als besonders auszeichnend empfindet, weckt seine Neugier.

Während nun der Major mißgelaunt am anderen Ende der Fliegerschule die Navigationsbelehrung abhält, für die nach dem Dienstplan Detjen vorgesehen war, gehen Achim und der Coronel Seite an Seite zum Hangar der Kurierflugzeuge. Mechaniker haben bereits eine der Beechcraft «Bonanza» herausgerollt, aufgetankt und Probe laufen lassen. Die Maschine ist startklar. Der Erste Mechaniker macht eine entsprechende Meldung. Das Wetter fehle noch, sagt er, doch es werde jeden Moment gebracht werden.

Achim streift gelassen die Handschuhe über. Der glücklich

überstandene Kunstflug hat ihm viel Sicherheit und fliegerisches Selbstvertrauen gegeben; er fühlt sich in der dargestellten Identität bestätigt. Er steht nicht mehr neben, er ist in der Rolle. So tritt er auch auf. Das entspricht dem alten Detjen: Ein lässig geschlungener bunter Seidenschal im offenen Uniformhemd, der hüftlange gelblederne Lumberjack mit Schulterklappen und Rangabzeichen nicht geschlossen, Sonnenbrille auf, die nach «Luftwaffenart» gekniffte Schirmmütze mit neun Grad Gefälle aufs linke Ohr gesetzt ... Am militärischsten sieht die braune Pistolentasche am Koppel aus. Coronel Krösing ist anzumerken, wie sehr ihm das gefällt.

Sie steigen ein und schnallen sich an. Achim fällt auf, daß «der Alte» die prallgefüllte Aktenmappe, die er bei sich hat, auch jetzt auf den Knien behält.

Ein Kübelwagen hält neben der Maschine. Ein Leutnant vom Meteorologischen Dienst reicht mit einer Entschuldigung das Wetter herein. Detjen macht sich mit den Angaben vertraut, während die Mechaniker auf den Rücksitzen des Flugzeugs verschnürte Bündel ablegen. Sie sind eingeschlagen, doch es handelt sich unverkennbar um Zeitungen und Zeitschriften. Dann wird die Tür geschlossen. Achim sieht fragend zu Krösing. Der nickt.

«Ab!»

Der Capitan startet den Sechszylinder-Boxermotor und läßt ihn warmlaufen. Der Drehzahlmesser steigt schnell. Die Maschine leistet 285 PS bei 2700 Umdrehungen pro Minute. Detjen vertauscht seine Schirmmütze mit der FT-Haube, schiebt das Kehlkopfmikrofon zurecht und schaltet die Anlage ein. Ganz routiniert sagt er spanisch: «Cordoba Control für Beechcraft ‹Bonanza› zwo-zwo-vier-acht, Capitan Detjen! Verstehen Sie mich? Kommen! – Na wunderbar, Corporal! Ich rolle zum Start.»

Selbstverständlich ist die Startbahn frei, wenn einer der Instrukteure, noch dazu mit dem Chef der Fliegerschule an Bord, zu fliegen wünscht. Oben dreht eine Kette «Airacobra», die bereits zum Landeanflug ansetzte, abrupt ab. Sie ist zurückgepfiffen worden. Wie sich's gehört.

Die «Bonanza» zu fliegen macht Detjen keine Schwierigkeiten. Die Maschine – auch wenn diese hier die blauweißblaue Kokarde der Luftstreitkräfte an den Flanken trägt – wurde als Reiseflugzeug für Hobby-Piloten konstruiert; sie genießt den Ruf eines durchaus «gutmütigen» Aeroplans. Die nervöse Empfindlichkeit eines Jagdflugzeugs geht der «Bonanza» völlig ab.

Während die Maschine vom Boden abhebt, fragt Achim, wohin nun eigentlich die Reise gehe. Krösing erwidert ungewohnt mundfaul: «Zweihundert Kilometer genau Nordnordwest.»

«Und dann?»

«Dann gebe ich neue Weisung.»

Na, denn nicht, denkt der Capitan am Steuerhorn. Normalerweise ist die «Bonanza», die bis zu fünf Personen aufnehmen kann, mit Doppelsteuer ausgerüstet, doch in dieser wurde das rechte eingespart. Die Armaturen sind übersichtlich angeordnet und so auf das Wesentliche beschränkt, daß sie Sonntagsflieger nicht irritieren können. Dafür gibt es einen Aschenbecher zwischen den Skalen und einen kleine Vase. In diese hat ein Mechaniker eine violette, wildwachsende Orchidee gesteckt. Das sieht hübsch aus und duftet intensiv.

«Wie im Puff», bemerkt Krösing und schiebt Detjen gönnerhaft eine Zigarette zwischen die Lippen. Achim wird sich wohl das Rauchen angewöhnen müssen – sein «Vorgänger» scheint ein starker Raucher gewesen zu sein.

Sie rauchen und schweigen. Der Pilot denkt, daß er bis jetzt keinen Hinweis auf das Ziel der Reise hat. Er fliegt mit dreihundert Stundenkilometern – die Höchstgeschwindigkeit der «Bonanza» liegt bei 340 km/h – und wird also in etwa vierzig Minuten die neue Weisung Krösings erhalten. Das bietet nur einen sehr vagen Anhaltspunkt. Die Maschine wurde in Cordoba vollgetankt, und sie kann mit diesen hunderneunzig Litern rund eintausendachthundert Kilometer zurücklegen. Nicht nur gutmütig, diese Mühle, sondern auch sparsam.

Sie liegt ganz ruhig in der Luft. Der Motorenlärm dringt kaum in die geräuschgedämpfte Kabine. Es ist die reinste Urlaubsreise. Auf der Steuerbordseite, wo der Oberst sitzt, scheint

die Sonne in die luxuriös ausgestattete Kabine mit den roten Lederpolstern. Seitlich gleißen die Tragflächen des Ganzmetallflugzeugs im Licht. Trotz der Sonnenbrille kneift Detjen geblendet die Lider zusammen. Hin und wieder blickt er auf den künstlichen Horizont – die Flugzeugsilhouette in der Mitte der Scheibe pendelt kaum merklich über die Horizontlinie; Windeinwirkungen, die mit einer leichten Bewegung des Steuerhorns korrigiert sind. Es wird warm in der Kabine, Achim schaltet die Belüftung ein, dies auch des Tabakrauchs wegen.

Unmerklich wandelt sich tief unten die Landschaft. Nordnordwest. Das ist, laut Karte, die Richtung Tucumán. Darüber hinaus die Richtung zum Hochland der Atacama. Schon jetzt muß er höher steigen. Sie überfliegen die Sierra de Cordoba, bewaldete Bergmassive, hochaufragende nackte Felsen. Bis 2800 Meter hoch. Ein beeindruckendes Bild von merkwürdiger Strenge.

Achim mustert von der Seite seinen Chef. Auch der hat eine Sonnenbrille auf der Nase, ein monströses Gerät mit durchlöcherten Metallbügeln. Hinter den dunklen Gläsern scheint er die Augen geschlossen zu haben. Seine Hände ruhen auf der dicken Aktenmappe. Was mag ihn beschäftigen? Worüber denkt er nach? Oder schläft er?

Nein! Er öffnet die Augen, sieht auf die Uhr am Armaturenbrett und sagt noch immer nichts. Da versucht Detjen ein Gespräch. Die Gelegenheit ist günstig. Sie beide sind allein und von aller Welt abgeschlossen, eine ganze Weile noch. Die Funkverbindung mit Cordoba Control hat der Pilot kurz nach dem Start regelwidrig auf Befehl Krösings abgeschaltet.

«Ich glaube, in Argentinien kann man heimisch werden», beginnt er unvermittelt. «Unter so vielen Landsleuten ...»

Der Coronel zeigt mit dem Daumen nach rechts hinten und nickt. «Noch mehr sitzen in Uruguay. Uruguay liefert ebensowenig aus wie Argentinien.» Das ist keine Antwort, sondern eine bloße Feststellung. Er hält ein Selbstgespräch. «Jaja. Deutsche Spezialisten sind gefragt. In Montevideo sitzen, vom Krieg her noch, über zweihundert Junkersleute.»

«Da sind wir doch fast in Familie! An mir soll es nicht liegen, wenn's darum geht, Hütten zu bauen.»

Damit hat er unbewußt das richtige Stichwort gegeben. Krösing räuspert sich; jetzt ist er wach. «Den Zahn lassen Sie sich gleich ziehen! Hütten bauen ... Quatsch!» Er strafft sich in seinem Sitz, schiebt die Schirmmütze ein wenig in den Nacken und erklärt: «Wir bleiben hier nur so lange, bis sich die Wogen geglättet haben. Zeitweiliges Asyl! Mehr nicht.»

«Ach», bemerkt Detjen trocken und ein wenig bitter. «Die letzte Rückkehr in die Heimat hat mir eigentlich gründlich gereicht.»

Dazu *muß* Krösing etwas sagen.

«Solch eine Heimkehr wiederholt sich nicht! Keine Angst, mein Bester! Wenn wir kommen, sind diesmal die Sessel vorgewärmt. Und niemand wird es wagen, uns auch nur schief anzusehen. Geschweige denn, an Sachen wie Rouen zu erinnern.»

Die «Bonanza» sackt ein bißchen. Achim zieht das Steuerhorn auf sich zu und bringt die Maschine auf alte Höhe. «Ihr Wort in Gottes Gehörgang, Coronel! Darf ich fragen, wann ich mit dem Kofferpacken beginnen muß? Man läßt sich ja nicht gern überraschen.»

Diesen Spott überhört Krösing. «So schnell geht es nun auch wieder nicht. Aber unsere Zeit kommt, Detjen! Das steht so fest wie das Amen in der Kirche. Zu Hause brauchen sie uns – oder sie müssen zusehen, wie ihnen Kommune und Sozis die Zügel aus der Hand nehmen. Sind doch keine Selbstmörder!»

«Wir möchten gern, daß sie es nicht sind!» provoziert Achim. Er hat das Gefühl, vor einem Sack zu stehen, aus dem gleich die Katze gelassen wird.

Die Katze kommt nicht gleich aus dem Sack. Erst einmal erkundigt sich der Coronel, wie weit sie seien. Als er hört, daß sie hundertzweiundsechzig Kilometer zurückgelegt hätten, nickt er befriedigt und fährt dann fort: «Höchste Eisenbahn, daß Sie sich wieder um Politik kümmern! Es geht vorwärts. Man kommt immer mehr zu der Einsicht» – nun hat ihn das Thema gepackt, jetzt spricht er lebhaft –, «daß man ohne Deutschland keine eu-

ropäische Politik machen kann. Auch die Franzosen müssen es erkennen. Und wenn sie sich nicht bereitfinden, mit der Bundesrepublik einen Staat stark zu machen, der letztlich in unserem Sinne ist, dann können sie sich an den Fingern abzählen, wann der Zeitpunkt gekommen ist, zu dem die anderen in der Vorhand sind und uns Schneider und Schwarz spielen. Wer will das schon über sich ergehen lassen?»

Detjen schmunzelt. Ist ihm doch gelungen, den Oberst in Fahrt zu bringen.

«Die Leute haben doch Augen im Kopf!» fährt Krösing fort. «Nach dem ersten Weltkrieg – *ein* roter Staat. Nach dem zweiten . . .»

«Hören Sie auf, Señor Coronel!»

Das spornt den Chef nur an. «Nein, mein Lieber, wir sind noch nicht zum alten Eisen gelegt. Man holt uns wieder. Verlassen Sie sich darauf!»

«Definitiv?»

«Das Amt Blank ist der erste Schritt.»

«Ich habe davon gelesen», bemerkt Achim.

«Manche Kameraden mokieren sich darüber, daß dieser Herr Blank, ein Zivilist, demnächst Chef der neuen Streitkräfte werden wird. Ein Zivilist! Jene Kameraden begreifen einfach nicht, daß diese Lösung genial ist! Hut ab vor Konrad dem Ersten! Einen völlig unbelasteten Mann zu nehmen, einen, dem niemand etwas am Zeug flicken kann – das ist groß! Und mehr als den Namen braucht er nicht zu geben. Den militärischen Kram managen die, die etwas davon verstehen. Leute mit hinlänglicher Osterfahrung.»

Der Mann am Steuerhorn verzieht keine Miene. Schließlich kann er Krösing nicht auf die Nase binden, daß er, Achim Detjen alias Werner Bredebusch, ausgezogen ist, die Leute mit der «hinlänglichen Osterfahrung» aufzuspüren und in ihre Karten zu sehen, damit auf jeden ihrer Trümpfe zwei gesetzt werden können! Er muß sich vielmehr betont naiv geben, und das tut er, indem er beiläufig hinwirft: «Ich höre immer Streitkräfte . . .»

«Da hören Sie richtig! So wie bisher geht es doch nicht wei-

ter!» Plötzlich legt Krösing seinem Piloten freundschaftlich die Hand auf den Arm. «Tun Sie mir eine Liebe und sehen Sie nicht allzu dumm aus der Wäsche, wenn Sie nachher ein paar Männern begegnen, die von alledem mehr verstehen als wir beide zusammen. – Wie weit?»

«Hundertachtundneunzig. Nordnordwest.»

«Wunderbar!» sagt Krösing. «Etwa die halbe Strecke nach Tucumán. Drehen Sie auf Nordnordost! Das größere Ende haben wir noch vor uns.»

Achim tritt ins Querruder und schlägt das Steuerhorn ein. «Ein so gewaltiger Umweg?»

Der Coronel seufzt. «Die Welt ist schlecht, lieber Detjen! Sogar in Argentinien gibt es Leute, die uns nicht mögen. Um uns jedoch bei dieser Kreuz- und Querfliegerei auf die Sprünge zu kommen, müßten sie eigene Flugzeuge haben – und die besitzen sie zum Glück nicht! Nehmen Sie mal die Karte. Haben Sie Asunción?» Er greift selbst hinüber. «Da fließt der Rio Teuco, dort in Asunción, und davor liegt Castelli. Das ist erst mal die Hauptrichtung. – So, und nun schlafe ich erst mal eine Stunde.» Krösing nickt seinem Piloten zu und lehnt sich zurück.

Achim betrachtet ihn, der tatsächlich nach wenigen Minuten zu schnarchen beginnt, mit einem Anflug von Wohlwollen. Nicht zu fassen, daß ihn dieser Mann so schnell ans Ziel seiner geheimen Wünsche bringt! Der Flieger atmet tief. In diesem Augenblick bemächtigt sich seiner wieder dieselbe Erregung, die er verspürte, als er im Hotel «Miosotes» zum erstenmal vor dem Tisch der Offiziere stand.

Als er die Nase der Maschine nach unten drückt, strömt aus der Belüftungsanlage Luft wie aus einem Föhn – feucht und warm. Unter der Maschine dehnen sich Savannen, ein Fluß, Wald, Sümpfe. Dazwischen abrupt Trockensteppe, buschbestanden. Auf ein solches Stück Steppe rasen sie zu; Krösing hat jetzt die Rolle des Navigators übernommen. Er kennt sich gut aus, er muß demnach oft hierher fliegen.

Offenbar weht dort unten kein Wind. Eine Rauchsäule bohrt

sich wie ein Zeigefinger schnurgerade in den Himmel, und als sich ihr die «Bonanza» nun nähert, sieht Achim das ausgelegte Landekreuz. Er drückt den Hebel, der das Bugradfahrwerk ausfährt, kurvt ein und setzt zur Landung an. Gleich darauf holpert die Maschine über steinigen Boden und zieht eine gewaltige Staubwolke hinter sich her. Der Pilot möchte fragen, was um alles in der Welt sie ausgerechnet in dieser Einöde zu landen zwingt, in der es nichts zu geben scheint als die riesigen, vielfach verzweigten, übermannshohen Kakteen, die grau von Staub sind und diesen merkwürdigen Flugplatz wie stumme Wächter umgeben.

«Und nun?» fragt er sachlich.

Krösing grinst und zeigt nach vorn. Ein weißer Landrover taucht wie aus dem Nichts auf, steuert auf sie zu und hält gleich darauf neben der Maschine. Der Coronel schnallt sich los und stößt schon die Tür auf. Der Einstieg der «Bonanza» befindet sich auf der Steuerbordseite.

«'raus aus der Mühle, Detjen!» ermuntert er. «Wir können unbesorgt alles stehen- und liegenlassen, der Platz wird bewacht.»

Seine Aktentasche gibt er nicht aus der Hand. Er beobachtet, wie die beiden Männer, die mit dem geländegängigen Fahrzeug gekommen sind, von Achim die Zeitungspakete übernehmen, und geht voran zum Rover. Selbstverständlich ist der Platz neben dem Fahrer der seine. Der Capitan und der zweite Mann steigen hinten auf die Ladepritsche.

Detjen hat die beiden mit Neugier betrachtet. So also, dachte er, sehen die berühmten Gauchos aus – breitkrempige Sombreros, Lederwesten über durchgeschwitzten Hemden, hochhakkige Schaftstiefel unter Schlaghosen und an der Seite den tiefhängenden Colt von beträchtlichem Ausmaß. Wie in den Indianergeschichten seiner Jungenzeit.

Er wird enttäuscht. Die «Gauchos» sprechen so fließend Deutsch wie er selbst, und dasselbe gilt auch für die Posten unter erdfarbenen Sonnensegeln am Rande des «Feldflughafens». Sie sehen ebenso verwegen aus wie die Männer mit dem Land-

rover, aber die Zurufe, die sie mit dem Fahrer wechseln, sind reinster Landserjargon. Die private «Schutztruppe» der Leute, zu denen der Wagen Krösing und seinen Piloten jetzt bringen wird. Und das verstärkt in Detjen das Gefühl, daß er der Höhle des Löwen ganz nahe ist.

Der Fahrer heißt, das bekommt Achim mit, Reichert und ist ein Kleiner, Fetter, ein Mann mit einem Rucksackgesicht. Die Kinnpartie ist überlang. Der andere, der mit auf der Pritsche sitzt, ist das vollständige Gegenteil, überlang und dünn. Er hat einen sorgenvollen Zug. Gerufen wird er Hansch.

Neulinge sind sie beide nicht. Detjen entnimmt das dem Umstand, daß sie angesichts eines neuen Piloten des Coronels keinerlei Neugier zeigen und ihn stillschweigend als dazugehörig akzeptieren. Dies verrät Drill – der Chef hat den Mann mitgebracht, also ist der Mann in Ordnung.

Reichert entpuppt sich als wilder Fahrer – am liebsten scheint er es zu haben, wenn der Wagen mit allen vier Rädern gleichzeitig in der Luft ist. Hansch verzieht keine Miene, er kennt es nicht anders.

«So sehnsüchtig hat die Hazienda lange nicht auf Material von drüben gewartet», sagt er gelassen. «Es tut sich endlich was, wie?»

Detjen hält sich krampfhaft an der Ladepritsche fest. «Es tut sich was», bestätigt er und wünscht nur, diese halsbrecherische Fahrt möge ein Ende finden.

«Hoffentlich! Die Gegend hier fällt einem langsam auf den Wecker. Ein Königreich für einen deutschen Eichenwald.»

Die Fahrt endet auf einem Landgut, einer Hazienda. Die Landschaft hat sich gewandelt. Es ging durch Plantagen – Zitrusfrüchte, Obst, Yerba-Mate-Tee, Baumwolle –, und jede sah aus, als würde sie nie ein Ende nehmen. Aber nun liegt das Herrenhaus vor ihnen – ganz in Weiß, mit einer großen Terrasse unter säulengetragenem Dach, einer ausladenden Freitreppe. Spanischer Kolonialstil. Davor tropische Blütenpracht in einem üppigen Park, ein Farbenspiel von solcher Vielfalt, daß Detjen staunend davorsteht.

Aber es geht ihm, wie es in alten Märchen den Helden mit Zaubergärten geht – sie sind zum Greifen nahe, jedoch unerreichbar. Eine Mauer umschließt Park und Herrenhaus. Sie ist nicht sehr hoch, doch am Tor stehen «Gauchos» wie Hansch und Reichert, und beim Vorüberfahren haben sie hinter der Mauer Hundegebell gehört. Die berühmten deutschen Schäferhunde – unentbehrlich überall da, wo es Geheimnisse zu hüten, die Spuren Allzuneugieriger zu verfolgen und mißliebige Besucher zu stellen gilt. Sie sind längst ein Exportschlager.

Vor der Zufahrt hält der Wagen. Coronel Krösing steigt aus, Detjen springt von der Ladefläche.

«Hier können Sie nicht 'rein», erklärt der Oberst. «Sperrgebiet, wenn Sie wollen.» Es ist ihm wohl doch ein bißchen peinlich.

Achim erleichtert es ihm. «Führerbunker, ich verstehe», er grinst und ist maßlos enttäuscht. «Welche Befehle haben Sie für mich, Señor Coronel?»

«Quatsch! Bis heute abend tut sich für Sie garantiert nichts. Um die Mühle brauchen Sie sich nicht zu kümmern, die wird da draußen erstklassig gewartet. Gehen Sie'n bißchen spazieren, sehen Sie sich die Landschaft an; es lohnt sich. Ist ja alles neu für Sie. Also . . .» Er nickt den Männern vom Landrover zu, die auch nicht durchs Tor dürfen.

« . . .bringen Sie den Capitan unter, und kümmern Sie sich ein bißchen um ihn.» Krösing blinzelt Achim zu und geht durch das Tor.

Aus der Hazienda kommen Männer, die die Pakete in Empfang nehmen. Die landesüblichen tiefhängenden Revolvergürtel sind das einzige, was sie mit den «Gaucho»-Posten außerhalb der Mauer gemein haben. Ansonsten wirken sie durchaus «preußisch». Ihre khakifarbenen Uniformhemden sind makellos sauber und scharf gebügelt, ihre gleichfarbenen Breeches haben den Schnitt der alten Offiziersstiefelhosen, und trotz des Staubes ringsum glänzen ihre Reitstiefel. Die «innere Wache», die Leibgarde. Sie übernimmt die Pakete und schafft sie ins Herrenhaus.

«Was haben Sie vor, Capitan?» erkundigt sich der lange Hansch. «Wollen Sie sich ausruhen? Kleines Schläfchen und so? In unserer Unterkunft gibt's alles – von 'ner Klimaanlage bis zu erstklassigen Duschmöglichkeiten. Oder wollen Sie was sehen?»

«Was sehen!» entscheidet sich Detjen.

«Dann fahren wir zur Koppel hinüber», bestimmt Reichert. «Rodeo – so was sehen Sie sonst nur im Film!»

In der Tat: Das Zureiten junger Pferde, die noch nie einen Reiter getragen haben, ist eine Attraktion. Rund um die Koppel stehen deshalb Gauchos, Frauen und Kinder. Achim wundert sich, woher sie alle kommen. Weder vom Herrenhaus noch von hier aus sind die Hütten der Gutsarbeiter wahrzunehmen. Vermutlich sind sie irgendwo zwischen den Plantagen versteckt.

Der Platz hallt wider von temperamentvollem Beifallsgeschrei, von sachkundigen Zurufen für die Reiter innerhalb der Koppel und auch von Gelächter, wenn einer gar zu ungeschickt zu Boden geht. Den Hufschlag schluckt der sandige Boden, aber das Wiehern der Pferde, das an Angstschreie erinnert, übertönt das Durcheinander der Stimmen.

In einen engen Box, die keine Möglichkeit zum Ausbrechen läßt, werden Sattel und Zaumzeug angelegt, dann springt ein Gaucho von oben auf, ein Gatter geht hoch, und nun bestimmt der Fluchtinstinkt des Pferdes sein ganzes Verhalten. Wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil schießt es in das Rund der Koppel. Das ist seine erste Erfahrung: Der Sprung nach vorn befreit es nicht von der ungewohnten Last, von der Einschnürung, nicht von dem beängstigenden Druck auf die Lungen. Schon hat das Pferd aus panischer Angst Schaum vor dem Maul. Seine vorher sanften Augen sind blutunterlaufen und schreckhaft weit geöffnet; es glaubt, um das nackte Leben kämpfen zu müssen. Nur der Selbsterhaltungstrieb veranlaßt es zum Kampf, denn zu kämpfen ist seine Sache nicht. Es liegt ihm viel näher, sein Heil in der Flucht zu suchen. Doch fliehen kann es nicht, überall versperrt die hohe Koppel den Weg, und überall ist dieses fürchterliche Geschrei.

So versucht das junge Pferd, die unbekannte Last abzuschütteln. Es springt mit allen vieren in die Luft, es steigt auf der Hinterhand, und weil das nichts nutzt, weil da irgendwo jemand sein muß, der die Last festhält, keilt es mit aller Wucht nach hinten. Wieder und wieder . . . Doch die Schläge nach hinten gehen ebenso ins Leere wie das Trommeln nach vorn; die Last weicht nicht, und immer schmerzhafter wird der Druck der ihm ins Maul gezwungenen Trense auf die Maulwinkel. Dem einen oder anderen Pferd gelingt es, das Eisen rechtzeitig zwischen die Zähne zu nehmen und dadurch seine Wirkung zu mindern. Ganz aufheben kann es sie nicht.

Alles versucht es. Hin und wieder hat das Springen und Bäumen Erfolg, fliegt ein Gaucho im hohen Bogen aus dem Sattel in den Sand. Doch dann sind gleich andere da, das Pferd einzufangen und festzuhalten, bis der Gestürzte unter Beifall neuerlich aufsteigt. Es gibt kein Entrinnen.

Dies ist Gauchoart, sich ein Pferd gefügig zu machen und seinen Willen zu brechen. Von der Methode europäischer Reiter, dem Tier durch Güte und Zärtlichkeit, durch allmähliche Gewöhnung an Sattel und Reiter die Furcht zu nehmen, hält man hier nichts. Hier ist das Zureiten stets ein erbitterter Kampf, der mit dem Sieg des Gauchos enden muß.

Detjen weist mit der Hand auf die sie umgebende Landschaft. «Das gehört zur Hazienda?»

Der lange Hansch grinst: «Was denken Sie denn, wovon wir leben? Der kluge Mann baut vor, und hier ist vorgebaut worden, als noch Zeit dazu war. Viehzucht und Plantagenbau – einträgliche Geschäfte.»

Reichert, der Dicke, untermauert das. «Für alle, die daran beteiligt sind! Die Fleischexporteure kaufen ganze Jahresproduktionen im voraus. Europa ist doch ausgehungert. Big business, verstehen Sie?»

Achims Augen gehen noch einmal in die Runde. «Schön. Aber so weitverzweigt, wie das ist . . . Verliert man da nicht leicht den Überblick? Wer garantiert, daß hier nicht Leute herkommen, die das alles nichts angeht?»

«Keine Bange!» Hansch winkt ab. «Es gibt praktisch nur einen einzigen Weg zur Hazienda, der Sümpfe wegen. Das ist die Straße aus dem Süden. Und die haben wir ständig im Auge.»

Reichert hat ein kariertes Taschentuch zur Hand, mit dem er sich den Schweiß von Gesicht und Nacken trocknet. «Diese Hitze!» stöhnt er. «Ich wäre jetzt lieber im Quartier.»

«Ich bleibe noch ein bißchen. Wenn Sie mich nachher abholen würden?»

Auch Hansch ist froh, wegzukommen. «Wir holen Sie», sagt er bereitwillig. «Um vier.»

«Da wird nämlich gegessen», betont der Dicke.

Im Herrenhaus ist es kühl. Die Klimaanlage läuft. Unter der Decke der weiträumigen Halle rotieren die dreiblättrigen Propeller starker Ventilatoren. Alle Fenster sind durch Klappjalousien geschützt. Der Steinfußboden verstärkt den Eindruck von Kühle. Trotzdem sitzt die Mehrzahl der Männer an der wuchtigen Tafel hemdsärmlig da. So auch Krösing, dessen gelblederner Fliegerlumberjack hinter ihm auf der Stuhllehne hängt. Den Inhalt seiner Aktentasche hat er vor sich ausgebreitet und darüber referiert. An dem, was er sagte, entzünden sich die Gemüter.

«Das lasse ich mir nicht bieten!» braust einer der Hemdsärmeligen auf, ein grauhaariger Hüne. Jede seiner Gesten verrät, obwohl er etwas Fett angesetzt hat, die Offiziersvergangenheit. «Was denken sich diese Herren am Rhein eigentlich? Leisetreter! Feiglinge! Das haben die sich so gedacht: Unsere Erfahrungen . . .»

«Die wir, weiß Gott, teuer bezahlt haben!» pflichtet ihm sein Nebenmann bei.

«Unsere Studien, unsere Pläne», fährt der andere fort. «Die wollen sie!»

«Sie wären blöd, wenn sie darauf verzichten würden!» klingt es vom Kopfende der Tafel zurück. Der Mann, der dort der Versammlung präsidiert, ist zugleich der Älteste in der Runde. Obwohl er klein ist, gleicht er trotz seiner fortgeschrittenen Jahre

mit einer betont aufrechten, straffen Haltung aus. Sein schlohweißes Haar kontrastiert eigenartig mit dem braungebrannten, faltigen Gesicht, das beinahe rechteckig wirkt. Dieser Mann ist nicht geneigt, der Hitze Tribut zu zollen. In Schlips und Kragen sitzt er da, das lange Sakko seines steingrauen Reitanzuges geschlossen. Die Bemerkungen des Hünen scheint er so ernst nicht zu nehmen, die Antwort darauf hat einen durchaus ironischen Unterton. «Nirgendwo in der Welt finden sie einen Stab mit so reicher Osterfahrung.»

Der Grauhaarige gibt sich noch nicht zufrieden. «Alles richtig! Aber ich empfinde es als eine persönliche Beleidigung, von mir zu verlangen, daß ich Fäden ziehe und ...»

Krösing – in diesem Kreis der einzige, der eine Uniform trägt – hebt abwehrend beide Hände. «Kamerad Riedel! Ich verstehe überhaupt nicht, warum Sie sich aufregen! Gefühlsausbrüche bringen uns doch nicht weiter! Überlegen Sie: Endlich hat es die Bundesrepublik durch diplomatische Aktivitäten so weit gebracht, daß sie aus einem Volk, das den größten Krieg aller Zeiten ..., nun ja, nicht siegreich beendet hat, wieder eine wehrhafte Nation formen kann. Es gibt erneut Truppen in Deutschland – das ist bloß noch eine Frage von Monaten. Muß ich Ihnen tatsächlich vor Augen halten, Kamerad Riedel, daß die Welt das Entstehen einer neuen deutschen Wehrmacht mit größtem Mißtrauen verfolgt? Ich denke dabei gar nicht so sehr an die Herrschaften im Osten. Meinen Sie, die Tommys haben Dünkirchen vergessen oder die Amis die Ardennen?»

Der Alte an der Kopfseite nickt beifällig und unterstützt den Coronel. «Und da ist es ja wohl taktisch klüger, an die Wehrmachtspitze nicht gerade Kameraden zu stellen, deren Namen bei den anderen peinliche Erinnerungen wecken. Ganz Ihrer Meinung, lieber Krösing!»

Riedel steht auf – ungeheuer breit, bedrohlich geradezu. «Ein Volk, das nicht stolz ist auf die Taten seiner Vorväter, ist auf dem sichersten Weg zum Untergang.»

Einige am Tisch enthalten sich jeglicher Stellungnahme, andere murmeln beifällig.

Der Leiter der Fliegerschule in Cordoba hält es für nötig, dem zu begegnen. «Ich habe den Herrn General eben so verstanden, daß wir nicht den Fehler begehen sollten, die uns angetragene Arbeit zu unterschätzen. Herr Blank bietet uns nicht weniger an, als führend an der Schaffung der theoretischen Grundlagen für diese ‹Bundeswehr› mitzuarbeiten. Ja, zum Kuckuck – was wollen wir mehr? Wenn wir die Bundeswehr planen, dann kann ich nur sagen: Neue Maschinen, neue Montur, aber der Geist der Truppe» – und er stößt die Faust mit erhobenem Daumen vor – «so! Mit anderen Worten: Sie wird Geist von unserem Geiste sein, und darauf kommt es an! Ob ich diese Planung in voller Uniform leiste oder insgeheim, das ist mir im Grunde scheißegal.»

«Dieser Meinung bin ich auch», bekräftigt der weißhaarige General Albrecht. Seine Stimme klingt überanstrengt, ein wenig heiser, abgenutzt durch die Gewohnheit langen, lauten Befehlens.

«Ich nicht», erklärt Riedel.

Die ständig wechselnden Bilder des Rodeo faszinieren Detjen nach wie vor. Vorbehaltlos bewundert er die Härte und Zähigkeit der Männer, die nicht aufgeben, bis ein erst ungebärdiges Pferd schließlich mit zitternden Flanken ruhig unter ihnen steht und sich dem Schenkeldruck fügt. Immer wieder hebt sich das Gatter, prescht ein neuer Brauner oder Schimmel in die Koppel, beginnt alles von vorn. Manchmal sind zwei, drei Gauchos mit ihren Tieren gleichzeitig im Rund. Was hier geboten wird, denkt Detjen, vermag kein Zirkus zu zeigen. Und es ist eine fortgesetzte Parade bestechend schöner Pferde.

Gerade jetzt befindet sich ein Rappe darunter. Der Gaucho, der ihn reitet, ist älter als viele seiner Kameraden, untersetzt und breitschultrig, mit einem unverkennbaren Einschlag indianischen Blutes.

Der Rappe hat den Teufel im Leib. All die Sprünge, dieses Buckeln und Bäumen, das Achim bisher sah, absolviert das Pferd in so rasendem Tempo, mit so viel Hengstungestüm, daß

es nur äußerste Gewandtheit und blitzschnelles Reagieren dem Reiter erlauben, überhaupt im Sattel zu bleiben. Nun wirft sich der Rappe hin, rollt sich auf den Rücken und zur anderen Seite und springt wieder auf. Das half nichts – rechtzeitig hatte der Gaucho die Füße aus den Bügeln, stand breitbeinig über dem Hengst und saß wieder im Sattel, als das starke Tier neuerlich emporschnellte. Von außerhalb der Koppel kommt tosender Beifall. Das steigert sich noch, als auch der Versuch des Rappen nicht fruchtet, den Reiter an den Stützpfählen abzustreifen. Das kann mit Knochenbrüchen und Quetschungen enden.

Dieser Gaucho bleibt im Sattel. Er hebt nur blitzschnell das gefährdete Bein über den Pferdekopf hinweg auf die andere Seite, sitzt seitlich. Er kann nicht vorhersehen, daß sich der Rappe jäh in der Luft herumwirft, so abrupt stehenbleibt, daß der Staub unter den Vorderhufen stiebt, den Kopf zwischen die Beine nimmt und nach hinten keilt – so hoch, daß er einen hinter ihm stehenden Menschen an der Stirn treffen würde.

Der Reiter, der im seitlichen Sitz keinen Halt mehr hat, fliegt, wie von einem Katapult geschnellt, in die Luft, überschlägt sich und kracht unsanft in den aufgewühlten Sand. Da bleibt er liegen, während der Rappe mit trompetendem Wiehern im Kreise galoppiert. Drei, vier Gauchos sind sofort zur Stelle, packen das Zaumzeug, werden niedergerissen und geschleift und bringen das Tier allein durch ihr Gewicht doch zum Stehen. Andere heben den Gestürzten auf und tragen ihn aus der Koppel. Mit einer Behutsamkeit, die bei diesen rauhen Burschen verblüfft, setzen sie ihren Kameraden in den Schatten eines Baumes. Sie reden erregt miteinander, und obwohl Detjen Mühe hat, den schnell hervorgestoßenen und dialekt-gefärbten Sätzen zu folgen, versteht er doch, daß einer losreiten und den Arzt holen soll.

Er tritt näher. Der linke Arm des Gauchos hängt wie leblos herab, gerade so, als wäre er ein Fremdkörper an diesem stämmigen Leibe, durch Sehnen und Haut oberflächlich gehalten. Das erinnert Achim an einen Vorfall auf der Fliegerschule. Selbstverständlich erhielten die Schlachtflieger auch Unterricht

im Fallschirmspringen, und dem Sprung vom achtzig Meter hohen Turm folgten stets Abrollübungen am Boden. Dabei ... Einer der künftigen Piloten saß genau so da, und Werner Bredebusch hatte sich nachher von dem Sanitäter erklären lassen ...

Das Gesicht des Gauchos ist schmerzverzerrt, doch der Mann klagt nicht. «Die Schulter ...», würgte er gepreßt hervor.

«Einen Augenblick, Señores!» bittet der Capitan und drängt sich zwischen den Männern hindurch. Sie machen ihm bereitwillig Platz – wohltuend berührt davon, daß er sie wie seinesgleichen anredet, dieser Caballero mit den drei goldenen Sternen auf den Schulterklappen der Lederjacke. Er beugt sich zu dem Gaucho und betastet dessen Schulter und Arm. Der Mann verzieht noch immer keine Miene, doch er muß fürchterliche Schmerzen haben. Über sein Gesicht rinnt der Schweiß in Strömen.

Jetzt ist Detjen seiner Sache sicher, und mit einem blitzschnellen Griff renkt er den ausgekugelten Arm wieder ein, wie es ihm damals der Sanitäter zeigte. Die Prozedur ist schmerzhaft, doch mehr als ein dumpfes Stöhnen kommt auch jetzt nicht über die Lippen des Gauchos.

Achim lächelt ihm aufmunternd zu. «Bewegen den Arm, bewegen!» sagt er und macht die Geste vor, da er nicht weiß, ob er verstanden wurde. Der Mann gehorcht und gibt das Lächeln zurück. Sein Gesicht hellt sich auf. Er ist überrascht und freut sich. Tatsächlich läßt sich der Arm bewegen, ohne Doktor.

«Gut?» fragt Detjen.

«Es tut nur noch ein bißchen weh. Gracias, Señor!»

Ringsum sind Bewunderung und dankbare Freundlichkeit, und die schlanken Mädchen mit den dunklen, fast schwarzen Augen lächeln dem Capitan zu. Wie schön und würdevoll sie in diesem Moment aussehen in ihren bescheidenen Kleidchen!

Unversehens ist die Stimme des dicken Reichert hinter ihm. «Was ist nun, Capitan? Vom Essen halten Sie wohl gar nichts?»

Der Landrover ist herangerollt. Detjen hat noch ein Kopfnicken für den Gaucho, dann steigt er ein.

Unablässig surren die dreiblättrigen Propeller der großen Ventilatoren, arbeitet die Klimaanlage. Die Besprechung ist beendet. Nur die Siphons auf dem Tisch und geleerte Saftflaschen erinnern noch an sie. General Albrecht und Oberst Krösing sind allein. Sie stehen an der Anrichte, und der General schneidet liebevoll Scheiben geräucherten Schinkens, die er mit Weißbrot ißt. Er reicht auch dem Oberst davon.

«Mit dem guten Riedel geht manchmal das Temperament durch», bemerkt er kauend. «Er ist und bleibt der alte Himmelhund. Unverändert der Mann, der als Schlachtflieger im Osten fünfhundertneunzehn Panzer vernichtete, der das Schlachtschiff ‹Marat› und zwei Kreuzer versenkte und für all das der höchstdekorierte Offizier des zweiten Weltkrieges wurde. Von Taktik hat er nie die geringste Ahnung gehabt! Na» – und er legt das Messer beiseite –, «verlangt ja auch niemand von ihm ... Riedel begreift einfach nicht, was zu Hause los ist.»

«Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, Herr General: Mit seiner Draufgängerei kann er alles zunichte machen, was Herr Blank und wir mühselig aufzubauen versuchen.»

Der Weißhaarige wünscht ein paar Schritte zu gehen. Das fördert die Verdauung. Krösing schließt sich sofort an, und so wandeln sie in der geräumigen Halle um die lange Tafel herum – auf den lautlosen Kreppsohlen seiner wadenhohen Fallschirmspringerstiefel der Oberst, in knarrenden Reitstiefeln der General.

«Dazu lassen wir es nicht kommen, lieber Krösing! Wenn Herr Oberst Riedel nicht in größeren Kategorien zu denken weiß, so ist das seine Sache. Wir können es.» Die Stiefel knarren. Dann fährt Albrecht geschäftsmäßig fort: «Ich selbst fliege nach Paraguay, Vortrag über den Stand unserer Arbeit hier zu halten, und ich bin sicher, daß die Herren dort vollkommen die von uns beiden vertretenen Ansichten teilen. Was sie da vorhin sagten, hat mir ausgezeichnet gefallen.»

Daraufhin muß man eine Verbeugung wenigstens durch Kopfneigen andeuten. «Verbindlichsten Dank, Herr General!»

Albrecht ist ganz in Gedanken: «In Paraguay werde ich zu-

verstehen geben, daß unsere Herren auf eine persönliche Beratung mit dem Stab der künftigen Wehrmacht drängen. Es geht nichts über menschliche Kontakte.»

«Zumal unsererseits eine Vorgabe erfolgt ist! Soviel ich erfahren habe, hat Bonn die Studie General von Manteuffels über die Möglichkeiten der schnellen Aufstellung einer Armee aus fronterfahrenen Soldaten doch sehr wohlwollend geprüft.»

«Ganz recht!» bestätigt der Weißhaarige. «Natürlich kann eine solche Studie nur der Anfang sein. Von Manteuffel ist ein Panzerfachmann; von der Fliegerei versteht er so viel wie die Kuh vom Seiltanzen. Wenn das alles spruchreif wird, rechne ich sehr mit Ihnen. Krösing. Sie machen sich keine Illusion. Sie schätzen die Dinge real ein. Ich weiß das zu würdigen.»

Nun erklärt der Oberst, daß der Herr General immer auf ihn bauen könne.

«Schon gut!» winkt der ab, greift nach einem Glas und zieht einen Siphon heran. «Es liegt eine ganze Menge in der Luft. Zwei Linien zeichnen sich ab: Da sind einmal die Franzosen mit ihrem Pleven-Plan, der demnächst publiziert werden wird. Eine intereuropäische Streitmacht des Westens. Linie zwei: der Nordatlantikpakt Washingtons. Eine europäische Streitmacht unter amerikanischem Befehl. Persönlich zweifle ich nicht daran, daß Herr Adenauer die zweite Variante wählen wird – noch nicht heute und morgen, übermorgen aber bestimmt. Wie dem auch sei ...» Der General bleibt stehen. «In jedem Falle wird ein deutscher Beitrag gefragt sein. Es sieht gut aus für uns. Ich denke nicht daran, mir diese Perspektive durch Riedels Unbedachtheit zunichte machen zu lassen. Ich ...»

In diesem Augenblick klopft es scharf, und Riedel tritt ein. Er nähert sich dem General bis auf drei Schritte und klappt die Hacken. «Klar zum Start nach Paraguay, Herr General», meldet er. «Sie haben doch nichts dagegen, daß ich heute Ihr Pilot bin?»

Albrecht zieht ein wenig die Brauen hoch. «Welche Ehre für mich!» sagt er, und seine heisere Stimme hat wieder den ironischen Unterton. Er nimmt diesen «Fliegerhelden» nicht ernst. «Darf man fragen ...?»

«Ich möchte mich von den Herren in Paraguay auf einige Zeit verabschieden», erklärt Riedel und hebt dann eitel hervor: «Ich bin eingeladen worden, in Deutschland eine Reihe von Vorträgen zu halten.» Unversehens hebt er das Kinn – wie sein eigenes Denkmal! amüsiert sich der General innerlich – und fährt fort: «Die Heimat hat den Mann nicht vergessen, der auf zweitausendfünfhundertunddreißig Feindflüge zurückblickt.»

«Wer hat Sie eingeladen?»

«Ein Herr von Thadden. Ich werde die Stunde nutzen, solange ich im Gedächtnis der Heimat lebe.»

«Na schön», erwidert Albrecht unbeeindruckt. «Lassen Sie die Maschine schon immer warmlaufen. Ich komme sofort.»

Riedel tritt ab.

«Wenn er sich einbildet, daß er in Paraguay offene Ohren findet, dann irrt er sich», bemerkt der General trocken, sobald sich die Tür hinter dem Hünen geschlossen hat. «Wollen Sie mir einen Gefallen tun, lieber Krösing? Sie kennen unseren Wachleiter Kutzner. Er steht in Verbindung mit seinen alten Kameraden aus der Abwehr. Die sollen drüben in Deutschland ein wachsames Auge auf Riedel haben und dafür sorgen, daß er da nicht herumtrampelt wie der Elefant im Porzellanladen. Was Sie selbst angeht – Sie bleiben auf der Hazienda, bis ich aus Paraguay zurück bin. Morgen, spätestens übermorgen abend . . .»

Gemeinsam verlassen sie das Herrenhaus – General Albrecht, um einen wartenden Kübelwagen zu besteigen und sich zum Flugzeug zu begeben, und Krösing, um zunächst den in einem Schaukelstuhl auf der Terrasse liegenden Wachleiter Kutzner zu informieren und dann im Gästehaus der Ruhe zu pflegen.

Das Gespräch mit Kutzner zieht sich in die Länge. Es stellt sich nämlich heraus, daß der Wachleiter während des Krieges in denselben französischen Städten Geheimdienstaufgaben wahrnahm, in denen das Jagdgeschwader Immelmann zeitweilig lag, und da gibt es gemeinsame Erinnerungen, die sie sofort auffrischen.

Als der Coronel endlich die Freitreppe herunterkommt, beeilt sich Detjen, vor das Tor zu gelangen, um seinem Chef wie zufällig zu begegnen. Er hat sich nach der reichlichen Mahlzeit in der Nähe des Parks umgesehen und eine Stelle gefunden, von der aus er über die niedrige Mauer hinweg guten Einblick in das Innere der Sperrzone bekam. Die Teilnehmer der Besprechung sah er das Herrenhaus verlassen, und er sah auch Riedel herauskommen und mit dem Landrover davonfahren.

Das war der Moment, da er sich unwillkürlich ins Grün der exotischen Sträucher duckte. Er erkannte den Hünen auf den ersten Blick. Etwas weniger beleibt und mit noch dunklem Haar stand dieser Mann einmal ganz dicht vor ihm. Fliegerschule ... Schon damals wurde Riedel allen angehenden Schlachtfliegern als leuchtendes Vorbild hingestellt, und auf der Schule hatte es sich eingebürgert, daß zum Lehrgangsabschluß Riedel erschien und mit tönender Stimme markige Worte von «Treue zu Führer und Reich» und «bedingungslosem Einsatz» hervorstieß, gewürzt mit der Schilderung seiner letzten Heldentaten. Von denen sprach er besonders gern.

Gleich darauf lächelte Detjen über sich selbst. Wie sollte sich Riedel an den Flugschüler Werner Bredebusch erinnern – ein kleines Würstchen! Von dieser Seite ist wirklich nichts zu befürchten.

Als sie nebeneinander stehen, Krösing und Detjen, deutet der Capitan zum Himmel. In geringer Höhe zieht ein zweimotoriges Flugzeug ostwärts über das Herrenhaus hinweg, eine schnittige kleine Maschine ohne jedes Hoheitszeichen.

«Eine Beechcraft ‹Super H achtzehn›, ein bis zwei Mann Besatzung, fünf Passagiere», bemerkt Achim mit Kennermiene. «Sie wissen, Coronel, daß diese Mühle einen seltsamen Rekord hält? Sie wird seit dreizehn Jahren mit nur geringfügigen zeitgemäßen Verbesserungen gebaut und ist das beliebteste zweimotorige Privatflugzeug der Welt. Hut ab vor den Konstrukteuren!»

Auch der Oberst schaut flüchtig nach oben. «Den Piloten müßten Sie kennen, Oberst Riedel ...»

«Dann habe ich mich also nicht getäuscht! Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als er herauskam.»

Sie gehen in Richtung der Unterkunft, in der auch Detjen einquartiert wurde. «Was halten Sie von ihm?» will der Coronel unterwegs wissen.

Weiß der Teufel, was er hören will! Achims Antwort fällt indifferent aus. «Ich bin ihm nie perönlich begegnet. Ein großer Flieger ... Ein Idol ...»

«Aber mehr auch nicht! Leider», seufzt Krösing. Danach bleibt er einsilbig. Was er im Hause erlebt hat, klingt in ihm nach und beschäftigt ihn.

«Und wann starten wir, Señor Coronel?»

Der Kommandeur winkt ab. «Heute nicht. Morgen, vielleicht erst übermorgen. Wir warten, bis die ‹Super H achtzehn› zurück ist.»

Noch einmal hebt er den Blick zum Himmel, doch der zweimotorige Tiefdecker ist aus dem Gesichtskreis entschwunden. Ganz weit in der Ferne sind die Triebwerke zu hören.

Detjen beißt sich auf die Lippen. Er würde recht gern versuchen, Krösing ein bißchen aus der Reserve zu locken, ihn zum Sprechen zu bringen. Doch wenn der solch ein Gesicht zieht, ist dies kaum der geeignete Moment dafür.

10

Es ist Nacht geworden. Ein Teil der Gauchos bleibt bei den Herden. Sie haben Feuer gemacht. Junge Frauen und Mädchen sind herausgekommen und bereiten das Abendessen zu – Fleisch, zu dem es «Galletas» gibt, groben Zwieback, und Yerba Mate, ein Gemüse aus den Blättern des Yerbabaumes.

Ein solches Feuer brennt auch in der Nachbarschaft der Koppel, in der das Rodeo stattfand. Weithin ist die Flamme zu sehen, und ihr Licht gibt dem Baum, unter den der gestürzte Gaucho gesetzt wurde, merkwürdige Konturen. So verlieren sich

nach oben hin im Dunkel und scheinen übergangslos mit dem Himmel zu verwachsen.

Der Feuerschein lockt Detjen, näher zu gehen. Seit einer guten Stunde ist er unterwegs und genießt die Stille sowie die jetzt herrschende angenehme Kühle. So allein zu laufen und sich ganz entspannen zu können ist einmal schön.

Gitarrenklänge lassen ihn aufhorchen. Zwei junge Männer haben ihre Instrumente bei sich und offenbaren viel Musikalität. Nicht nur Akkorde schlagen sie; sie spielen eine rhythmisch betonte, tänzerisch beschwingte Melodie.

Welch ein Bild! Ein Operettenregisseur könnte es inszeniert haben. Da ist die Gauchogruppe, malerisch ums Feuer gelagert. Da steht eine zigarrenrauchende Frau und rührt mit großem Schöpflöffel in dem rauchgeschwärzten Kupferkessel am Dreibein über der Flamme. Da sind zwei junge Leute aufgestanden und versuchen zum Klang der Gitarren ein paar Tanzschritte – ganz verhalten, andeutungsweise nur –, und da sind, kaum noch aus der Dunkelheit gehoben, die Umrisse von Pferden hinter dem Koppelzaun. All das ist in ein warmes, gelblich-rötliches Licht getaucht, das weich ins nächtliche Schwarz übergeht. Im Feuerschein haben alle Farben einen besonderen Reiz und werden neu entdeckt – das blitzende Weiß der Sattelbeschläge, die bunten Halstücher der Mädchen, das in allen möglichen Brauntönen spielende Leder der Westen, ja selbst der Sand und die Vegetation.

Achim ist unbemerkt schon nahe herangekommen, da wirft eines der Pferde unruhig den Kopf auf und schnaubt. Sofort verstummen die Gitarren. Die Gauchos stehen auf. Plötzlich haben zwei, drei von ihnen Gewehre in den Händen, alte Jagdbüchsen von beträchtlichem Kaliber. Detjen geht schneller.

«Guten Abend, Señores!» ruft er schon von weitem. «Ihr Feuer hat mich angelockt. Hoffentlich störe ich Sie nicht.»

Die Büchsenläufe senken sich, die Gewehre werden weggelegt. Und nun ist auch der untersetzte ältere Gaucho mit dem Indianergesicht da, kommt dem Flieger entgegen und streckt ihm mit herzlicher Freude beide Hände hin.

«Señor Capitan!» ruft er. «Welche Überraschung! Kommen Sie ans Feuer! Seien Sie unser Gast!»

Detjen folgt ihm, und wieder lächeln ihm die Mädchen zu, während die Männer bereitwillig beiseite rückten, ihm Platz zu schaffen. Die Gitarristen spielen wieder, die jungen Leute tanzen weiter und klatschen dabei in einem bestimmten, Detjen unbegreiflichen Takt in die Hände, und auch die Frau mit der Zigarre rührt neuerlich in ihrem Kessel. Es ist, als gehöre er einfach dazu.

«Sind Sie jede Nacht draußen?» erkundigt sich Achim.

«Wir wechseln uns ab», erwidert der Gaucho, den die anderen Pedro rufen. «Die Herden dürfen nicht allein bleiben. Manchmal verirrt sich ein Puma hierher oder ein Jaguar. Raubzeug gibt es genug. Schlimm ist es, wenn die Herde flüchtet. Große Verluste, Señor! Deshalb halten wir Wache.»

Der Gast blickt zu den Pferden, die nahe dem Koppelzaun stehen, die Ohren spielen lassen und neugierig herübersehen. «Was macht denn der Rappe?»

Pedro schmunzelt. «Morgen bezwinge ich ihn. So einer wirft Pedro nur einmal.» Er deutet mit einer Kopfbewegung zur Koppel. «Der da, der Braune mit dem Stern, war genau so ein Teufel. Und heute . . . Es gibt kein lieberes Pferd! Das reite ich jetzt.»

«Würde ich gern mal aus der Nähe sehen.»

Das freut den Gaucho. Er steht sofort auf. «Gehen wir!»

Der Braune steckt gleich den Kopf zwischen den Stangen hindurch und nimmt die Hand seines Herrn zwischen die weichen Lippen. Liebkosend krault Pedro es mit der anderen zwischen den Ohren und streicht ihm sanft über die Nüstern. Er redet mit seinem Pferd, aber von dem, was er sagt, versteht Detjen kein Wort. Da begreift Achim, daß sie alle betont langsam und deutlich sprechen, wenn sie sich mit ihm unterhalten, und daß sie es mit so viel Takt tun, daß es ihm kaum bewußt wird.

«Möchten Sie einmal aufsteigen, Señor Capitan? Es gibt kein besseres Pferd hier.»

Detjen dankt. Daß er es am hellen Tage gern einmal versu-

chen würde, antwortet er, aber gerade bei Nacht? Der Gaucho hört aus diesen Worten richtig heraus, daß sein Gast noch nie im Sattel gesessen hat. Das verblüfft ihn; das übersteigt sein Vorstellungsvermögen. Er und die anderen hier sind zwischen und mit Pferden aufgewachsen. Die machen einen Teil ihres Leben aus. Pedro bedauert den Caballero in der schönen Uniform sogar ein wenig.

«Ich möchte Sie etwas fragen», lenkt der Capitan die Unterhaltung nun in eine andere Richtung. «Ich bin zum erstenmal auf der Hazienda ...»

«Ich weiß, Señor.»

Unwillkürlich senkt Detjen die Stimme. «... und bei der Landung habe ich das Flugzeug mit den zwei Motoren nicht gesehen, das heute gestartet ist. Gibt es hier denn mehrere Flugplätze?»

Auch Pedro spricht leiser. Er sieht sich scheu um, ehe er erwidert: «Nur den einen ... Aber die Maschine steht im Berg.» Da Achim die Brauen hochzieht, erklärt der Gaucho: «In einem großen Schuppen, der mit Erde abgedeckt ist und auf dem Sträucher wachsen. Schon vom Sattel aus sieht man ihn kaum, und von oben? Da muß es sein, als wäre dort nichts als Steppe.» Und nach einer Pause sagt er verlegen: «Es ist verboten, darüber zu sprechen.»

Daß die merkwürdigen Hazienderos drüben in ihrem Herrenhaus an alles gedacht haben, überlegt Detjen. Sogar die Möglichkeit, daß eine fremde Maschine außerhalb der offiziellen Fluglinien über dem Gelände erscheinen könnte und daß dann ein Landeplatz Verwunderung wecken könnte, haben sie ins Kalkül gezogen. Die Entdeckung eines Flugfeldes könnte den einen oder anderen Privatflieger veranlassen, zu landen und «Buenos tardes!» sagen zu wollen. Privatflieger gibt es hier genug – das Land ist weit, die Straßen sind nicht immer die besten, und Achim weiß, daß die hiesigen Gutsbesitzer ein Flugzeug mit der gleichen Selbstverständlichkeit erwerben, mit der ihresgleichen in Europa eine Luxuslimousine kaufen. Die Männer dort drüben wollen nicht auffallen und im Verborgenen blei-

ben. Dies offenbar mit wohlwollender Billigung der Landesbehörden.

«Von dem Verbot habe ich nichts gewußt. Ich will Sie natürlich nicht in Verlegenheit bringen», nimmt der Capitan seine Frage gleichsam zurück. Er bietet Pedro von seinen Zigaretten an, der Gaucho gibt Feuer, und sie rauchen beide.

Wenn Detjen die Erlebnisse des hinter ihm liegenden Tages überdenkt, so möchte er meinen, daß er eine neue wichtige Entdeckung gemacht hat. Am Anfang mußte er die Hazienda für die gesuchte Zentrale der geheimen Organisation halten, die zu ermitteln er ausgezogen ist. Das war ein Trugschluß. Dieses Herrenhaus stellt eine Zwischenstation dar, gewissermaßen einen Umschlagplatz für die Nachrichten, die Krösing hierher übermittelt und die von der Hanzienda aus weiterbefördert werden. Die «Super H 18» ... Daß sie, der Oberst und er, hier die Rückkehr der Maschine erwarten sollen, bedeutet doch zweifellos, daß die Entscheidungen anderswo gefällt werden und daß Krösing dann die Ergebnisse nach Cordoba mitzunehmen hat. Um sie weiterzuleiten! An wen? Das gilt es festzustellen, sobald sie zurück sind.

Pedro hat Vertrauen zu dem Mann, der ihm den ausgekugelten Arm in Ordnung gebracht hat, und es ärgert ihn auch, daß der Eindruck entstehen könnte, er lasse sich den Mund verbieten. Der Capitan half ihm, nun wird Pedro ihn nicht im Stich lassen. «Was möchten Sie wissen, Señor?» ermuntert er.

Detjen klopft dem Braunen den Hals. «Wohin das zweimotorige Flugzeug flog ...»

«Nach Sonnenaufgang. Mehr weiß ich nicht.»

«Nach Paraguay? Dort liegt die Grenze, und diese Beechcraft führt keine Hoheitsabzeichen.»

Der Gaucho hebt verlegen die Schultern und schweigt.

Achim versucht es anders herum. «Fliegt die Maschine oft fort?»

«Immer, wenn das Flugzeug hier ist, mit dem Sie gekommen sind, Señor Capitan.»

«Wissen Sie, wer nach Sonnenaufgang fliegt?»

«Es sind immer unsere Hazienderos. Sie bleiben einen Tag weg, manchmal zwei, und kommen dann wieder. Danach treffen sich alle Caballeros im Herrenhaus, und das Licht brennt bis spät in die Nacht. Erst wenn es erloschen ist, darf Ihr Flugzeug mit den blauen Ringen aufsteigen.» Er nimmt Detjen am Arm und führt ihn zum Feuer. «Sie essen doch mit uns, Señor?»

Gegen Mittag klopft es scharf an die Tür von Charles Andrés Zimmer im Hotel «Conti» – es liegt am selben Platz wie das «Miosotes» und diesem genau gegenüber. Als der Journalist öffnet, steht da ein Depeschenbote und überreicht einen geschlossenen Briefumschlag. Das übliche Trinkgeld verschwindet in seiner Hand, und kaum hat sich die Tür hinter ihm geschlossen, als André schon den Umschlag aufreißt.

Meterlang Rollenpapier aus einer Fernschreibmaschine.

Der Mitarbeiter des «Journal Parisien» hat sich nicht getäuscht. Jene Handelsauskunftei in Buenos Aires, die sich für «Krediterkundung und Ermittlungen in beiden Amerika» empfiehlt, führt Señor Morelo wie erwartet in ihrer Kartei. Daß sie Andrés Fragen in perfektem Französisch beantwortet, amüsiert ihn. Man weiß ja, wie so etwas zustande kommt – als sein Brief in Buenos Aires eintraf, in ungelenkem Spanisch abgefaßt, hat die Auskunftei telefonisch im Hotel rückgefragt, wer dieser Señor sei. Das voraussehend, gab der Journalist auf der Hotelanmeldung schlicht «Reisender» als Beruf an und bezahlte das Zimmer mit lässiger Geste im voraus für eine Woche. Damit hat er sich seinerseits als durchaus kreditwürdig erwiesen.

Das lange Fernschreiben, fehlerlos getippt, beginnt mit einem Brief, in dem die Auskunftei André in wohlgesetzten Worten für das ihr entgegengebrachte Vertrauen dankt, sich für weitere Dienste empfiehlt und gute Geschäfte in Lateinamerika wünscht. Es folgt die erwartete gepfefferte Rechnung nebst Angabe der Bankverbindung, auf die Monsieur André bitte unter Angabe des codierten Zahlungsgrundes das Honorar überweisen wolle. Dann die Antworten auf seine Fragen.

Sie sind nüchtern und sachlich formuliert und bedienen sich

des im Bankfach üblichen trockenen Vokabulars.

Auf den ersten Blick mutet die Aussage enttäuschend an. Gerade in der ganannten Zeit – 1944 – hat der «Angefragte» Land nicht erworben, sondern veräußert. Dabei handelt es sich ausnahmslos um Ländereien, die weit von seinem Wohnsitz San Miguel de Tucumán entfernt liegen und die nicht besonders ertragreich waren. Eine Statistik der Erträge ist beigefügt. Doch dann kommt es: Wahrscheinlich nur der Vollständigkeit halber und um dem neuen Kunden eine Vorstellung von der Präzision ihrer Arbeit zu geben – das ist eine wirksamere Reklame als die schönsten Worte –, zählt die Auskunftei die Käufer der besagten Ländereien auf. Sie befinden sich nordwestlich von der Stadt Corrientes, nicht allzu weit von Castelli entfernt. Gekauft wurden sie im Auftrag nicht genannter Kunden von der Leukon-AG, Zürich/Schweiz, Badener Straße 565. Dies übrigens unter Berufung auf eine 1944 getroffene Vereinbarung. Wer die Vereinbarung mit Señor Morelo traf, bleibt leider unerwähnt, das heißt, es ist der Auskunftei unbekannt. Ein Glück, daß sie «1944» überhaupt nennt!

André, wieder in seinen heißgeliebten Jeans und einem Tropenhemd mit großen Brusttaschen, lehnt sich im Sessel des kleinen Schreibtischs im Hotelzimmer zurück. Die ausführlichen Angaben über die Beschaffenheit und den Ertrag der betreffenden Ländereien interessieren ihn nur am Rande.

Es ist jetzt die Schweizer Adresse, die ihn beschäftigt. Ganz abrupt erinnert er sich eines Interviews, das er vor Jahren mit Monsieur Jacques Léon Rueff machte, dem Kommissar der französischen Regierung bei der sogenannten «Dreiteiligen Kommission». Dieser Kommission oblag die Rückerstattung des von den Nazis während des Krieges erbeuteten Goldes an die rechtmäßigen Besitzer. Monsieur Rueff hatte damals in dem Interview erwähnt, ein großer Teil der Goldbeute sei vermutlich in die Schweiz gebracht und dort in Nummernsafes unerreichbar deponiert worden – «unerreichbar» natürlich bloß für Leute, die mit der Sache nichts zu tun haben.

Paßt alles zusammen! 1944 hat man mit Señor Morelo, dem

«bewährten» Geschäftsfreund und Rohstofflieferanten des faschistischen Deutschlands, für «den Notfall» eine Vereinbarung getroffen. Demgemäß ist man nach dem Zusammenbruch auf seinen Besitzungen bei Corrientes und Castelli untergekrochen, und sobald man über die im Kriege zusammengerafften Millionen verfügen konnte, wurde das Geschäft perfekt gemacht.

Durch eine Leukon-AG in der Schweiz . . . Wer verbirgt sich hinter diesem Namen?

Charles André steht auf und greift nach der blauen Lumberjack. Er wird bei der Post vorbeigehen und der Auskunftei das Honorar überweisen, sich dann aber in eine Bibliothek begeben und das «Weltwirtschaftslexikon» durchblättern. Das enthält «Steckbriefe» aller bedeutenden Unternehmen. Er wird überdies ein weiteres tun und nachts – denn nachts ist das Überseekabel nach Europa erheblich billiger – die Redaktion anrufen. «Journal Parisien» soll durch seine Rechercheure Einzelheiten über die Leukon-AG zu ermitteln versuchen, die in den offiziellen Registern nicht vermerkt sind. André zweifelt nicht daran, daß es da interessante Entdeckungen gibt.

«Gar nicht neugierig, was hier los war?» fragt Coronel Krösing und sieht im Cockpit der Beechcraft «Bonanza» seinen Piloten von der Seite an.

Detjen rückt die Sonnenbrille höher auf die Nasenwurzel. Sie fliegen auf dem gleichen umständlichen Weg zurück, auf dem sie gekommen sind. «Ich habe Sie hin und zurück zu kutschieren, Señor Coronel, und keine Fragen zu stellen.»

Achim täuscht sich nicht – auf diese Bemerkung springt der Oberst an.

«Man kann es auch übertreiben! So lange, wie wir uns kennen . ...» Er vermag sein Wissen schwer für sich zu behalten, zumal ihm die Dinge angenehm sind, um die es geht. «Angenommen, es ginge nach Hause, nach Deutschland – hätten Sie Lust, als mein Adjutant mitzukommen?»

Dieses Formulierung «als mein Adjutant» sagt viel. Herr

Krösing will sich nicht in die Bundesrepublik begeben, um daselbst Rosen zu züchten oder sich mit einem Beratervertrag bei der Industrie zur Ruhe zu setzen. Als Offizier gedenkt er heimzukehren, getreu seinem Motto: «Neue Maschinen, neue Montur, aber der Geist der Truppe ...» Achim Detjen denkt an die Besprechung, in der leitende Funktionäre des Ministeriums für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik den Kundschafter Werner Bredebusch in großen Zügen über seine Aufgaben unterrichteten. Sie hatten ausdrücklich darauf hingewiesen, daß hohe ehemalige Nazioffiziere in Lateinamerika mit militärischen Planungen für die Bonner Regierung befaßt seien und daß es darauf ankomme, ihre Pläne und deren Umsetzung bis ins Detail zu kennen. Er, Werner Bredebusch, in der Rolle Achim Detjens als Adjutant Krösings – das würde bedeuten, daß er die Finger dort im Pflaumenmus hätte, wo es angerührt wird! Doch er beschränkt sich auf einen überraschten Seitenblick und ein resignierendes: «Und die Franzosen?»

«Haben dann nichts mehr zu sagen! – Würde Sie das nicht reizen, mal von Anfang an dabeizusein? Ich hätte Sie gern an meiner Seite, einen Mann aus *meinem* Jagdgeschwader Immelmann! Vielleicht ist es sentimentale Gefühlsduselei, aber ich glaube, das würde mir Glück bringen.»

Der Capitan strahlt. «Mit Ihnen als Chef – jederzeit!»

Krösing schlägt seinem Piloten kräftig auf die Schulter. «Das ist ein Wort!»

Von der trockenen Luft in der Universitätsbibliothek hat sich Charles André in einem Espresso des Cordobaer Zivilflughafens erholt. Als er bei einem Mokka die Notate in seinem Taschenblock noch einmal überflog, ist er recht zufrieden gewesen. Die Leukon-AG in Zürich entpuppte sich als eine Tochtergesellschaft der Degussa, der «Deutschen Gold- und Silberscheideanstalt» in Frankfurt am Main, erst nach dem Kriege gegründet mit dem Ziel, «Trägerin und Verwalterin von Teilen der Auslandsinteressen der Degussa» zu sein. Ihre Aufgabe, behauptet das «Weltwirtschaftslexikon», sei die «Übernahme

und Verwaltung von Vermögenswerten und Beteiligung irgendwelcher Art im In- und Ausland».

Na bitte, die Sache ist klar! Paris wird noch etwas dazu liefern, aber darauf ist er eigentlich gar nicht mehr angewiesen. Für ihn heißt es jetzt, sich die veräußerten Besitzungen des Señor Morelo einmal anzuschauen. Irgendwie müßte man den Lesern deren Weite begreifbar machen; André bedauert, daß er hier nicht über die redaktionseigene «Hornisse» verfügen kann, den dreisitzigen Gitterrumpfhubschrauber von Augusta-Bell in Italien, den «Journal Parisien» mit Vorliebe für Luftaufnahmen von Katastrophen und großen Sportereignissen einsetzt. Bei der «Tour de France» beispielsweise ist er immer dabei.

Ob er nicht einfach ein Flugzeug chartern sollte? Sehr vorsichtig erkundigte er sich bei der Serviererin, die einen Madonnenscheitel trägt, ob sie wisse, wo man möglichst preiswert ein kleines Flugzeug mieten könne. Für eine Reise ins Landesinnere? Das Mädchen fragte mit einiger Verlegenheit zurück, ob der Señor Wert auf eine Luxusmaschine lege, und als er verneinte, strahlte sie ihn an und brachte sehr eifrig eine Geschäftskarte aus ihrer Schürzentasche hervor. Dann sei Juan Lopez genau der richtige Mann, versicherte sie errötend, und der Señor möge nur sagen, daß er von Carmen an ihn verwiesen wurde.

Die Erwähnung des Mädchens freut Juan Lopez. Er steht in einem ölfleckigen Overall neben einem uralten zweisitzigen Doppeldecker, hat die Motorhaube geöffnet und bastelt am Verteiler herum, während sie sich unterhalten.

«Wo soll es hingehen und wann?» erkundigt er sich.

«Zu den Ausläufern des Gran Chaco, in die Gegend von Castelli und Corrientes.» Und da dieser Charterpilot offensichtlich nicht auf Rosen gebettet ist, zeigt er verheißungsvoll ein Bündel Geldscheine. «Tengo dinero conmigo . . .»

Lopez' Gesicht hellt sich auf. «Da bin ich der richtige Mann für Sie! Ist nicht mehr die schnellste, meine alte Kiste, aber zum Fotografieren – und Sie wollen doch fotografieren, nicht wahr? – goldrichtig! Da sehen Sie was, da können Sie sich Ihre Motive in aller Ruhe aussuchen! Am besten fliegen wir gleich früh, da ha-

ben Sie gutes Licht und keine Hitzeschleier. Ich bin mal für eine Filmgesellschaft geflogen, ich weiß, was Sie brauchen! Das ist ein sehr guter Kulturfilm geworden, damals.»

André macht es Spaß, daß der Mann seine großformatige Kamera richtig gedeutet hat. Ein aufgeweckter Muchacho! Mit dem wird sich arbeiten lassen. Zumal er jetzt wie ein Wasserfall redet, um sich den Auftrag zu sichern. Verständlich, wenn man sein Flugzeug sieht! Diese alte «Drahtkommode» wirkt keinesfalls vertrauenerweckend.

«Ganz recht», bestätigt der Journalist. «Eine ausländische Zeitschrift hat bei mir ein paar Luftaufnahmen bestellt. Ja, und von Corrientes aus fliegen wir dann gleich weiter zum Zusammenfluß von Parana und Paraguay.»

Auch dort hatte Señor Morelo Ländereien, die verkauft worden waren.

Das Gesicht des Piloten verliert alle Fröhlichkeit. «Ins Grenzgebiet?» vergewissert er sich, und als André das bestätigt, schüttelt er den Kopf. «No conmigo! Impossible! Aus dem Geschäft wird nichts, Señor.»

«Was haben Sie gegen die beiden Flüsse?»

Juan Lopez wischt sich mit Putzwolle die Hände ab. «Nichts. Bloß – ich bin zweimal dort gewesen, und beide Male gab es Ärger.»

André fragt unbefangen: «Ist die Grenzgegend so scharf bewacht?»

«Weiß ich nicht! Aber beim erstenmal hatte ich hinterher die Bullen auf dem Hals. Weil mein Passagier an einer bestimmten Stelle ein Päckchen Rauschgift abwarf. Unten saß jedoch schon die Zollfahndung.»

Der Journalist lächelt. «Wenn es das ist – Sie können mein ganzes Gepäck untersuchen! Kramen Sie alles durch, was ich mitnehme.»

Lopez spricht gleich weiter. «Beim zweiten Mal ... Kommen Sie näher heran!» Er taucht unter den Tragflächen hindurch und deutet auf eine Reihe von Klebestellen, die schräg von unten nach oben über die Flanke der Maschine laufen. «Wissen

Sie, was das ist? Da bin ich mit einem Wissenschaftler geflogen, der den Flußlauf verfolgen wollte. Es war eine ganz offizielle Sache, der Flug sogar eingereicht und genehmigt, und genau da, wo Parana und Paraguay zusammenfließen, kriegen wir Feuer! Eine MG-Garbe – rattattattatta! Ich denke, meine letzte Stunde ist gekommen! Mit Ach und Krach sind wir davongebraust. Diese Ecke sieht mich nie wieder.»

Charles André hat das Gefühl, daß er sich die Ausgabe für ein Charterflugzeug sparen kann. «Sie haben den Vorfall angezeigt?» erkundigt er sich so beiläufig wie möglich.

«Habe ich!» klingt es zurück. «Aber ich möchte schwören, daß es keine Untersuchungen gab.»

«Wieso?»

«Die Polizisten in Corrientes, wo ich natürlich sofort landete, haben bloß dämlich gegrient. So etwas scheint dort öfter zu passieren, und offenbar finden sie es ganz in Ordnung.»

Damit sieht der Journalist seine Vermutung bestätigt. «Schade, daß Sie mich nicht fliegen wollen», sagt er. «Trotzdem: Muchas gracias. Señor Lopez!»

«De nada!» antwortet der Pilot und wendet sich wieder seinem Verteiler zu.

11

Vierzehn Tage später.

Auf der Fliegerschule wird nicht nur geflogen. Schließlich stellt sie eine militärische Einrichtung dar. Auch für die Instrukteure ist regelmäßiges Pistolenschießen Pflicht. Geschossen wird mit der Dienstpistole, einem Colt-Modell, auf die laufende Scheibe. In zehn Sekunden sind sechs Schuß abzugeben – wie weiland auf den Fliegerschulen der faschistischen Luftwaffe. Die Knallerei auf dem offenen Schießstand ist weithin zu hören.

Achim Detjen läßt die Pistole sinken und führt ein neues Ma-

gazin ein. Er schießt, ohne sich anzustrengen. Richtig mit der Faustfeuerwaffe umzugehen hat er erst nach dem zweiten Weltkrieg gelernt. Er ist ein recht guter Pistolenschütze geworden, aber das zu zeigen vermeidet er tunlichst. Niemals legten Piloten auf diese Fertigkeit Wert. «Zielen» heißt für sie «Fliegen», weil sie beim Einsatz der starren Bordwaffe mit der ganzen Maschine visieren, und der Schießstand ist unter ihrer Würde. So liegen Achims Treffer nicht über dem Durchschnitt. Insgeheim bereitet es ihm Spaß, die Scheibe kunstvoll außerhalb des Schwarzen zu treffen.

Gerade schlägt er wieder an, als sich ihm eine Hand auf den Rücken legt. Krösing – für ihn scheinen die Vorschriften nicht zu gelten, nach denen der Schütze während des unmittelbaren Schießvorgangs nicht gestört werden darf. Detjen läßt die Pistole sinken, sichert. Er dreht sich langsam um.

«Señor Coronel?»

Krösings Gesicht ist gerötet. «Kommen Sie!» sagt er kurz. Irgend etwas muß geschehen sein, das ihn aus der Fassung bringt. Sie gehen ein Stück beiseite, dann zeigt der Oberst eine Zeitung, die er zusammengelegt in der Hand hält.

«Bodenlose Schweinerei!» stößt er hervor. «Sehen Sie sich das an! Habe ich mit der Post bekommen!»

Achim nimmt die Zeitung und faltet sie auseinander. Ein französisches Blatt: «Journal Parisien». Auf der Seite drei ein ganzseitiger Bericht. Eine knallige Schlagzeile – «La route des loups». Irgendwer hat mit Bleistift daneben geschrieben: «Die Spur der Wölfe». Und auch die Übersetzung der Unterzeile: «‹Journal Parisien› auf der Fährte der Großen des Nazireichs/Sonderbericht von ...»

Die Fotos zu diesem Beitrag sind es, die nun auch Detjen die Rede verschlagen. Da ist ein großes Porträt von Oberst Krösing. Jawohl, von «Oberst» Krösing in der fliegerblauen Uniform der faschistischen Luftwaffe, mit dem Ritterkreuz am Halse. Ein zweites Bild zeigt «Coronel» Krösing. Diesmal verläßt er in der weißen Paradeuniform mit dem Staatswappen auf dem linken Oberarm das Portal der Fliegerschule in Cordoba.

Überdeutlich fällt ins Auge, daß die römische «IX» unter dem Staatswappen am Oberarm der am Portal entspricht. Auch die Fliegerschule untersteht nämlich verwaltungstechnisch dem Kommando des IX. Geschwaders. Die gleiche «IX» prangt genauso groß auf Detjens Paradeuniform.

Das dritte Foto reicht über vier der sechs Zeitungsspalten. Achim ist die abgebildete Szene sofort geläufig. Das war kurz nach seiner Kunstflugvorführung, kurz nachdem ihn die Flugschüler wieder auf den Boden gestellt hatten. Noch stehen sie im Halbkreis lachend und gestikulierend um ihn herum, und auch der Coronel lacht und streckt ihm die Hand hin, ihn zu beglückwünschen. Um den Kopf Krösings ist ein weißer Kreis gelegt worden. Der hebt ihn deutlich hervor, und auch in der Bildunterschrift kehrt der Name des Obersten wieder.

Detjen schluckt. Wenn er nur wüßte, ob auch sein Name in dem langen Text erwähnt wird! Das könnte den ganzen Einsatz, der bisher doch recht glücklich lief, gefährden. «Verdammt!» sagte er und wiederholt gleich spanisch: «Caramba!»

«Das fehlt uns gerade jetzt! Na schön, es ist kein Geheimnis, daß Leute von uns hier sind, aber so mit Straße und Hausnummer? Und dann ausgerechnet mich! Geben Sie mir mal 'ne Zigarette.»

Dieser Artikel ist Krösing in die Knochen gefahren; er wirkt auf einmal verstört und merkwürdig hilflos. Seine großen Pläne ... Und da kommt so ein Zeitungsschmierer daher und macht vielleicht alles zunichte, was er in jahrelanger Arbeit vorbereitet und aufgebaut hat. Steht er nicht fast schon mit einem Bein in der Ermekeil-Kaserne am Rhein – und soll nun über ein Zeitungsblatt stolpern?

«Da es alle wissen – wem schadet es?» Detjens Frage klingt naiv.

«Mir, Menschenskind!» braust der Coronel auf. «Sie sind sich doch wohl darüber klar, daß dieses Pamphlet von den Mißvergnügten zu Hause sofort ausgeschlachtet wird. Und wenn ich auf diese Art im Gespräch bin, mein Lieber, dann können wir unsere gemeinsame Reise zum künftigen Stab der Luftwaffe

gleich an den Hut stecken. Dann sahnen andere ab!»

«Was steht hier?» erkundigt sich der Capitan und deutet auf die fettgedruckten Zeilen am Fuß der Seite.

« ‹Journal Parisien‹ setzt seine Enthüllung zu gegebener Zeit fort», übersetzt Krösing.

Achim räuspert sich und lockert mit dem Zeigefinger den Hemdkragen. «Dann werde ich wohl der Nächste sein. Im Bilde hat er mich ja schon. ‹Von Frankreich gesuchter Kriegsverbrecher tauchte in Südamerika unter› ... Prost Mahlzeit! Was können wir dagegen tun?»

Sie gehen noch ein Stück weiter. Hinter ihnen knallen nach wie vor die Pistolen der Instrukteure.

«Ich stelle Sie vom Dienst frei, Detjen», sagt Krösing nach einer Weile. «Nehmen Sie die ‹Bonanza›, und holen Sie Kutzner von der Hazienda. Der weiß, wie man solche Leute findet und zum Schweigen bringt.»

Achim wiegt den Kopf. Der Vorschlag gefällt ihm gar nicht. Die berühmten zwei Seelen in der Brust, von denen Faust spricht ... So sehr es ihn ärgert, daß ihm plötzlich ganz unerwartet Knüppel zwischen die Beine fliegen können – als Werner Bredebusch hat er volle Sympathien für den unbekannten Journalisten, der mit anderen Mitteln als der Kundschafter des Ministeriums für Staatssicherheit arbeitet, aber doch offenbar auf seine Weise ein ehrenhaftes Ziel verfolgt. Kutzner auf seine Spur zu setzen würde den Tod dieses Mannes bedeuten.

«Ich bin gegen Kutzner, Señor Coronel.»

«Warum?»

«Wenn es Kutzner weiß, weiß es die ganze Hazienda. Wer kann voraussehen, was sie dort daraus machen?» Detjen zielt auf die schwache Stelle seines Chefs. «Eventuell nutzt einer die Gelegenheit, schiebt Sie beiseite ... Unter dem Vorwand, man müsse Sie aus der Schußlinie halten. Ganz anders sieht es aus, wenn es die Herren erst erfahren, nachdem die Sache bereinigt ist. Dann gehen sie glatt darüber hinweg.»

Er hat richtig kalkuliert, der Oberst läßt sich führen. «Wer soll die Geschichte bereinigen, wenn nicht Kutzner?»

«Ich!»

«Das würde ich Ihnen nie vergessen.» Der Gedanke gefällt Krösing, doch zugleich hat er Bedenken. «Trauen Sie sich das zu?»

Detjen nickt. Jetzt hat er darauf zu achten, nicht die Sachkenntnis des in Ermittlungen erfahrenen Majors Werner Bredebusch durchschimmern zu lassen. Ein bißchen muß er die Katze allerdings aus dem Sack lassen, um seine Eignung zu beweisen. «Einen Anhaltspunkt habe ich schon», sagt er forsch, faltet die Zeitung noch einmal auf und weist auf das Gruppenbild. «Wenn mich nicht alles täuscht, ist dieses Foto aus dem zweiten Stock eines der Häuser aufgenommen worden, die dem Komplex der Fliegerschule genau gegenüberliegen.»

Das überzeugt den Coronel. «Nehmen Sie Ihre Pistole mit, Detjen, und kein Pardon! Solchen Leuten muß man das Handwerk legen.» Nach einer kleinen Pause fügt er hinzu: «Wir werden hinterher beweisen, daß Sie in Notwehr geschossen haben. So ein Mann ist zu allem fähig.»

Die gleiche Ausgabe des «Journal Parisien» liegt auf dem Schreibtisch des Berliner Dienstzimmers mit den vielen Blumen. Die Seite mit dem Bericht «La route des loups» ist aufgeschlagen, und irgend jemand hat mit rotem Fettstift einen Kreis um Detjens Kopf gezogen. Auch eine wortgetreue Übersetzung des Textes wurde angefertigt.

«Das ist Bredebusch, wie er im Buche steht», sagt Dohmke. In seiner Stimme schwingt Freude, schwingt auch eine riesengroße Erleichterung. «Er hat es geschafft, weißt du ... Er ist drin. Der Klüngel hat ihn akzeptiert.»

Dohmkes junger Mitarbeiter Förster stemmt beide Hände auf die Schreibtischplatte und blickt auf die Seite nieder. «Der Fotograf zielte auf Krösing und erwischte Bredebusch gewissermaßen nebenbei. Wirklich nur nebenbei, denn im Text wird er mit keiner Silbe erwähnt.»

Dohmke nickt. Er steht auf, geht zum Panzerschrank hinüber und entnimmt ihm eine bislang hinter Aktendeckeln verbor-

gene Flasche Nordhäuser Korn nebst Gläsern. «Ist das ein Grund?» fragt er glücklich.

Förster lacht. «Es wird ja nicht gerade der Chef hereinkommen!»

«Für ihn haben wir dann auch noch ein Glas!» antwortet Dohmke prompt, und jetzt stoßen sie an, trinken und haben Gesichter voller Zuversicht.

In Zivil geht Achim die Straße hinunter. Obwohl die Fassaden der Häuser im häßlichen, gewollt protzigen Kolonialstil viel von ihrem weißen Putz verloren haben, blenden sie in der grellen Sonne. Auf manchen Balkons trocknet Wäsche, auf einem schreit ein Baby in seinem Wagen – aus voller Lunge und ausdauernd. Die Straße ist wie ausgestorben; die Stadt hält Siesta, Mittagsruhe. Selbst der Wind schläft. Die Luft steht und hat spürbar Gewicht. Das einzige Lebewesen, dem er begegnet, ist ein struppiger Hund, doch er streckt alle viere von sich und blinzelt nur müde mit einem Auge. In voller Länge hängt ihm die rosafarbene Zunge aus dem Maul.

Detjen nimmt noch einmal die Seite drei der Zeitung aus der Innentasche des hellgrauen Gabardineanzuges. Sein Blick wandert zwischen dem Gruppenfoto, dem Portal der Fliegerschule, der Häuserzeile und der Umfassungsmauer des Flugplatzgeländes. Sie ist zu hoch, als daß er darüber hinwegsehen könnte, doch er hat das Gelände dahinter deutlich vor Augen und zieht eine gedachte Linie zwischen der Stelle, an der er gefeiert wurde, und den Hausfassaden. Drei Gebäude kommen nach seiner Ansicht in Frage.

Er betritt das erste, geht in einem stillen Treppenhaus zum zweiten Stock hinauf und klingelt. Es dauert lange, bis jemand öffnet. Siesta ... Dann erscheint eine verschlafene junge Frau und versichert, sie vermieteten nicht, und es sei auch kein Fremder bei ihnen gewesen. Da sei der Señor falsch unterrichtet.

«Und Sie wissen auch niemanden in der Nachbarschaft, der Zimmer abgibt?»

«Doch», antwortet sie. «Nebenan, Señor Trebol ist bei einem

Autounfall ums Leben gekommen, und soviel ich weiß, hat er nichts hinterlassen. Seine Witwe vermietet. Das Leben ist teuer.»

Señora Trebol hat tatsächlich ein Zimmer abzugeben. Eine ehemals sicherlich schöne, nun jedoch in die Breite gegangene schwarzgekleidete Frau führt Achim in den Raum, in dem vor kurzem noch Charles André die erste Folge seiner «Spur der Wölfe» tippte.

«Ich mache Ihnen einen niedrigen Preis», versichert sie. «Wenn Sie mögen, können Sie die Küche mitbenutzen. Das Bad steht Ihnen selbstverständlich zur Verfügung. Auch Telefon ist vorhanden. Ich kann für Sie kochen, falls Sie das wünschen.» Sie spricht hastig und mit einem gewissen Übereifer. Ein Dauermieter wäre gewiß eine wichtige finanzielle Hilfe für sie.

Wie beiläufig tritt Detjen ans Fenster. Er ist an der richtigen Stelle, das sieht er auf den ersten Blick. Dort der Eingang zur Fliegerschule, da das Rollfeld... Zweifellos wurden die Aufnahmen von hier aus gemacht. Aber von wem? Im Augenblick ist das Zimmer unbewohnt, sonst würde es die Frau nicht so anpreisen. Direkt nach dem letzten Mieter zu fragen hält Achim für unklug. Er tastet sich heran.

«Keine günstige Gegend... Die Flugzeuge da drüben... Der Motorenlärm den ganzen Tag... Jetzt ist Siesta, aber...»

«An den Krach gewöhnt man sich schnell. Nach ein paar Tagen hören Sie ihn gar nicht mehr, Señor.»

«Wer hat als letzter hier gewohnt, Señora?»

«Ein Ausländer», beeilt sie sich mit einem Anflug von Stolz zu antworten. «Ein liebenswürdiger Mensch. Er hatte nicht viel zu tun und war den ganzen Tag zu Hause, stand am Fenster und sah hinaus.» Sie seufzt. «An den Tagen war es besonders schlimm mit der Fliegerei. Wahrscheinlich ist er deshalb ausgezogen.»

Ihre Offenheit hat etwas Rührendes. So wird sie das Zimmer nie vermieten! – Achims Blick geht suchend durch den Raum. Immer bleibt vom letzten Mieter eine Spur zurück, das ist ein Erfahrungswert.

«Wissen Sie, ob der Mann einen Fotoapparat besaß?»

Sie sieht ihn überrascht an, ein wenig mißtrauisch. Dann bestätigt sie die Frage. «Aber es war keiner von den kleinen, wie die Touristen sie haben. So ein großer, schwerer alter Kasten.» Sie zeigt mit den Händen die Ausmaße. Detjen nickt. Daß der Mieter eine großformatige Kamera benutzte, beweist, daß es sich bei ihm wirklich um den gesuchten Pressemann handelt. Achim lächelt. Insgeheim freut es ihn, daß der Journalist so umsichtig war, das Quartier zu wechseln, nachdem er hier getan hatte, was möglich war. Kein Neuling ... Señora Trebol sieht die Reaktion des Besuchers mit Argwohn. «Hat er etwas Verbotenes gemacht?» erkundigt sie sich zögernd und fährt ein wenig ängstlich fort: «Sind Sie von der Staatspolizei?»

Achim versteht durchaus, daß der Begriff «Staatspolizei» Furcht erweckt – der Diktator, dessen autoritär-nationalistisches Regime im Interesse der industriellen Großbourgeoisie und des mit ihr verbundenen Großgrundbesitzes mit Zuckerbrot und Peitsche herrscht, hat auch den Aufbau seiner Geheimpolizei in die Hände «bewährter Spezialisten» gelegt, die auf dem «römischen Weg» ins Land kamen. Detjen beeilt sich, der Frau ihre Furcht zu nehmen.

«Nein, nein!» wehrt er ab. «Ich dachte nur ...» Jetzt hat er gefunden, was der letzte Mieter zurückließ. Er schob den Papierkorb sehr tief unter den Schreibtisch, und deshalb blieb er ungeleert – bei einem flüchtigen Blick wird das Stück Papier am Boden des Korbes leicht übersehen. Achim greift danach und hält die rote, lichtundurchlässige Umhüllung großformatigen Planfilms in den Händen. Die Firmenmarke des Herstellers ist gut zu erkennen. Einschließlich der Ortsangabe ... «Ein französisches Fabrikat», sagt Detjen leichthin, während er die Hülle auf den Tisch legt. «Wissen Sie, wohin der Mann gezogen ist?»

«Nein.»

«Schade! Ich hätte mich gern mit ihm unterhalten. Ich bin auch Franzose, wissen Sie ...» Daß er mit Sicherheit einen anderen Akzent spricht als der Journalist, merkt die Frau gewiß nicht. «Wie hieß er eigentlich?»

«Auch da kann ich Ihnen nicht helfen. Ich war froh, daß er hier wohnen wollte, und habe ihn nicht mit Fragen behelligt. Alles, was ich von ihm weiß, ist, daß er sich ein Auto mieten wollte. Er hat mich nach einem Verleih gefragt.»

«Haben Sie einen genannt?»

«Ja. Fuentes. Den kenne ich, weil er immer in der Zeitung annonciert.»

Obwohl sie das Geld bitter nötig hätte, legt sie jetzt keinen Wert mehr darauf, diesen Mann als Untermieter zu gewinnen. Und wenn er es auch abstreitet – er ist doch von der Staatspolizei, davon läßt sie sich nicht abbringen.

Der Motor des alten Jeeps straft das klapprige Aussehen des Fahrzeuges Lügen. Er brummt gleichmäßig, und Charles André ist mit sich und der Welt vollauf zufrieden. Er ist, noch gar nicht weit von Cordoba entfernt, auf dem Wege nach Nordosten und so guter Dinge, wie ein Journalist im Hinblick auf künftige Entdeckungen nur sein kann. André ist in den letzten zwei Wochen nicht untätig gewesen und hat sich gründlich auf das Abenteuer vorbereitet, das ihn erwartet. Zunächst einmal trug er die von der Auskunftei in Buenos Aires erhaltenen Angaben über Morelos Landverkäufe exakt in Meßtischblätter der entsprechenden Gegend ein, dann las er alles, was an Veröffentlichungen über Land und Leute der Provinz Corrientes – durchschnittlich sieben Einwohner pro Quadratkilometer, die gleichnamige Hauptstadt mit 97000 Einwohnern – zu haben war. In Anbetracht seiner mäßigen Spanischkenntnisse brauchte er dazu viel Zeit.

Von den Angaben, die die Rechercheure des «Journal Parisien» zusammentrugen und die André in einem Luftpostbrief mit dem Absender der kleinen Françoise Auberge erhielt, fesselte ihn am meisten die Mitteilung, daß die nämliche Degussa, als deren Tochtergesellschaft die landkaufende Leukon-AG in der Schweiz sich ausgibt, während des zweiten Weltkrieges zu den «Wunderwaffen»-Produzenten Hitlers gehörte. Die Redaktion übermittelte Auszüge aus dem nach dem Kriege in den USA er-

schienenen Buch «Alsos», in dem der wissenschaftliche Berater des amerikanischen Geheimdienst-Generalmajors Leslie R. Groves, Professor Dr. rer. nat. Samuel Goudsmit, über den Stand der faschistischen Atombombenentwicklung berichtete. In diesem Zusammenhang hob er das starke Engagement der Degussa nachdrücklich hervor. Irgendein pfiffiger Rechercheur in Paris bekam außerdem heraus, daß ein Nazi-Kernphysiker Dr. Decker heute in Laboratorien bei San Carlos de Bariloche, Argentinien, arbeite. Hoch in den Kordilleren, nahe der chilenischen Grenze, im Bergbaugebiet. Und in den Kordilleren gibt es Uran.

Charles André würde es sich niemals verzeihen, die Fahrt zu den ehemaligen Besitzungen des Señors Morelo unterlassen zu haben.

Schon seit geraumer Zeit sieht er im Rückspiegel einen Motorradfahrer, der auf chromblitzender Harley-Davidson die gleiche Strecke fährt wie er. Er schließt manchmal ein bißchen auf, fällt dann wieder zurück und bleibt in geziemendem Abstand – ein Mann mit Fahrbrille und leinener Kradhaube, in einer einfachen Segeltuchwindjacke und hellen langen Hosen. Der Verkehr ist so schwach, daß dieser «Dauerbegleiter» auffällt. Folgt er ihm etwa? André drosselt den Motor – ohne sein Tempo zu vermindern, zieht der Kradfahrer vorbei. Die kurvenreiche Straße entzieht ihn bald dem Blick.

Aber ein Stück hin steht er dann am Rande der Betonpiste neben der aufgebockten Harley-Davidson und winkt. Bevor André den Motor auskuppelt und zu bremsen beginnt, greift er in eine der Gesäßtaschen seiner Jeans. Er erkennt Detjen sofort, denn nun hat der Mann die Fahrbrille auf die Kradhaube hochgeschoben.

Achim lächelt verbindlich. «Nehmen Sie mich bis in den nächsten Ort mit, Señor? Meine Mühle ist sauer.»

Der Journalist glaubt nicht an einen Zufall, doch er hat sich vollkommen in der Gewalt. «Steigen Sie ein!» erwidert er und hat im selben Augenblick mit blitzschnellem Griff die Pistole in der Hand. «Ganz ruhig, Señor Detjen! Mich täuschen Sie nicht.

Worauf zielt diese Maskerade, Capitan?»

Er kann doch anstellen, was er will, dieser Monsieur André gefällt ihm immer besser! Den Namen weiß er übrigens von dem Autoverleih, bei dem der Franzose den Jeep mietete. Der sollte heute früh abgeholt werden, und Achim stand rechtzeitig mit einem Motorrad der Fliegerschule in der Nähe.

«Allerhand!» sagt er anerkennend. «Ich hätte gar nicht gedacht . . .» Hm, im Umgang mit Waffen ist der Reporter aus Paris nicht sehr erfahren. Er läßt sich ablenken, und ehe er sich dessen versieht, fliegt ihm die Pistole aus der Hand und landet zwischen den Gepäckstücken, die den Rücksitz und den Platz davor verstopfen. «Entschuldigen Sie! Ich kann mir vorstellen, was Sie denken, aber ich habe nicht die Absicht, Sie umzubringen.»

André bewahrt Haltung. Die eben erlittene Niederlage schüchtert ihn keineswegs ein. Keine Spur von Angst. «Und warum sind Sie mir nachgefahren?»

Detjen sieht ihn an. «Sie hätten mit der Veröffentlichung Ihrer Enthüllungen warten sollen, bis Sie wieder in Paris sind. Haben Sie nie daran gedacht, daß Sie hier die Pferde scheu machen? Es müßte Ihnen klar sein, daß Sie jetzt in jeder Sekunde mit Ihrem Leben spielen.»

Wenn André überrascht ist, läßt er es sich nicht merken. Er beschränkt sich zunächst auf eine sachliche Antwort. «Man kann nicht früh genug versuchen, diesen Kerlen das Handwerk zu legen. Ich nehme Sie nicht aus, Señor Capitan.»

Nun kommt er doch ein wenig aus der Fassung – des wohlwollenden Schmunzelns wegen, mit dem die Beschimpfung quittiert wird. Detjen denkt, daß er gern einmal für einen Augenblick aus der Rolle des wegen Kriegsverbrechens gesuchten Oberleutnants Achim Detjen schlüpfen und fünf Minuten Werner Bredebusch sein möchte. Das geht natürlich nicht. Er muß die Warnung, die er diesem ihm sympathischen Manne zukommen lassen will, in eine Form kleiden, die seiner Legende adäquat ist.

«Machen wir es kurz. Man hat mich ausgeschickt, Sie zu erle-

digen, Señor André, und ich bin ein blendender Pistolenschütze. Ich habe nicht vor, es zu tun. Mehr noch: Ich werde Ihnen einen Tip geben, ohne den Sie in Ihr sicheres Verderben rennen würden. Unter einer Bedingung!»

«Die wäre?»

«Mein Name erscheint in keiner Ihrer Veröffentlichungen. Ich will endlich meine Ruhe haben.»

Der Journalist glaubt zu verstehen. Ein Geschäft also. Er lehnt sich im Sitz zurück. «Erst den Tip!»

«Sie fahren nach Nordosten. Noch droht Ihnen keine Gefahr, aber wenn Sie Castelli hinter sich gebracht haben ... Es wäre naheliegend, weiter die Hauptstraße zu benutzen. Tun Sie es nicht! Dort, wo die Sümpfe beginnen, lauern Killer der Leute, denen Sie ‹das Handwerk legen› wollen. Die sind weniger zartbesaitet als ich.»

«Diese Leute leben auf den ehemaligen Besitzungen eines Señors Morelo, stimmt's?»

«Da oben leben sie, ja.»

«Wer noch?»

Detjen lächelt. «Das geht über unsere Abmachung hinaus.» Er steigt aus dem Jeep. «Sind wir uns einig, Señor André?»

«De acuerdo», der Journalist nickt. «Einverstanden.» Er ist in Gedanken schon dabei, auf dem Meßtischblatt einen Weg durch die Sümpfe zu suchen. Den Hinweis auf Castelli hält er für wertvoll. «Ihren Namen habe ich bereits vergessen, Señor. Buenos dias!» Und er läßt den Motor an.

Achim kehrt zur chromblitzenden Harley-Davidson zurück. Sie haben eine Vereinbarung getroffen, die André einleuchtend erscheinen muß und die überdies ihnen beiden nutzt. Die Erklärung, die er Krösing geben wird, hat er bereits parat. Er kann ihm sagen, daß der französische Reporter Charles André heißt und mit einem gemieteten Jeep auf dem Weg nach Nordosten ist. Detjen wird erzählen, daß er den Journalisten nicht mehr einholen konnte. Krösing funkt das natürlich zur Hazienda, und Kutzner legt sich an der Zufahrtsstraße auf die Lauer,

während sich der Journalist dem Nest im Urwald auf unbeachteten Nebenwegen nähert.

Der Capitan ist recht zufrieden mit sich.

12

«Mozo!» wendet sich Detjen noch einmal an den Kellner. «Traiga me por favor un café – muy fuerte.» Er fragt auch Krösing, ob der noch einen Kaffee möchte, doch der Coronel murmelt: «Dra vez! – Ein anderes Mal.» Dann lachen beide. Man kann sich sogar an die fremde Sprache gewöhnen, zumal sie angenehm klingt. Das rollende Zungen-R zu formen macht Spaß.

«Was Neues von der Hazienda?» fragt der Capitan, sobald sich der Kellner entfernt hat.

«Nichts! Kutzner liegt seit vier Tagen mit seinen Scharfschützen auf der Lauer, doch der Franzose ist wie vom Erdboden verschwunden. Ich denke, er hat die Hosen vollgekriegt und kehrtgemacht. Das ist das beste, was uns passieren kann. Wenn er Kutzner vor die Flinte gelaufen wäre – Paris hätte ihn vermißt und ein Riesengeschrei angestimmt. Polizeiaktionen – und so weiter. Mich hat er ganz schön zum Schwitzen gebracht, aber ... Einmal ist keinmal! Schwamm drüber ...»

Du irrst dich gewaltig, denkt Achim ironisch und nickt zustimmend zu den Auslassungen seines Chefs.

Der schaut auf die Uhr. «Ich habe zu tun. Sie machen doch morgen den Flug im Verband, nicht? Eine Gruppe ...»

«Jawohl, Señor Coronel», bestätigt Detjen und steht mit Krösing auf.

«Kein Ausflug ins Grüne! Nehmen Sie die Muchachos mal richtig 'ran! Denen hat lange nicht das Wasser im Arsch gekocht; Sie kennen ja von Schalcher, diesen pflaumenweichen Heini! Was der gefechtsmäßiges Fliegen nennt ...» Er winkt ab.

«Schon verstanden, Señor Coronel.»

Krösing geht, ohne die Rechnung zu bezahlen. Das überläßt er seinem Capitan. Dieser macht es sich bei dem bestellten Kaffe gemütlich, genießt die Stille in dem um diese frühe Nachmittagsstunde wenig belebten «Miosotes».

«Capitan Detjen?»

Unbemerkt ist ein Hotelboy herangetreten und bietet auf silbernem Tablett einen Brief dar. Ohne ein Trinkgeld zu erwarten, zieht er sich zurück. Das deutet darauf hin, daß der Auftraggeber blendend bezahlt hat.

Achim mag rosa Kuverts nicht, und er mag sie schon gar nicht, wenn sie so intensiv nach Parfüm riechen. Mit einem leichten Widerwillen öffnet er dieses.

Wenige Zeilen ... «Señor! Gewisse Vorfälle lassen es mir ratsam erscheinen, Sie um ein sofortiges Gespräch unter vier Augen in meinem Zimmer zu bitten. Kommen Sie nach hundertvierundzwanzig. Carmela Morelo.»

Mit der Überraschung paart sich Unruhe. Er hat keine Ahnung, auf welche «gewissen Vorfälle» die dunkeläugige Dame anspielt. Steckt tatsächlich etwas dahinter, oder handelt es sich nur um eine kapriziöse Laune? Immerhin – sie ist ein schönes Mädchen, leidenschaftlich und voller Temperament. Wie sagte doch Hamlet im Hinblick auf die reizvolle Ophelia? «Ein schöner Gedanke ...» – Er zahlt und geht.

Als er an die Tür des Zimmers 124 klopft, antwortet niemand. Achim drückt auf die Klinke, die Tür ist nicht verschlossen. Im Zimmer bleibt Achim überrascht stehen, ja, er zuckt sogar ein bißchen zusammen, als der automatische Türschließer hinter ihm das Schloß einrasten läßt.

Die Jalousien sind heruntergelassen. Ein unwirkliches Halbdunkel herrscht, doch selbst in ihm wirkt der Raum völlig unbewohnt. Quer auf dem Fußboden liegt ein zusammengerollter Teppich. Und niemand ist da.

«Señorita Morelo?» ruft er. Er erhält keine Antwort, auch nicht nach dem zweiten Rufen. Er hat plötzlich ein ungutes Gefühl; er tastet nach der Pistolentasche, doch die ist nicht da. Er

trägt ja die weiße Paradeuniform mit dem Tuchgürtel. Der Rückzug wäre wohl angebracht.

Im ersten Stock des Hotels «Miosotes» befinden sich ausschließlich Appartements, die aus mehreren Räumen bestehen und luxuriös eingerichtet sind. Die Tür zum Schlafzimmer geht jetzt auf. Anstelle der erwarteten Mulattin erscheint ein gedrungener Mittvierziger, der sein Sakko lose über die breiten Schultern gehängt hat. Ein riesiger Sombrero – ganz deplaziert in dieser Umgebung – verbirgt den Schädel, eine mächtige Sonnenbrille die Augenpartie. Nur ein graumelierter Schnurrbart über energischem Mund und kräftigem Kinn sind sichtbar.

«Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ», beginnt er zu Achims Überraschung in deutscher Sprache mit einem Akzent, der keinesfalls ein spanischer ist. Er deutet vielmehr auf die Vereinigten Staaten hin. «Mein Name ist Wilson, James D. Wilson. Setzen Sie sich doch! Nein, Sie haben sich nicht im Zimmer geirrt. *Ich* möchte Sie sprechen.»

«Und Señorita Morelo?»

Es zuckt um die Mundwinkel des Mannes. «Eine attraktive Dame, nicht wahr? Die ‹gewissen Vorfälle›, auf die wir im Brief anspielten – nun, mit Speck fängt man Mäuse.»

«Und wieviel Katzen gibt es hier außer Ihnen noch?» Die ungewöhnliche Situation fängt an, Detjen zu fesseln. Allein der Umstand, daß er mit ihr noch nichts anzufangen weiß, sie nicht durchschaut, bannt ihn auf seinen Platz. Wer ist dieser Mr. Wilson, der so selbstbewußt und sicher auftritt?

«Hübsch gesagt!» anerkennt Wilson. «Es geht darum: Sie sind verhältnismäßig neu in Argentinien und demzufolge vergleichsweise unvoreingenommen, noch mit keiner der Gruppierungen auf der Hazienda oder der wichtigeren in Paraguay verbunden.»

«Ich weiß nicht, wovon Sie reden.»

«Für unser Gespräch genügt es, daß ich unterrichtet bin.» Wilson bietet mit einer Handbewegung Platz an und setzt sich selbst.

«Wie kommen Sie gerade auf mich?»

«Ich vertrete eine amerikanische Interessengruppe, die sich für Leute wie Sie interessiert. Gestatten Sie, daß ich etwas aushole. Zunächst einmal: Was Sie wollen, wollen wir auch. Eine neue, eine starke deutsche Armee, Deutschland unter Führung Herrn Adenauers ein Bollwerk gegen den Bolschewismus ... Wir in Amerika sind praktische Leute. Wir schätzen es durchaus, wenn eine Armee von erfahrenen Männern geführt wird. Von Männern wie Herrn Colonel Krösing und Ihnen. Sie sind beide nicht an exponierter Stelle tätig gewesen. Sie haben ihre Pflicht getan, und wenn es im Eifer des Gefechts Übergriffe gab – das sind Lappalien, die in Kürze vergessen sein werden.»

Detjen ist überrascht. Worauf das hinauswolle, fragt er nun.

Sein Gegenüber erklärt bereitwillig: «Die von mir vertretene Organisation ist sehr daran interessiert, daß der Aufbau der ‹Bundeswehr›, einer mit uns verbündeten Armee, schnell und reibungslos vonstatten geht. Unsere Interessen decken sich damit vollkommen mit Ihren eigenen. Deshalb möchten wir verhindern, daß es Schwierigkeiten durch Leute gibt, die früher zu weit vorgeprescht sind und die trotz aller Entnazifizierungs-Persilscheine nur eine Belastung für uns wären. Aber diese Männer sehen zum großen Teil nicht ein, daß sie mit ihren unmodifizierten Ansichten keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken, ja, Gutwillige eher vergraulen. Diese Männer muß man daran hindern, Porzellan zu zerschlagen.»

Achim unterbricht ihn. «Wenn Sie das ausgerechnet von mir erwarten ...» Er fängt an zu erkennen, wohin das Gespräch zielt.

Wilson hebt abwehrend die Hand. «Wir möchten lediglich in der Lage sein, rechtzeitig einzugreifen, wenn unseren gemeinsamen Interessen in der genannten Weise Gefahr droht.» Er beugt sich mit verbindlichem Lächeln vor. «Einen Mann wie Sie würde ich gern zu meinen Informanten zählen. Und die Central Intelligence Agency verfügt über erhebliche Mittel für solche Zwecke.»

Das ist genau das, was Detjen erwartete. Blitzschnell wägt er das Für und Wider ab. Im Prinzip kann er sich gar nichts Besse-

res wünschen. Natürlich entbehrt es nicht einer gewissen Komik, wenn die CIA ausgerechnet ihn zu ihrem Informanten über das Treiben der alten Nazigeneralität in Lateinamerika zu machen wünscht, doch es dürfte in Wahrheit auch mancherlei Vorteile bieten. Beispielsweise ließen sich aus den zu erwartenden Aufträgen dieses Mister Wilson mit der Sonnenbrille Schwerpunkte, Absichten und Tendenzen ablesen. Hm, doch mit fliegenden Fahnen darf er nicht in die Reihen des US-Geheimdienstes treten. Der Jagdflieger Achim Detjen hat sich gewiß niemals für Erkundungsarbeit im Dunkeln interessiert; der war gewohnt, mit offenem Visier zu kämpfen. Und so sagt er denn: «Etwas überraschend, das alles ... Außerdem: Ich als Geheimagent? Ich bezweifle, daß Sie viel Freude an mir hätten. Ich bin Flieger, aber ...»

«Das lassen Sie unsere Sorge sein!» unterbricht ihn der Mann von der CIA. «Vorerst eilt es nicht so sehr. Ich werde mich wieder bei Ihnen melden, Señor Detjen.»

Sobald Achim auf dem Flur steht, wird hinter ihm abgeschlossen. Er wendet sich zur Treppe, als plötzlich auf der anderen Seite des Ganges die Tür von Zimmer 119 aufgeht und Carmela Morelo heraustritt. Sie ist im weißen Tennisdreß und hat das Rakett unter dem Arm.

«Señor Capitan!» ruft sie ihn an. «Welche Überraschung! Wohnen Sie jetzt auch hier?»

Er deutet auf die Tür, die sie hinter sich zugezogen hat. «Ist *das* Ihr Zimmer?»

«Ja», bestätigt sie unbefangen. «Kommen Sie auf einen Drink herein?»

Carmela Morelo geht voraus, wendet sich gleich zum Kühlschrank und entnimmt ihm eine Flasche und Eiswürfel.

«Was ist das eigentlich für ein Mensch, dieser Señor Wilson?» fragt Achim wie beiläufig.

Sie schaut ihn erstaunt an. «Wer? Den Namen habe ich nie gehört.»

«Aber diesen Brief haben Sie mir geschrieben?»

Die Morelo weiß nicht, worauf er hinauswill. Sie betrachtet

die Einladung und zuckt dann die Schultern. «Nicht meine Schrift...» Ihr Blick heischt eine Erklärung.

Er sagt, ein Mann habe ihn mit diesen Zeilen dazu gebracht, ins Zimmer 124 zu gehen. «Warum hat er sich Ihres Namens bedient, Señorita?»

Carmela lehnt sich an ein Wandtischchen, biegt den Oberkörper zurück und schaut den Capitan mit herausforderndem Lächeln an. «Vielleicht war er sicher, daß Sie eine Einladung von mir nicht abschlagen würden?»

Sie sieht in der Tat reizvoll aus; der kurze Tennisdreß stellt ihre langen, sehnigen Beine überdeutlich aus, und er ist oben so weit dekolletiert, daß der Ansatz ihrer Brüste unübersehbar ist. Unwillkürlich tritt Detjen näher an sie heran. «Wie kam er darauf?»

Die Morelo reicht ihm eines der Gläser und schüttelt das andere. Die Eiswürfel klirren aneinander. «Schieben Sie in einem beliebigen Hotel eine Fünfdollarnote über den Tisch, und Sie erfahren mehr, als Sie wissen wollen. Wir haben immerhin miteinander getanzt. – Nicht nett, was Sie mir zutrauen.»

Da sind seine Hände schon auf ihren Schultern, die sich glatt und kühl anfühlen. Carmela läßt ihn gewähren, als müßte es so sein. «Was wollte dieser Wilson von Ihnen?»

«Dummes Zeug», weicht er aus.

Ihr ganzer Körper kommt ihm entgegen, schmiegt sich an ihn. «Yankees haben eine seltsame Art, Geschäfte zu machen – vor allem in Lateinamerika. Um Geschäfte ist es doch sicher gegangen. Seien Sie vorsichtig! Mein Vater zum Beispiel mag die Kerle nicht. Sie drängen sich überall hinein und sind im Grunde hemdsärmlig und unseriös. Deswegen macht Papa fast ausschließlich mit Deutschen Geschäfte. Auch, weil Ihre Landsleute mehr auf ihn angewiesen sind. Gerade jetzt kurbeln sie wieder mächtig. Wir können kaum so viel fördern, wie sie kaufen wollen. Die deutsche Baisse scheint vorüber zu sein.» Ohne sich von ihm zu lösen, stellt sie das Glas beiseite und legt ihm die Arme um den Hals. «Bleib doch ein bißchen! Ich habe jetzt keine Lust mehr, Tennis zu spielen...»

Wieder ist die Beechcraft «Bonanza» in der Luft, wieder hält Achim Detjen das Steuerhorn und nutzt den Flug zu ungestörtem Gespräch mit Krösing. Der hat sich hinter seiner metallenen Sonnenbrille verborgen und knurrt: «Macht alles keinen Spaß mehr.»

«Viel Ärger?» erkundigt sich der Pilot teilnahmsvoll.

«Immer dasselbe!» antwortet der Coronel und versorgt sie beide mit Zigaretten. «Jetzt geht es schon wieder um die neue deutsche Armee; nun beginnt bereits das Tauziehen um die Pfründe. Es ist nicht zu fassen», er schlägt sich mit der flachen Hand an die Stirn, «wieviel Dünkel und Dummheit sich breitmachen!»

«Wird nichts aus unerer gemeinsamen Heimkehr?»

«Wenn die so weitermachen – nein! Nur persönliche Interessen!» Bitter klingt, was er sagt, doch es schwingt auch eine gehörige Portion Angst darin mit – Angst, beim Wettlauf um die Pfründe abgeschlagen zu werden und zu kurz zu kommen. Wer ihm jetzt hilft und ihm den richtigen Tip gibt, wird ihn immer führen können. Detjen denkt jäh an seine unfreiwillige Begegnung mit Mister Wilson von der Central Intelligence Agency.

«Sind Sie auf diese Herren angewiesen?»

Krösing winkt ab. «Wer bin ich denn? Geschwaderchefs hat es Hunderte gegeben. Die in Paraguay auf der Hazienda haben den Ruhm und die großen Namen. Wenn man nicht bedingungslos mit ihnen geht ...»

Es ist also Zeit, das Eisen ins Feuer zu legen und mit der Schmiedearbeit zu beginnen. «Ein Trugschluß, Señor Coronel.»

«Wieso? Werden Sie mal deutlicher!»

Vorsichtig entwickelt Achim eine Generallinie. «Ich lese alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften, die wir hier kriegen», erzählt er mehr dem Steuerhorn als seinem Nebenmann. «Mein Eindruck ist, daß die neuen Führer in Bonn gewandte Leute sind. Sie passen sich an; sie folgen der von den Amerikanern vorgezeichneten Linie. Wenn sie eine Armee aufbauen, geht es ihnen darum, schnell schlagkräftige Verbände zu haben. Unsere großen Meister» – er deutet mit der behandschuhten

Rechten in die Richtung der Hazienda – «können natürlich solche Verbände aufbauen, aber schnell . . . Schnell können sie das nicht. Die Öffentlichkeit würde durch die zu bekannten Namen schockiert werden. Es gäbe Proteste über Proteste. Wenn *ich* etwas zu sagen hätte, würde ich mir statt derer Leute aussuchen, die zwar die nötigen Erfahrungen besitzen, jedoch nicht so im Vordergrund standen. Für die Luftwaffe beispielsweise Männer, die als Geschwaderchefs einige von Hunderten waren.»

Krösing wiegt den Kopf. «Leuchtet mir ein! Aber leider haben Sie nichts zu sagen, Detjen. Wir sind ganz einer Meinung, bloß . . . Der Klüngel verhandelt mit Bonn, nicht wir.»

«Ach!» entgegnet Detjen gelassen. «Bonn wird ihn nur soweit benutzen, wie er ihn brauchen kann. Sie sollten sich rechtzeitig von ihm lösen. Wahrscheinlich ist das sogar Ihre Chance.»

Der Coronel ist verdutzt. «So kenne ich Sie gar nicht! Oberleutnant Detjen mit eigenen Gedanken . . .»

Daß der ursprüngliche Träger seines Namens ein ziemliches Rindvieh gewesen sein müsse, denkt Achim und bemerkt laut: «Das war der Oberleutnant. Sie selbst haben mich zum Capitan befördert. Es würde mich wirklich reizen, als Ihr Adjutant nach Hause zurückzukehren.» Er lächelt Krösing an und unterhält sich neuerlich mit seinem Steuerhorn. «Mit den Amerikanern müssen wir gehen! Sie denken praktisch und sind die Stärkeren.»

Der Coronel antwortet nicht. Er sieht hinunter auf die weite Landschaft, reibt sich das Kinn und ist in tiefes Nachdenken versunken.

Sie galoppieren zwischen den Plantagen auf den Urwald zu. Achim Detjen reitet auf Pedros Lieblingspferd voran, während ihm der Gaucho auf dem inzwischen gezähmten Rappen folgt und ihm dabei Reitunterricht erteilt. Zum Glück wissen beide nicht, daß sie nach europäischen Begriffen gräßlich im Sattel sitzen – mit viel zu langen Bügeln, die sie nur mit ausgestreckten Beinen erreichen. Daß man die Hände dicht über dem Sattel und eng zusammen halten soll, hat Pedro noch nie gehört – in

den Pampas reitet man richtig, wenn man die Hände in Brusthöhe und weit auseinander hat.

«Sie dürfen sich nicht so werfen lassen, Señor!» ruft Pedro. «Das strengt nur an und ermüdet Sie und das Pferd. Gehen Sie einfach im Rhythmus mit.»

Als sie den Waldrand erreicht haben, zieht Achim die Zügel an, bringt den schönen braunen Hengst zum Stehen und wälzt sich aus dem Sattel. Mit lässigem «Abspringen» ist nichts mehr – Hintern und Schenkel schmerzen, und die Knie zittern. Stöhnend versucht Detjen, in die Hocke zu gehen. Das kostet Mühe. Der Gaucho sieht es, doch er verliert kein Wort darüber. Aller Anfang ist schwer. Sehr elastisch springt Pedro aus dem Sattel. Er nimmt von den Zigaretten, die der Capitan anbietet, und nicht einmal sein Atem geht schneller.

«Sie kommen weiter in der Gegend herum als die Hazienderos. Sie sehen mehr», beginnt Achim. «Haben Sie in letzter Zeit einen Fremden gesehen? Einen Mann, der einen auffällig großen Fotoapparat besitzt. Pedro?»

Der Gaucho hat sich die Leinen der beiden Pferde über den Arm gehängt. Die Zügel sind lang und hindern die Tiere nicht, friedlich zu grasen.

«Pepe hat einen solchen Mann gesehen und Pedro von ihm erzählt. Auf der Hazienda war er nicht, aber in der Nähe. Ein Gelehrter ist es wohl. Er fotografiert alles – Schlangen, Vögel, Blumen und Bäume.»

Am Waldrand gibt es Stechmücken, und der Capitan ist fortgesetzt damit beschäftigt, sie zu verscheuchen. Der Zigarettenrauch allein tut es nicht. «Wenn Pepe und Sie von dem Fremden wissen, wissen auch die Hazienderos von ihm.»

Pedro schüttelt ruhig den Kopf. «Von uns nicht. Sie reden nicht mit unsereinem, und es ihnen zu erzählen, haben wir keinen Grund. Ist es verboten, Blumen zu fotografieren und Schlangen? Es gibt genug davon.»

Detjen schmunzelt. André hat es also geschafft, in die Nähe der Hazienda zu kommen und von deren Herren unbemerkt zu bleiben. Er, Achim, gönnt ihm von Herzen, daß er die «Groß-

kopfeten» dort ausnahmslos auf die Platte kriegt! «Ich will diesen Mann sprechen, Pedro», sagt er. «Und niemand darf etwas davon erfahren.»

«Ich kann schweigen», versichert der Gaucho. «Eine halbe Stunde von hier, wenn wir galoppieren ... Am See hat er sein Zelt.»

Daß galoppiert werden muß, ist ein Wermutstropfen in Detjens Becher der Freude, doch er wird auch noch das überstehen. «Mein Gott!» brummt er und klettert steifbeinig in den Sattel. Pedro und die anderen Muchachos bei den Herden müssen förmlich Lederhintern haben – ein Leben lang auf Pferderükken!

Erstaunlicherweise läßt der Schmerz nach. Sicher auch, weil die Umgebung des Urwalds von ihm ablenkt mit ungewohnten Farben und Formen und mit einer breiten Skala fremder Geräusche. Eigenartig das Kreischen ganzer Kolonien unsichtbar bleibender Papageien. Das keckert und schimpft und will nicht einen Augenblick Ruhe geben. Unwillkürlich denkt Achim an Abenteuerbücher, die er als Junge verschlang. In denen gab es auch solche schmalen Pfade, und auf die hingen von den Bäumen immer wie Tiger gefleckte riesige Boas nieder und machten den Helden teuflisch zu schaffen. Hier scheinen die Riesenschlangen klüger zu sein, sich abseits vom Wege und damit aus der Schußlinie zu halten. Nur Schlingpflanzen versperren manchmal den Pfad. Dann muß er sich tief auf den Pferdehals beugen, um unter ihnen hindurchzutauchen. Und ein betäubend starker, ein wenig fauliger Blütenduft ist da.

Jetzt reitet Pedro voran, pariert auf einmal den Rappen durch und deutet nach vorn. Übergangslos endet der Urwald und gibt den Blick frei auf eine Lichtung, durch die sich breit und träge ein Wasserarm windet. Wieder erinnert sich Achim der alten Abenteuergeschichten.

«Gibt es hier Alligatoren?» fragt er und hält neben seinem Führer.

Pedro nickt. «Weiter flußauf, Señor. Der Brillenkaiman ... Hier war er auch, aber die Jäger haben ihn ausgerottet. Die

Haut bringt viel Geld in Nordamerika. Gefährliche Jagd, Señor, die indianischen Jäger haben alte Vorderlader. Sie müssen nahe heran; man darf nur das Auge treffen, sonst wird die Haut beschädigt und der Händler zahlt kaum die Hälfte. Kein Beruf für Pedro, Señor.» Er streckt die Hand aus und deutet auf eine Biegung des Waldrandes. «Dort steht das Zelt.»

Der Capitan blickt in die gezeigte Richtung, doch er muß lange suchen, ehe er die Umrisse der spitzwinkligen Zeltfront in diesem Meer von Grün ausmacht. Der Journalist hat sein Urwaldquartier hervorragend getarnt; der Jeep ist überhaupt nicht zu entdecken.

Nun reitet Detjen voraus, am Waldrand entlang. Jetzt erst entdeckt er eine deutliche Spur – André ist hier gefahren, und die Autoreifen haben das hohe Gras niedergedrückt.

Der Mann ist nicht zu Hause. Als sie in das leere Zelt geschaut haben und bereits enttäuscht wieder aufsteigen wollen, tritt er plötzlich zwischen den Bäumen hervor. Unter dem blauen Stoff der eng am Körper liegenden Jeans zeichnen sich in der Tasche die Umrisse der Pistole deutlich ab. Ein umsichtiger Mensch, dieser Mitarbeiter von «Journal Parisien». Zweifellos hat er die beiden Reiter schon von weitem bemerkt und erst einmal sehen wollen, wer da zu ihm kommt.

«Hallo, Señor Capitan!» grüßt er nun. «Das ist eine Überraschung. Wen haben Sie mitgebracht?»

«Einen guten Freund», erwidert Achim. «Ich machte mir Sorgen um Sie.»

Charles André lächelt. Er wirkt unglaublich braungebrannt, aber in keiner Weise verwildert. Selbst hier im Urwald ist er ohne Bartstoppeln – Detjen hat einen batteriegetriebenen Elektrorasierer im Zelt liegen sehen.

«Dachten Sie, ich würde umkehren? Übrigens Dank für den Tip! Ich habe den empfohlenen Umweg gemacht und ganz beiläufig mit dem Teleobjektiv ein paar obskure Gestalten aufgenommen, die tatsächlich an der Hauptstraße lauerten.» Vergnügt nennt er den Titel, den er der Schilderung dieses Erlebnisses geben wird: «‹Der Hinterhalt, in den unser Reporter nicht ging.»

Achim erschlägt eine Stechmücke, die sich an seinem Hals niederließ. «Klappern gehört zum Handwerk, wie? Bilden Sie sich um Gottes willen nicht ein, daß Sie in Abrahams Schoß leben, weil Sie einer Falle entronnen sind. Die Gauchos wissen bereits, daß Sie hier sind. Hauen Sie ab, so schnell Sie können, André!»

«Eine neue Warnung, Capitan? Keine Angst – selbst wenn die mich kriegten, würde ich nichts von unserer Straßenbekanntschaft sagen. Ich brauche noch vier, fünf Tage, dann ist die Sache gelaufen. Im übrigen habe ich durchaus Sehnsucht nach 'nem Zimmer mit Klimaanlage und einem eisgekühlten ‹Red Label›. Ich bin ein Schoßkind der Zivilisation, wenn Sie so wollen. Immerhin: Nett, daß Sie sich zu mir bemüht haben.»

Mit einer gewissen Feierlichkeit zeigt General Albrecht Verschnürung und Siegel eines rechteckigen Pakets vom Umfang eines Aktenordners, das er gleich darauf in eine Ledermappe schiebt. Er dreht den Schlüssel und zieht ihn ab.

«Die allerneueste Denkschrift, lieber Krösing», bemerkt er und reicht dem Coronel die Tasche. «Die Herren legen Wert darauf, daß sie dem Bundeskanzleramt direkt übergeben wird. Gekados – ‹Geheime Kommandosache›, nur durch Offizier ... Im übrigen halte ich es nicht für ratsam, daß Sie sich selbst nach Deutschland begeben.»

«Verstehe, Herr General.» Dabei hat Krösing Mühe, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.

Der Weißhaarige im korrekten steingrauen Reitanzug spricht schon weiter. «Der Kurier reist von Buenos Aires nach Frankfurt am Main. Er wird weder vom argentinischen noch vom deutschen Zoll kontrolliert werden; beide Dienststellen kennen die Nummer des Tickets. In der Mainmetropole steigt er im Hotel ‹Taunus› ab. Bei ihm erscheint ein Mann, der sich mit dem Kennwort ‹Vergißmeinnicht› vorstellt, wie gehabt. Guten Flug, Herr Oberst!»

Der Flug zurück nach Cordoba war für Detjen unergiebig. Krö-

→

sing lehnte sich verstimmt in seinem Sitz zurück, hatte so starkes Heimweh wie noch nie seit seiner Ankunft in Südamerika und schlief schließlich ein. Nicht einmal bei der Landung wurde er wach, und erst, als sein Pilot vor dem Hangar die Scheibenbremsen betätigt und die «Bonanza» deshalb eine leichte Verbeugung macht, schlägt er die Augen auf. Gleich ist er ganz der Alte, ist erfrischt und voller Tatendrang.

«Commandante Braunbach sofort zu mir!» befiehlt er einem der herbeieilenden Männer vom Bodenpersonal, während er wie ein Junger von der Tragfläche herunterspringt.

«Brauchen Sie mich noch, Señor Coronel?» fragt Detjen und kommt, die Handschuhe ausziehend, von der anderen Seite um die Maschine herum.

«Heute nicht mehr.» Krösing blickt auf die Aktentasche und fährt dann fort: «Ab morgen werden Sie für ein paar Tage Braunbachs Dienst übernehmen. Navigation war früher nicht Ihre Stärke, aber die Muchachos verstehen davon ja noch weniger als Sie.»

Der Blick auf die Mappe ist Detjen nicht entgangen, und allzu schwer ist es nicht, einen Zusammenhang herzustellen zwischen dem Flug zur Hazienda, der Übergabe dieser Tasche an Krösing und der unvermittelten Zitierung von Braunbach. Material, das ohne Umwege ans Ziel gelangen soll. Es handelt sich demnach um wichtige Unterlagen, denn gemeinhin ... Achim hat unterdessen die Recherchen durchgeführt, die er sich am nächtlichen Lagerfeuer der Gauchos vornahm. Er weiß jetzt, wie der Kurierweg zwischen Bonn und den «Hazienderos» aussieht. Mit penetranter Regelmäßigkeit nämlich gehen den Flügen von Cordoba in den Norden Besuche deutscher Industrievertreter voraus, die im ersten Haus am Platze, dem Hotel «Miosotes», Quartier nehmen. Niemals reisen die Herren wieder ab, bevor nicht die Beechcraft «Bonanza» von der Hazienda zurück ist. Ein ausgeklügeltes Verfahren! Wer sollte argwöhnen, daß die Geschäftsleute, die tatsächlich eng mit Argentiniens Exporteuren zusammenarbeiten, ganz nebenbei als Briefträger geheime Dossiers befördern?

Dieser Transportweg scheint diesmal nicht benutzt zu werden.

«Hat der Commandante Urlaub?» erkundigt sich Detjen so harmlos wie möglich. «Davon hat der alte Fuchs gar nichts gesagt! Der will sich wohl um die Abschiedsrunde drücken, der Geizkragen!»

Der Coronel winkt unwirsch ab. «Er weiß noch nichts von seinem Glück. Das da muß weg, über den großen Teich. Schade, daß ich nicht gezählt habe, die wievielte Denkschrift das ist.»

Die Sache ist für ihn erledigt; er geht auf das Gebäude zu, in dem sich die Büros der Fliegerschule des IX. Geschwaders befinden. Achim bleibt an seiner Seite. Er geht im Gleichschritt mit. «Gestatten Sie eine ganz persönliche Frage. Zu wem hält Braunbach – zum Klüngel oder zu Ihnen?»

Krösing verhält abrupt und mustert seinen Capitan von oben bis unten. Auf seiner Stirn schwillt eine Ader. Er schluckt. Gleich scheißt er mich zusammen, denkt Detjen und fragt sich, ob er nicht in diesem Moment alles zerstört, was er so sorgsam aufgebaut hat. Doch der Vulkan bricht nicht los.

«Sie können wegtreten, Capitan», erklärt der Oberst sehr leise und setzt seinen Weg allein fort.

Achim steht lange unter der Dusche, aber so lange er auch unter kaltem Wasser bleibt, ihm bricht immer wieder der Schweiß aus. Selten war er so wütend auf sich. Wo ist sein Fingerspitzengefühl? Er hat den Bogen überspannt, einfach überspannt, und Krösing mußte geradezu den Eindruck gewinnen, sein Capitan wolle ihn schulmeistern. Welcher Vorgesetzte verträgt das? Wie ein Idiot hat er sich verhalten, wie ein Idiot! Und das spült nun auch die Dusche nicht weg. Er dreht den Hahn zu und schlüpft, so naß er ist, in den Bademantel. Im Zimmer schaltet er das Radio ein, setzt sich daneben und zündet sich eine Zigarette an.

Was nun?

Das Eintreten Krösings enthebt ihn der Notwendigkeit,

selbst eine Antwort zu finden. Detjen springt sofort auf, nimmt im Bademantel und mit nackten Füßen Haltung an und sagt sehr korrekt: «Ich bin vorhin mit meiner Bemerkung zu weit gegangen, Señor Coronel. Gestatten Sie, mich zu entschuldigen.»

Darauf geht Krösing nicht ein. Er steht an der Tür, blickt den Capitan lange schweigend an und erklärt jäh: «Ich bin eben bei der Staatspolizei gewesen. Ihretwegen ...»

Unvermittelt kriecht die Furcht in Achim hoch. Er spürt überdeutlich, wie ihm der Schweiß ausbricht, und dagegen ist er machtlos. Man weiß ja, wer hierzulande die Staatspolizei repräsentiert und an was für Leute sich der Chef der Fliegerschule gewandt haben kann. Warum? Will er ihn noch einmal überprüfen lassen? Soll alles noch einmal von vorn beginnen – jetzt, wo er geglaubt hat, den schwersten Teil seines Weges bereits hinter sich zu haben?

Der Coronel zieht ein Dokument aus der Tasche. Im Ton eines Inquisitors erkundigt er sich: «Ist das der Paß, der Ihnen in Rom ausgestellt wurde?» Er klappt ihn auf. Ja, das ist das Foto, das man in einer Mönchszelle von ihm machte; das ist der Name, den er während der Überfahrt getragen hat ... Detjen bejaht.

Plötzlich lächelt Krösing und wirft das Dokument vor Achim auf den Tisch. «Nehmen Sie den Paß an sich, Señor Alfredo Rustico! Wenn Sie mal 'reinschauen würden, könnten Sie ein neues Visum sehen. Das der Bundesrepublik ...» Er nimmt die Schirmmütze ab und trocknet sich mit dem Taschentuch die Stirn. «Ich habe es mir überlegt. Braunbach soll seine Navigation gefälligst allein machen. Ich glaube, Sie sind der geeignetere Kurier. Ihr Flug ist für morgen gebucht. Sie fahren noch heute nacht nach Buenos Aires.»

Innerlich tut Detjen dem Coronel Abbitte. Der war gar nicht eingeschnappt; er ist lediglich schockiert gewesen und hat erst verdauen müssen, was er, Achim, ihm da hinwarf. Aber dann zog er die Konsequenzen – viel entschiedener, als der Capitan erwarten konnte.

«Wie Sie befehlen, Señor Coronel», erwidert er nur. Bloß jetzt nicht selbst Schwäche zeigen!

Auch Krösing wirkt mit einemmal entspannt. «Über Ihre dienstlichen Obliegenheiten unterrichte ich Sie nachher. Zuerst etwas anderes. Seit wann bieten Sie Ihrem Chef keinen Stuhl an?»

Achim grinst und entschuldigt sich. Das ist wieder der burschikose Ton, der den Oberst jünger wirken läßt, als er ist. Blitzschnell räumt Detjen die auf dem Stuhl liegenden Uniformteile aufs Bett hinüber und setzt sich dem Kommandeur der Fliegerschule gegenüber. Der zieht zwei Briefe aus der Brusttasche.

«Außerdienstlich ... Das müssen Sie für mich mit nach Deutschland nehmen. Der eine Brief geht an meine Frau. Dieser ... Er darf nicht in falsche Hände kommen. Erinnern Sie sich an General Kammgruber?»

Selbstverständlich ist Achim der General der Flieger bekannt.

«Hier seine Privatadresse», fährt Krösing fort. «Vielleicht nutzt es uns, wenn er weiß, was hier gespielt wird. Überbringen Sie diesen Brief persönlich.»

Detjen sieht ihn ernst an. «Es wird mir eine Ehre sein, dem Herrn General gegenübertreten zu dürfen.»

13

Vom Rhein-Main-Flughafen aus, der eine halbe Busstunde entfernt vom Hauptbahnhof Frankfurt (Main) liegt, hat sich Achim direkt in die Stadt begeben. Schon auf dem Bahnhofsvorplatz verblüfft ihn der außerordentlich starke Verkehr, überrascht ihn die dichte Folge meist neuer, attraktiver Automobile. Sein Blick geht über das Halbrund der alten Geschäftshäuser gegenüber dem Bahnhofsportal. Er streift über Lichtreklamen – «Henninger Bier» und Versicherungen – und ver-

weilt einen Moment bei dem drehenden Kreis mit einem aufgerichteten weißen Pferdchen hoch oben auf einem Dach – die bildliche Umsetzung des Namens der Privatdetektei Schimmelpfeng, die hier ihr Zentralbüro hat.

Detjen geht die Kaiserstraße hinunter, schwimmt im Strom der Passanten, wird ein halbes dutzendmal von bereitwilligen Damen mit kleinen Handtaschen angesprochen, läuft an der Kinoreklame für Rühmanns «Herrn vom anderen Stern» vorüber, bleibt vor einem Fotogeschäft stehen, das ein ganzes Schaufenster in den Dienst der Werbung für Polaroid-Sofortbildkameras gestellt hat – «Ein neues Zeitalter der Fotografie hat begonnen!» –, und erreicht schließlich das Hotel «Taunus». Das ist beileibe nicht das erste Haus am Platze, aber «gutbürgerlich». Es steht sicher nie im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und wurde deshalb gut gewählt.

Mit einem lässigen «Buenos dias!» tritt er an die Rezeption und macht sich einen Spaß daraus, mit starkem Akzent Deutsch zu sprechen. «Meine Name ist Rustico. Für mich wurde ein Zimmer reserviert.»

Der Empfangschef verzieht keine Miene. «Willkommen in Frankfurt, Señor», sagt er geschäftsmäßig. «Sie wohnen im zweiten Stock, Zimmer zweihundertneunundsiebzig.» Er nimmt den Schlüssel vom Brett und reicht ihn verbindlich herüber. Da ist auch schon der Hotelboy, der sich des Koffers annimmt. Der Empfangschef beugt sich ein wenig vor. «Wenn Sie gestatten – Sie werden bereits erwartet. Señor. Der Herr dort.»

Eine kaum merkliche Kopfbewegung weist die Richtung, und als Achim daraufhin auf den Tisch vor dem großen Blumenfenster zugeht, erhebt sich ein Mann mittleren Alters, der seinen korrekten Straßenanzug wie eine Ausgehuniform trägt.

«Herr Rustico?» fragt er, aber es ist eigentlich mehr eine Feststellung. Detjen bejaht. Eine gemessene Verbeugung erfolgt. Dann hört Achim: «Bodmer. Es ist uns gemeldet worden, mit welcher Maschine wir Sie erwarten konnten. Ich freue mich. Darf ich Sie zu einem Begrüßungsschluck einladen?» Mit der Handbewegung, die zum Platznehmen einlädt, zeigt er flüchtig

eine Visitenkarte, auf die ein großes Vergißmeinnicht gezeichnet wurde. «Kennwort Vergißmeinnicht, Herr Rustico.» Sobald sie sitzen, fügt er leise erklärend hinzu: «Ich bin persönlicher Referent des Herrn General Speidel in seiner Eigenschaft als militärpolitischer Berater des Herrn Bundeskanzlers.»

Kognak wird serviert.

«Und nun?» fragt Detjen.

«Sie übergeben mir Ihr Material, das ich persönlich nach Bonn bringe. Die Sichtung wird etwa drei Tage dauern. Nach Ablauf dieser Zeit werde ich Sie entweder selbst hier abholen – dann nämlich, wenn der Herr General Zusatzfragen zu stellen wünscht – oder Ihnen Schriftstücke überbringen, die Sie bitte nach Argentinien zurückbefördern.»

Er hebt das Glas, sie trinken. Der Kognak ist echt und gut.

«Und was treibe ich in der Zwischenzeit?»

Bodmer lächelt. «Genießen Sie die alte Heimat», empfiehlt er in väterlichem Ton. «Ich muß Sie allerdings ersuchen, Frankfurt nicht allzu weit zu verlassen und stets zu hinterlegen, wann Sie wieder zu erreichen sind. Gegen einen nächtlichen ‹Ausflug› hat natürlich niemand etwas einzuwenden. Nichts Menschliches ist uns fremd.»

In dem Berliner Dienstzimmer mit den vielen Blumen liegt ein Telegrammformular auf dem Tisch. Die darauf geklebten Hellschreiberstreifen sind ordentlich auf gleiche Länge geschnitten und säuberlich angeordnet worden. Förster liest vor: «Unser kleiner Werner ist heute angekommen. Mutter und Kind wohlauf. Besuch in der Klinik möglich. Rückdrahtet, ob für drei Tage Zimmerbestellung im Hotel ‹Taunus› erwünscht. Beste Grüße. Otto.»

Dohmke lächelt. Natürlich weiß er, was das bedeutet, aber er läßt seinen Mitarbeiter das an eine Privatadresse gegangene Telegramm interpretieren.

«Werner Bredebusch ist in Frankfurt (Main). Dort wurde das Telegramm aufgegeben. Er befindet sich dienstlich in der Bundesrepublik und ist nicht gefährdet – Mutter und Kind wohlauf. Die Möglichkeit einer Kontaktaufnahme wäre gegeben – Be-

such in der Klinik ... Sie müßte binnen drei Tagen erfolgen – die Zeitangabe grenzt seine Aufenthaltsdauer ein. Werner wohnt in Frankfurt im Hotel ‹Taunus›. Ende.»

Jetzt steht Dohmke auf. Er ordnet die Papiere auf seinem Schreibtisch, obwohl die ordentlich liegen. Dann tritt er ans Fenster, bleibt stehen und reibt sich nachdenklich das Kinn. Den vertrauten Blick auf die doppeltürmige Kirche mit den patinagrünen Dächern, auf die stille Straße und auf die Posten vom Wachregiment, die dort patrouillieren, nimmt er kaum wahr.

«Drei Tage ist Werner in Frankfurt», denkt er laut. «Natürlich stellen wir Kontakt her.»

«Weiß Bredebusch von Winkelmann in Frankfurt?» will Förster wissen. Da sie nun beide stehen, sieht der Jüngere auf den Älteren nieder. Förster ist ein außergewöhnlich groß gewachsener, gut aussehender Endzwanziger, betont elegant gekleidet und mit einer Vorliebe für dezent karierte Anzüge.

«Nein», erwidert Dohmke sofort. Unten auf der Straße werden gerade die Posten an den Einfahrten des Ministeriums abgelöst. Es nieselt; die neuen Wachen ziehen unter Regenumhängen auf. «Aber das hat nichts zu sagen», fährt der Ältere fort. «Wir haben ihm eine ‹Erkennungsmelodie› mitgegeben.» Er wendet sich ins Zimmer zurück. «Verständigen Sie Winkelmann. Durch Kurier – wir haben keine Zeit zu verlieren. Wer fährt?»

«Genosse Tietze?» schlägt Förster vor.

«Einverstanden! Veranlassen Sie das.»

Jenseits des Mains, dort, wo die Schweizer Landstraße durch den Frankfurter Stadtteil Sachsenhausen führt und über den Eingängen der «Äppelwoi»-Kneipen das ganze Jahr über grüne Kränze hängen, gibt es in einer stillen Nebenstraße das Fotoatelier Winkelmann, ein vergleichsweise unbedeutendes Unternehmen, das sich für Paßbilder, Porträts vornehmlich von Kindern und Hunden sowie Industrieaufnahmen empfiehlt und auch Amateurarbeiten annimmt. Nebenbei wird Fotomaterial verkauft. Sogar Polaroid-Packfilm ist im Angebot; das neue

Verfahren hat sich schnell durchgesetzt.

Eine alte Frau sitzt gerade auf dem Drehstuhl im grellen Licht der Nitraphotlampen und blickt freundlich ins Objektiv der großformatigen Linhoff-Kamera, die die Inhaberin des Ateliers für Porträtaufnahmen bevorzugt verwendet. Jetzt klickt der Verschluß, die Lampen erlöschen.

«Machen Sie sich nur keine Sorgen», lächelt Winnie Winkelmann und ist der alten Frau beim Aufstehen behilflich. «Das Bild ist so rechtzeitig fertig, daß es Ihre Kinder zum Geburtstag haben.»

Sie hilft der Kundin noch in den Mantel und will sie eben zur Tür geleiten, als das Telefon anschlägt. Mit einer gemurmelten Entschuldigung wendet sich die Fotografin zum Apparat und nimmt den Hörer ab. «Foto Winkelmann, guten Tag.»

Eine Männerstimme klingt aus der Muschel. «Guten Tag. Hier ist Tietze. Ich muß sehr herzlich um Verzeihung bitten. Erst habe ich wegen der Reproduktionen meiner Familienfotos so gedrängt, und nun ... Mir ist etwas dazwischengekommen. Noch eine Besprechung um achtzehn Uhr ... Ist mir schrecklich peinlich, aber leider nicht zu ändern.»

Wenn sich die junge Frau im weißen Kittel bei diesen Worten spannt, läßt sie es sich zumindest nicht anmerken. Sie hält das Lächeln fest, macht die Kundin noch auf eine Schwelle im Laden aufmerksam, über die sie nicht stolpern soll, und antwortet geschäftsmäßig: «Aber ich bitte Sie, Herr Tietze! Die Bilder liegen für Sie zum Abholen bereit. Deshalb hätten Sie sich nicht die Mühe machen müssen ... Auf Wiedersehen!»

Nun ist sie allein im Atelier. Besorgt schaut sie zur Uhr an der Wand. Es ist kurz vor halb sechs. Winnie fährt sich mit allen zehn Fingern durchs kurzgeschnittene Haar, geht zur Ladentür und schließt ab. Ein Schild liegt bereit, das sie hinter die Scheibe hängt: «Vorübergehend geschlossen». Hastig zieht sie den Kittel aus. Winnie Winkelmann ist sehr schlank, ein ausgemacht sportlicher Typ von großer Geschmeidigkeit der Bewegung, dabei eine schöne Frau mit klarem, großflächigem Gesicht, ruhigen hellen Augen und einem weich geschnittenen, ausdrucks-

vollen Mund. Mit einem Rundblick überzeugt sie sich, daß im Geschäft alles in Ordnung ist, nimmt ihren Trenchcoat und verläßt das Atelier durch den rückwärtigen Ausgang. Hier steht ihre zitronengelbe «Isetta» vor der Tür, sie öffnet den Fronteinstieg des zweisitzigen BMW-Kleinwagens, zieht ihn hinter sich zu und ist bereits unterwegs. Winnie fährt sehr zügig und mit Schneid, doch sie muß durch ganz Frankfurt, um auf die Autobahn Richtung Wiesbaden zu gelangen, und da sieht sie mehrmals ungeduldig auf die Uhr. Sie atmet auf, als sie endlich Gas geben kann, als das hübsche kleine Gefährt mit neunziger Schnitt über die Betonbahn rollt.

Drei Minuten vor achtzehn Uhr biegt die Fotografin auf den Parkplatz der Raststätte ein. Sie schließt die «Isetta» ab und geht in den Imbißraum, zieht aus einem Automaten Zigaretten und bestellt sich an der Kaffeebar einen Mokka. Die Raststätte ist um diese Zeit mäßig besucht. Fernfahrer essen an einem reservierten Tisch aller Ernährungsphysiologie zum Trotz riesenhafte Eisbeine, Geschäftsleute halten ihre vornehmlich hübschen Sekretärinnen frei, und auch Familien legen vor der Weiterfahrt eine Kaffeepause ein. Vor einem Spielautomaten mit rotierenden bunten Scheiben vergnügen sich die jungen Fahrer höherer amerikanischer Offiziere, die an einem der Tische in ein offenbar inhaltsschweres Gespräch vertieft sind.

Durchs Fenster könnte Winnie zum Parkplatz hinübersehen. Nur umzudrehen brauchte sie sich, aber das unterläßt sie. Auch so weiß sie genau, was draußen geschieht. Da kommt ein Mann in einem unscheinbaren Volkswagen, wie sie zu Tausenden laufen. Er hält sich nicht auf; er geht nur eben zum Zigarettenautomaten außen am Haus, zieht eine Packung «Lux» und begibt sich zu seinem Wagen zurück. Dabei kommt er an der «Isetta» vorüber und entdeckt, daß eines seiner Schnürbänder aufgegangen ist. Er hebt das Bein an, um besser an den Schuh heranzukommen, und verliert einen Augenblick das Gleichgewicht. Natürlich sucht er an der nächststehenden Karosserie Halt, und selbst ein aufmerksamer Beobachter würde nicht bemerken, daß er dabei einen Haftmagneten unter das Fahrzeug drückt.

Dann bindet er seinen Senkel, steigt in seinen VW und fährt davon.

Fünf Minuten nach sechs trinkt die Fotografin ihren Mokka aus, besteigt ihre «Isetta» und steuert sie zum nächstgelegenen Parkplatz. Als fürchte sie, hinten links einen «Platten» zu haben, drückt sie auf die Karosserie und hat dabei Gelegenheit, wie beiläufig den Haftmagneten zu erreichen und an sich zu nehmen. Erst während der Weiterfahrt öffnet sie den kleinen Behälter. Der Zettel, den er birgt, enthält nichts als eine Kilometerangabe in Fahrtrichtung, dazu eine neue Uhrzeit – 18.30 Uhr. Winnie tritt sofort auf die Bremse und beginnt zu trödeln. Das fällt nicht auf – die großen Mercedes, Ford und Opel, die vorbeirasen, sind ohnehin um ein vielfaches schneller und würden die «Isetta» in jedem Fall hinter sich lassen.

Pünktlich biegt das kleine Gefährt auf den Parkplatz unmittelbar neben dem bezeichneten Kilometerstein ein. Ein riesiger Buick mit Haifischflossen fährt gerade ab. Nur ein alter Kombi, dessen Insassen – ihren Monteuranzügen nach Handwerker – sich über den qualmenden Motor beugen, und ein grüner VW bleiben zurück. Neben ihm geht Tietze rauchend auf und ab.

Die Begrüßung ist herzlich und dabei auch so, daß die Männer am Kombi, würden sie herübersehen, an das zufällige Wiedersehen alter Bekannter glauben müßten.

«Endlich mal wieder ein vertrautes Gesicht», sagt Winnie, während sie Seite an Seite einen Waldweg entlangschlendern, der auf den Parkplatz mündet. «Was macht Berlin?»

«Wächst und gedeiht. Viel Arbeit – das übliche», erwidert Tietze. «Wir müssen es kurz machen, Winnie. Im Hotel ‹Taunus›, Kaiserstraße, ist ein Mann von uns abgestiegen. Er bleibt noch zwei Tage. Jeden Abend, Punkt einundzwanzig Uhr, erkundigt er sich an der Rezeption nach Post. Daran erkennst du ihn.»

Die Fotografin hat die Hände tief in den Taschen des sportlichen weißen Trenchcoats. «Sein Name?»

Der Kurier hebt die Schultern. «Wir wissen nicht, wie er sich nennt. Detjen, Achim ... Aber das ist unwahrscheinlich. Ver-

mutlich tritt er unter einem spanischen Namen auf, als Bürger Argentiniens.»

«Besondere Kennzeichen?»

«Narbe rechts am Kinn, schlecht verheilt, etwa fünf Zentimeter lang. Grüne Augen ... Richtig grün. Größe einsvierundsiebzig. Schlank, aber muskulös. Schädelform doppelt eingebogen, senkrechte Stirn, tiefe Nasenwurzel, gradlinige Nase mit waagerechter Grundlinie, vorstehende Kinnpartie ...»

Winnie sieht ihn von der Seite an und schmunzelt. «Nun noch Ohr- und Ohrläppchenform, und ich habe fast das perfekte Signalement aus dem kriminalistischen Lehrbuch! Laß es gut sein, ich finde ihn schon. Worum geht es?»

Punkt einundzwanzig Uhr tritt Señor Alfredo Rustico – von vielen Hotelgästen bestaunt wegen seiner tiefbraunen Gesichtsfarbe – an die Rezeption und erkundigt sich gelassen nach Post auf seinen Namen. Da der diensttuende Empfangschef bedauert, läßt er sich von ihm Feuer geben und tritt dann gelangweilt durch die gläserne Flügeltür hinaus auf die Straße; ein Mann, der ein wenig Abendluft einzuatmen gedenkt.

Winnie sitzt im Foyer, eine wartende Lady, die ganz mit der neuesten Ausgabe von «Readers Digest» beschäftigt ist. Jetzt schaut sie auf die Uhr, legt kopfschüttelnd das Blatt beiseite und verläßt ebenfalls das Hotel. Als Detjen fragte, hatte sie seinen jetzigen Namen gehört und Gelegenheit gehabt, das von Tietze gegebene Signalement zu vergleichen.

Sie geht an ihm vorüber, ohne ihn anzusehen. Sie kramt dabei in ihrer Handtasche, und wie durch Zufall fällt eine Schachtel Zigaretten heraus und bleibt liegen, bis Achim sie aufhebt und die Fotografin mit zwei langen Schritten einholt.

«Entschuldigen Sie, gnädige Frau. Sie haben Ihre Zigaretten verloren.»

Winnie bleibt überrascht steh. «Danke!» sagt sie. «Gut, daß es kein goldenes Etui war.»

Detjen lächelt. «Ich hätte es trotzdem nicht versilbert.» Diese Wortspielerei ist der Erkennungstext – unauffällig für

zuhörende Dritte und doch zu ausgeklügelt, um sich im Gespräch zufällig herstellen zu können. Achim ist vor der richtigen Schmiede, ganz zweifellos, und dennoch ein wenig verwirrt. Es überrascht ihn, daß der Kontaktmann eine Frau ist. Selbstverständlich konnte, als er seinen Einsatz begann, niemand vorhersagen, wer auf ihn zutreten würde. Unangenehm ist ihm diese Begegnung nicht. Gefühlsmäßig hat er sofort Vertrauen zu seinem Gegenüber. Sie wirkt souverän, ruhig und sehr konzentriert, mit ihr ist gewiß gut arbeiten.

«Morgen um elf im Palmengarten?» fragt sie, während sie die Zigaretten einsteckt. «Geht das?»

«Einverstanden. Um elf.»

Sie nickt ihm zu und entfernt sich. Die beiden haben nicht länger beisammengestanden, als es die Übergabe der Zigaretten und der Austausch der üblichen Höflichkeitsfloskeln erforderten. In der nächsten Querstraße springt eine «Isetta» an. Detjen geht auf und ab, bis er aufgeraucht hat, und kehrt dann ins Hotel zurück.

Der Palmengarten hat die Kriegsschäden noch nicht überwunden. Ein Teil der Gewächshäuser reckt rußgeschwärzte, verbogene Stahlträger in den Himmel. Lediglich das Haupthaus ist den Besuchern zugänglich. Um diese Stunde bevölkern es nur wenige Liebhaber botanischer Kostbarkeiten, und die verlieren sich in den schmalen, kiesbestreuten Gängen.

«Ich soll dich ganz herzlich von allen grüßen», sagt Winnie Winkelman leise, während sie behutsam die Blätter einer Mimosa pudica, einer «Rührmichnichtan», antippt, die daraufhin die Blätter des ganzen Zweiges zusammenklappt. «Als erstes möchten wir wissen, wie es dir geht, wie du dich fühlst und was wir für dich tun können.»

Ein bißchen verlegen schaut er weg. «Was soll ich dazu sagen? Ich bin gesund und habe das Schlimmste hinter mir. Die erste Etappe des Ziels ist erreicht. Der Klüngel hat mich aufgenommen und vertraut mir. Diese Kurierfahrt ist sozusagen eine Auszeichnung.» Sie gehen langsam weiter und schlendern von

den Subtropen in die Tropen, das sind hier nur wenige Schritte.
«Ich habe eine Menge zu berichten. Namen, Verbindungen, Pläne . . .»

Ein Ehepaar nähert sich aus einem Quergang, gefolgt von zwei halbwüchsigen Jungen, die Vaters ausführlichen Sacherklärungen gelangweilt folgen und mit ihren Gedanken längst auf den Karussells im Zoo sind. Das hindert ihren Erzeuger nicht, weiterhin didaktisch auf sie einzuwirken. Nur die Mutter, in langer Ehe an gläubiges Aufschauen gewöhnt, hört bewundernd zu. Wie klug ihr Mann ist! Er sieht verteufelt nach Studienrat aus.

«Laß uns noch zu den Kakteen gehen», bittet Winnie, und nachdem sie sich ein wenig entfernt haben, fährt sie leiser fort: «Du mußt morgen einen Tagesausflug machen. Kennst du das Römerkastell in Saalburg? Fahre mit der Bahn bis Bad Homburg. Ich stehe mit 'ner zitronengelben ‹Isetta› auf dem Bahnhofsparkplatz. Sagen wir – um neun?»

«Um neun in Bad Homburg», bestätigt Achim.

Der zitronengelbe Straßenfloh aus den Bayrischen Motorenwerken schnurrt. Die letzten Häuser von Oberursel liegen hinter ihm. Die Straße steigt an und fällt wieder, umgeht in weiten Kreisen die bewaldeten Hügel des Taunus und beschert dem, der sie befährt, immer neue schöne Blicke in die bezaubernde Landschaft. Winnie kennt sie genau und widersteht daher der Verlockung, anzuhalten und an einem besonders anmutigen Punkt zu verweilen. In Bad Homburg tankt sie noch einmal. Als sie den Bahnhofsparkplatz erreicht, ist Detjen schon da und steigt zu, und nun geht es ohne Aufenthalt weiter nach Saalburg, das nur weniger als zehn Kilometer entfernt an einer der alten römischen Heerstraßen liegt.

Fast zweitausend Jahre Geschichte werden hier in ihren steinernen Zeugnissen lebendig. Etwa zweihundertfünfzig Meter hinter dem Limes, dem römischen Grenzwall, der das von Rom beherrschte Taunusvorland und die Wetterau gegen das freie Germanien hin absicherte, entstand die Saalburg kurz nach der

Zeitenwende – ein festes Kastell, in dem eine Kohorte römischer Legionäre kaserniert war. Ende des 19. Jahrhunderts nach dem alten Grundriß sorgsam restauriert, ist das einstige Lager von sechshundert Grenzsoldaten des Imperators Hadrian heute ein beliebtes Ausflugsziel. Zu beliebt, meint Achim, als die «Isetta» auf dem Parkplatz mit der seltsamen Umrahmung durch mehrere Brunnen hält – in diesem Menschengewühl ist es unmöglich, sich ungestört zu unterhalten.

Natürlich gehen sie erst einmal durch das Kastell, das ein großes Rechteck bildet, steingefügt. Rechts vom Haupttor, der «Porta praetoria», befinden sich der Getreidespeicher und zwei Mannschaftsbaracken. Daran vorüber führt der Weg auf das Mittelgebäude zu, rechteckig auch dies, die alte «Principia», die Kommandantur. Hier sind es die einzigartigen Nachbildungen antiker Pfeilgeschütze, die Detjen faszinieren – auch wenn im Prospekt steht, Historiker bezweifelten, daß die einst hier stationierte 2. Raeterkohorte solche komplizierten Schleudermaschinen besaß.

Vorüber an den Seitenflügeln mit der ehemaligen «Armamentaria», den Rüst- und Vorratskammern, erreichen sie den zweiten, einst überdachten kleineren Hof, an den das «Aedes» anschließt, das Allerheiligste des Kastells. Nach dem Reglement der römischen Legionen bewachten hier Tag und Nacht Ehrenposten die Standarten, die Feldzeichen der Kohorte und ein Standbild des regierenden Kaisers. Wie alle Besucher bewunder auch Achim die Vollkommenheit der zweckgebundenschlichten Architektur und die Präzision der hier geleisteten Handwerksarbeit. Die Rekonstruktion ist mit größter Akribie erfolgt – sie verschmilzt mit den in großer Zahl ausgestellten historischen Funden nahtlos zu einem harmonischen Ganzen. Detjen bereut den Besuch auf Saalburg nicht.

Sie kehren nicht zum Parkplatz zurück. Zu Fuß wenden sie sich westwärts und gehen auf stillen Waldwegen zum Herzberg hinauf. Und wieder die Spuren der Römer – der Aussichtsturm wurde einem römischen Wachtturm nachgebildet. Von hier aus kann man auf das Kastell hinunterschauen und es mitsamt den

vorgelagerten Schanzen und Wallgräben überblicken. Bei diesem Spaziergang endlich können Winnie und Achim ungestört reden.

«Das sind also die Schwerpunkte», sagt er jetzt.

«Demnach», sagt die Fotgrafin zusammenfassend, «besteht ständige Verbindung zwischen diesen Leuten auf der Hazienda und der neugeschaffenen ‹Zentrale für Heimatdienst› im Bundeskanzleramt. Leiter ist Graf von Schwerin.»

« ... der zu den hundertzwanzig ehemaligen Generalen gehörte, die unter Halder für die Amerikaner ihre Kriegserfahrungen auswerteten?»

«Ja, der», bestätigte Winnie. Sie ist großartig informiert über das politische Geschehen in der Bundesrepublik; sie hat Zahlen und Fakten bereit, die die Beobachtungen Detjens in Südamerika überschaubarer machen und ihre Einordnung erleichtern. «Angeblich baut der ehemalige Generalstabschef ein spezielles ‹Schutz- und Begleitkommando für die Bundesregierung› auf.»

Solche Informationen sind Achim in Lateinamerika nicht zugänglich gewesen. Offiziell wurde wenig veröffentlicht, und wenn die Leute auf der Hazienda davon wußten, dann hüllten sie es in den Schleier der Geheimhaltung. Interessiert erkundigt er sich: «Und in Wirklichkeit?»

« ... geht es darum, Kader für die künftigen Streitkräfte zu erfassen, zu registrieren und zu werben. Wir sind überzeugt, daß die Leute in Südamerika dabei eine entscheidende Rolle spielen. Gut, daß wir nun durch dich ihre Namen, ihre Verbindungen und ihre Kuriere kennen. Dazu einen Teil ihrer Pläne und ihrer Erwartungen ...»

«Soweit Coronel Krösing seinen Leibpiloten über dergleichen unterrichtet!» schränkt Detjen trocken ein.

Winnie lächelt ihm zu. «Nur nicht zu bescheiden! Was du mitgebracht hast, wiegt sehr schwer.» Dann spricht sie wieder zur Sache: «Die ‹Zentrale für Heimatdienst› hält sich zurück. Demgegenüber tritt eine sogenannte ‹Bruderschaft› spektakulär an die Öffentlichkeit, fordert dreißig Divisionen und die Entlassung aller inhaftierten Kriegsverbrecher.»

«Ach!» dehnt Achim. «So was haben wir in Argentinien auch auf Lager. Meinen ‹Fliegerkameraden› Riedel zum Beispiel, Schlachtflieger und Panzerschreck Nummer eins im Weltkrieg zwo ... Unter anderen!»

«Alle diese Leute arbeiten Schwerins ‹Zentrale für Heimatdienst› mindestens zu. So schließt sich der Kreis.»

Nebeneinander schlendern sie den schmalen Waldweg entlang. Die weit ausladenden Zweige der Fichten streifen ihre Kleidung, ganz in der Nähe hämmert ein Specht. Ihre Schritte sind unhörbar. Der Waldboden bewahrt noch den letzten Regen, das Moos ist vollgesogen mit Feuchtigkeit und von saftigem Grün. Der würzige Duft von Harz und Fichtennadeln liegt in der Luft.

«Ich halte es für außerordentlich günstig, daß du dich diesem Oberst Krösing unentbehrlich machst», nimmt Winnie Winkelmann den Faden wieder auf.

Achim wiegt den Kopf, hebt einen Fichtenzapfen auf und spielt damit. «Ein gewissenes Risiko ist dabei», gibt er sachlich zu bedenken. «Wenn nämlich der Klüngel stärker ist als er und ihn aus irgendeinem Grunde über die Klinge springen läßt, bin ich auch erledigt. Vielleicht sollte ich mir doch ein Hintertürchen offenhalten – was meinst du?»

«Nein», bestimmt sie sofort. «Du hast ihn doch auf den amerikanischen Kurs gebracht, und damit liegt ihr beide goldrichtig! Das ist die Linie Bonns. Mit dieser Vorgabe zieht er mit fast hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit in das neue Kriegsministerium ein – und du als sein Vertrauter mit! Etwas Besseres kann gar nicht passieren. Ein bißchen Nachhilfe würde natürlich nicht schaden ...»

«Auf welchem Kurs segelt denn Kammgruber?»

«Auf dem erfolgverheißenden.» Das sagt sie mit großer Sicherheit, ohne erst nachdenken zu müssen.

Detjen reibt sich das Kinn und schmunzelt. «Na», beschließt er, «dann werde ich bei ihm den alten Haudegen Krösing mal richtig herausstreichen!»

Schon ist der Parkplatz wieder in Sicht, als Achim noch ein-

mal stehenbleibt. «Noch etwas! Das Material, das ich mit nach Argentinien nehmen werde – wollen wir es uns mal ansehen?»

Winnie Winkelmann geht weiter. «Unnützes Risiko! Die Siegel müssen garantiert unversehrt bleiben. Du erfährst doch durch deinen Oberst viel einfacher, um was es geht.»

«Ziehen, Herr General! Ziehen!» schreit Detjen beinahe, und der alte Flieger mit dem hageren, faltigen Gesicht und dem weißen Haar nimmt den Steuerknüppel erschrocken an sich heran. Keine Sekunde zu früh! Die mit buntscheckigem Tarnanstrich versehene HS 123 kommt mit Ach und Krach über die Baumwipfel hinweg und gewinnt wieder Höhe.

Achim nimmt den Hut ab und wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Er hat noch niemals mit ferngesteuerten Flugzeugmodellen gespielt, doch er findet es unheimlich aufregend. Dabei hat die Szenerie etwas Makabres. Der ehemalige General der Flieger Kammgruber lud ihn ein, mit auf seinen «Privatflugplatz» hinauszukommen, und nun sind sie auf einer Wiese, auf der weit und breit nichts ist als der VW-Kleintransporter mit den Modellen und dem Zubehör. Zwei junge Leute sind da, die die technischen Handgriffe machen. Ein Klapptisch und ein Klappstuhl bilden das Stabsquartier, von dem aus der General wie einst Maschinen dirigiert. Seine Modelle sind ausnahmslos Nachbildungen von deutschen Flugzeugen des zweiten Weltkrieges – eine Me 109 erkennt Detjen, einen Fieseler-Storch und eine Ju 87, den Sturzkampfbomber. Die HS 123, die in der Luft ist, verblüfft ihn durch die Exaktheit der Nachbildung – das ist im Flugbild genau das Schlachtflugzeug, genau der Doppeldecker, mit dem einst ein gewisser Werner Bredebusch gen Minsk flog und nicht zurückkehrte. Übrigens wurde er damals genauso für tot erklärt wie bei Smolensk der Jagdflieger Achim Detjen.

«Darf ich mir die Bemerkung erlauben, Herr General», sagt er jetzt, nachdem der Alte die Maschine sicher auf den Boden zurückgekriegt und den Schaltkasten mit Steuerknüppel und Funkantenne auf den Tisch gestellt hat, «daß Herrn Oberst

Krösing an einer Antwort von Ihnen außerordentlich viel liegt? Sie verstehen: Wir sind da drüben, Tausende Kilometer von der Heimat entfernt, fehl am Platze. Wir leben von Erinnerungen. Nicht zuletzt an die alten Kameraden und an verehrte Kommandeure ...»

Kammgruber legt die Hände in den Schoß. «Mein alter Freund Krösing ... Ja, ja, natürlich haben Sie recht. Er ist dort drüben völlig fehl am Platze. Aber Ihr Argentinier könnt wenigstens fliegen, während wir hier ...» Er seufzt. «Und man wird nicht jünger, mein lieber Hauptmann! Wie war doch der Name?»

Detjen klappt die Hacken. «Detjen, Herr General, Achim Detjen. Früher Oberleutnant im Jagdgeschwader Immelmann.»

Das faltige Gesicht belebt sich. «Habe ich nicht einmal einem Detjen das Deutsche Kreuz in Gold angeheftet? Der war von den Immelmanns ...»

Auch das noch! denkt Achim, doch er strahlt, klappt abermals die Hacken und sieht dem General fest in die Augen. «Daß sich Herr General daran erinnern ... Es war eine unvergeßliche Stunde, Herr General.» Und da im Tagebuch des gefallenen echten Detjen über jenes Ereignis nicht mehr stand als der Satz von der unvergeßlichen Stunde, hält er es für ratsam, schnell davon abzulenken. «In Argentinien sind wir alle überzeugt, daß unsere Stunde wiederkommt. Wenn ich das hinzufügen darf: Herr Oberst Krösing glaubt fest daran, eines Tages wieder unter Ihrem Befehl zu stehen.»

Kammgruber steht auf. Er ist ein bißchen steif geworden und reckt sich verstohlen. «Ihre Worte freuen mich, Herr Detjen. Treue ist selten geworden, und wo man sie noch findet, muß man sie pflegen. Ich werde ihm ein paar Zeilen schreiben. Die können Sie doch mitnehmen?»

«Selbstverständlich, Herr General!»

14

Den Luftweg zur Hazienda findet der Capitan nun schon im Schlaf. Während seines Alleinfluges – denn Krösing ist auf dem Landgut und hat hinterlassen, Detjen möge das Material unverzüglich dorthin bringen – hat er Muße und Zeit, seinen Aufenthalt in Europa noch einmal zu überdenken. Der militärpolitische Berater des Bundeskanzlers wünschte nur «Gute Reise!». Achim ist zufrieden, vor allem, weil die Kontaktaufnahme mit Berlin gelang und ihm die Weitergabe der gesammelten Informationen gestattete. Es ist schön zu wissen, daß die geleistete Arbeit weiterwirken und Früchte tragen wird. Schließlich hält er sich nicht des Abenteuers wegen in Argentinien auf.

Nur noch wenige Kilometer bis zum Flugfeld der Hazienda. Detjen drückt die Nase der «Bonanza» tiefer. Dort unten ist schon der Flußlauf, in dessen Nähe Charles André sein Zelt aufgeschlagen hatte. Der Mann von «Journal Parisien» wird inzwischen hoffentlich über alle Berge sein. Er darf sich doch nicht einbilden, daß er ewig unbemerkt bleibt! Leute wie dieser Kutzner haben schon andere aufgespürt, die mehr Übung in geheimer Arbeit besaßen als ein Journalist, und kurzen Prozeß gemacht. Es würde Achim sehr beruhigen, das Zelt nicht mehr ausmachen zu können.

Der Jeep steht offen auf der Lichtung, ganz ungedeckt. Das Zelt läßt sich mehr ahnen als sehen, doch es ist noch da.

Detjen drückt die Maschine in eine steile Kurve; er wendet fast auf der Flügelspitze, wobei er an Höhe verliert, und überquert den freien Platz im Tiefflug. Unten bleibt alles unbewegt, auch bei einem zweiten Anflug.

Ist Charles André gerade unterwegs? Aber warum, um alles in der Welt, läßt er dann seine Karre so offen da stehen? Er muß doch inzwischen auch die «Super H-18» gesehen haben und sich die Gefahr einer Entdeckung aus der Luft ausrechnen können! Oder ist er just an dieser Stelle mit dem alten Vehikel lie-

gengeblieben und vor dem Flugzeug schnell in Deckung gegangen? Dann will er ihm wenigstens zu verstehen geben, daß er, Detjen, hier oben herumkurvt.

Es ist leicht, ein paar knallende Fehlzündungen zu verursachen. Sie müssen weithin zu hören sein – aber kein André tritt aus dem Dickicht des Urwalds. Da fliegt Achim weiter. Natürlich hat Commandante Braunbach der Hazienda seinen Start gemeldet – mit genauer Uhrzeit, wie sich's gehört –, und er darf die übliche Flugzeit nicht überschreiten. Fest entschlossen , die Lichtung erneut zu überfliegen, wiederholt er bei der Landung die Fehlzündungen.

Folgerichtig beginnt Krösing, der persönlich zum Flugplatz kam, mit den Worten: «Was ist denn mit der Mühle los?»

«Ich bin noch nicht dahintergekommen, Señor Coronel. Es fing eben erst an. Wenn Sie erlauben, drehe ich gleich ein paar Proberunden.»

«Seien Sie bloß vorsichtig!» Krösing schüttelt Detjen die Hand. Dann nimmt er die Mappe mit den versiegelten Schriftstücken entgegen. «Wie war's?»

«Phantastisch!» versichtert Achim so überschwenglich, wie er nur kann. «Und ganz stark der Eindruck: Wir werden gebraucht.»

«Habe ich das nicht gesagt?» Der Coronel, der sich bestätigt fühlt, lacht. «In der Hazienda sitzen sie wie auf Kohlen. Ich fahre los und schicke Ihnen den Wagen zurück.»

Detjen hält ihn fest und zieht aus der Innentasche des gelbledernen Pilotenlumberjacks ein Kuvert. «Diesen Brief hat mir General Kammgruber für Sie übergeben. Mit den herzlichsten Grüßen!»

Krösing wiegt den Umschlag auf der Hand. «Wie geht es ihm?»

«Ganz der Alte, Señor Coronel! Und ein Gedächtnis! Erwies mir die Ehre, mich an meine Auszeichnung mit dem Deutschen Kreuz zu erinnern . . . Über Sie sagte er – wörtlich, Señor Coronel! –: ‹Treue ist selten geworden, und wo man sie noch findet, muß man sie pflegen!› Wie ich sage, ganz der Alte!»

«Sie müssen mir nachher eine Unmenge von drüben erzählen! Bringen Sie erstmal den Vogel zu sich.» Damit eilt er bereits zum Landrover. Den fährt heute ein anderer Chauffeur.

Der Capitan läßt die Beechcraft «Bonanza» wieder an. Er dreht sie gegen den schwachen Wind und startet. Auf einmal erfüllen ihn Unruhe und tiefe Besorgnis.

Im Herrenhaus der Hazienda liegen die aus der Bundesrepublik eingeflogenen Papiere ausgebreitet vor General Albrecht auf dem Tisch.

«Bei diesem Gespräch auf dem Petersberg in Bonn», doziert er, «ist Herr Doktor Adenauer vom Hohen Kommissar McCloy gefragt worden, ob er in der Lage sei, hundertfünfzigtausend zuverlässige Freiwillige einzuberufen. Dies auch dann, wenn sich die Opposition dagegen ausspräche.»

Einer schüttelt den Kopf. «Hat er das nötig? Laut Artikel drei des sogenannten Besatzungsstatus sind die Alliierten jederzeit berechtigt, die Bundesregierung zur Schaffung einer Armee zu ermächtigen. Wie heißt es doch so hübsch? ‹Zur Aufrechterhaltung der demokratischen Ordnung . . .›»

Krösing schaltet sich ein. «Ich halte es für einen klugen Schachzug, sich der Zustimmung der Opposition zu versichern und ihr damit die Hände für Gegenmaßnahmen zu binden. Denken Sie an neunzehnhundertvierzehn! Das hat sich doch prächtig bewährt – keine Parteien mehr, nur noch Deutsche!»

Ein weiterer Offizier meldet sich zu Wort. «Ist sich Herr Doktor Adenauer der Opposition sicher?»

Der General antwortet: «Dem Bericht zufolge, den der Kurier aus Bonn mitgebracht hat, erklärte der Bundeskanzler, er habe darüber bereits mit Herrn Doktor Schumacher von der SPD verhandelt, werde weiter mit ihm über dieses Thema sprechen und hege im übrigen große Hochachtung vor dem Urteilsvermögen Doktor Schumachers.»

«Dann ist ja alles klar! Dergleichen sagt man nicht, wenn der andere die eigene Meinung nicht gutheißt.»

Albrecht stimmt der Bemerkung zu. «Darüber hinaus hat

Herr Doktor Adenauer die Möglichkeit der Einberufung von hundertfünfzigtausend Freiwilligen nicht grundsätzlich verneint. Nun, meine Herren, das ist Diplomatie! Wir gehen von vierhunderttausend Mann aus, nämlich von dreißig Heeresdivisionen, wovon nach unseren Erfahrungen im letzten Krieg ein Drittel Panzerverbände sein müssen.»

«Und von einer taktischen Luftwaffe», wirft Krösing nachdrücklich ein, «die in der Lage ist, die Heeresverbände wirkungsvoll zu unterstützen!»

«Ganz recht!» pflichtet ihm der General bei. «Damit kommen wir zu einem weiteren Punkt. Ich sehe es als einen Erfolg unserer Arbeit hier in Argentinien an und als deutliche Anerkennung unserer Bemühungen, daß man uns bittet, sofort für die Planungstätigkeit einen Luftwaffenoffizier abzustellen.»

«Oberst Riedel!» klingt es sofort von der anderen Seite des Tisches herüber. «Er ist der Prominenteste unter uns. Ein Held!»

Albrecht lächelt verbindlich, nimmt einen Schluck Fruchtsaft und erklärt mit einem Unterton von Bosheit: «Die Entscheidung liegt nicht bei uns. Man teilt mir hier mit, daß auf Empfehlung des von uns allen hochverehrten Generals der Flieger Kammgruber Herr Oberst Krösing für diesen Posten vorgesehen ist.» Das Schweigen ist eisig. Darüber setzt sich der General hinweg. Er wendet sich zu dem neben ihm sitzenden Coronel, der vor freudiger Überraschung und Glück hochrot wird, reicht ihm die Hand und sagt gönnerhaft: «Meinen Glückwunsch, lieber Krösing! Sie sind unser Scout. Machen Sie gute Quartiere in Bonn!»

Auch das neuerliche Anfliegen der Lichtung blieb ergebnislos – an derselben Stelle der Jeep, das Zelt mehr zu ahnen als zu sehen, und sonst nichts ... Nachdem ihn der fremde, wortkarge Chauffeur mit dem Landrover zur Hazienda und in die wohltemperierte Unterkunft gebracht hat, ist Detjen deshalb zur Pferdekoppel hinübergelaufen. Pedro traf er nicht an, aber einer der Gauchos sattelte ihm bereitwillig den Braunen und

half ihm beim Aufsteigen. Nun jagt Achim in voller Karriere durch den Urwald, der Lichtung entgegen. Würde ihm jemand vor Tagen gesagt haben, daß er allein und auf eigene Faust einen derartigen Gewaltritt unternehmen könnte, so hätte er sich an die Stirn getippt. Jetzt auf einmal findet er nichts dabei; er sitzt sogar gut und sicher im Sattel, läßt sich nicht werfen und hat auch ohne Warnung den Kopf tief auf dem Pferdehals, daß ihn tiefhängende Äste nicht vom Rücken des Tieres reißen. Da ihm der Reiter die Zügel lang läßt und fortgesetzt treibt, schießt der Braune wie ein Pfeil dahin.

Ringsum ist das Geschrei der Papageien.

Was ist mit Charles André geschehen? Es muß etwas geschehen sein, dessen ist Detjen sicher; zwar weiß er nicht, wie er ihm helfen könnte, doch er muß sich um den Mann kümmern, der glaubt, im Alleingang mit dem «Wolfsrudel» fertig werden zu können. So unterschiedlich sie sind – vieles verbindet sie. Deshalb ...

Der grüne Laubbaldachin öffnet sich, der Himmel wird sichtbar. Achim pariert durch und ist schon aus dem Sattel, ehe der Braune richtig steht. Am Waldrand entlang läuft er zum Zelt und zerrt bereits die Pistole aus der Ledertasche am Koppel, lädt durch.

Stille.

Der Reißverschluß des Zelteingangs ist nicht zugezogen. Detjen schlägt die Leinwand zur Seite und – steht wie erstarrt. Charles André muß seit Tagen tot sein, er sieht schrecklich aus. Schwärme von Insekten fliegen mit widerlichem Surren auf.

Etwas Hartes drückt sich in Achims Rücken. Gleichzeitig das Kommando: «Waffe weg! Rückwärts gehen.»

Was nun folgt, geschieht blitzschnell. Wurde nicht im Judo-Unterricht gelehrt, daß eine Pistole in Körpernähe vergleichsweise ungefährlich sei? Die Waffe Kutzners fliegt durch die Luft, ehe sich der Wachleiter der Hazienda dessen richtig bewußt wird. Er springt ihr sofort nach, faßt sie auch, doch da ist Detjen schon über ihm und hält den bewehrten Arm wie in einem Schraubstock.

Kutzner ist seinem Gegner an Körperkraft überlegen. Er stemmt sich hoch und kommt auf die Beine, will die Pistole nicht loslassen. Beide Männer keuchen vor Anstrengung, dies ist ein Ringen auf Leben und Tod. Dann verschwindet die Waffe zum zweitenmal im hohen Gras. Sofort greift der Wachleiter mit den Fäusten an. Einen Haken kann er setzen, der den Capitan taumeln macht, dann ... Man lernt nicht umsonst die hohe Kunst der Selbstverteidigung. Kutzner weiß nicht, wie ihm geschieht, doch plötzlich hat er keine Luft mehr, schreit auf vor Schmerz und fliegt mit dem Kopf zuerst ins Zelt hinein.

Augenblicklich reißt ihn Detjen zurück – unter dem Leinwanddach liegt sein eigener Colt. Er dreht den Wachleiter herum, er stellt ihn sich buchstäblich zurecht. Seine Rechte schießt vor, trifft den Mann genau auf die Kinnspitze und schleudert ihn weg, daß er gegen den Kühler des Jeeps kracht, zusammensackt und liegenbleibt.

Schwer atmend, reißt sich Achim den Hemdkragen auf. Gerade will er ins Zelt gehen, die Pistole an sich nehmen, da ist Reicherts Stimme da: «Schluß, Detjen! Pfoten hoch!»

Sie sind beide da – der Dicke und der lange Hansch, und sie richten schußbereite Schnellfeuergewehre auf ihn. Aus sicherer Entfernung. Er hebt die Hände.

Vorbei ...

Hansch bleibt stehen, die Kugelspritze im Anschlag. Vermutlich ist er der bessere Schütze. Der Dicke kommt mit einem Strick von hinten und will den Capitan fesseln. Der steht unbeweglich. Eine falsche Bewegung, weiß er, und der Lange drückt ab. Widerstandslos läßt er sich binden.

Kutzner kommt zu sich, zieht sich am Kühler des Jeeps in die Höhe und tritt langsam heran. Von Haß verzerrt ist sein Gesicht.

«Mach schon!» sagt Achim leise. Mein Gott, so in eine Falle hineinzurennen!

Mit aller Kraft schlägt der Wachleiter zu, wieder und wieder.

«Ja?» fragt Krösing unwirsch, als es klopft. Er sitzt allein in der

Halle der Hazienda und ordnet Papiere, die er in die Bundesrepublik mitzunehmen gedenkt.

Kutzner kommt herein, bleibt an der Tür stehen und baut sich auf. «Herr Oberst, es ist ungeheuerlich» stößt er hervor. «Wir haben den Informanten dieses französischen Schmierfinks.»

«Ach nee?»

«Der Journalist heißt Charles André. Im Nachbardorf hat er Lebensmittel eingekauft. Man ist ihm nachgegangen und hat uns verständigt.»

Der Coronel ist erregt und aufs äußerste gespannt. «Herein mit ihm!»

Der Wachleiter hebt bedauernd die Schultern. «Er wurde auf der Flucht erschossen», meldet er farblos.

«Und was ist mit dem Informanten?»

«Ich wage es kaum zu sagen, Señor Coronel.» Mit einer theatralischen Geste stößt er die Tür auf, und Hansch und Reichert zerren den gefesselten Detjen herein. Der Capitan ist übel zugerichtet. Sein Gesicht zeigt Spuren von Faustschlägen, wirkt deformiert, ist voller geronnenen Blutes.

Krösing schnellt aus dem Sessel hoch, schluckt, bleibt für Sekunden sprachlos, ehe er heiser ein tonloses: «Was haben Sie mir zu sagen, Capitan?» herausbringt.

Achim wird sofort laut. Seit er in dem schaukelnden Jeep aus tiefer Bewußtlosigkeit erwachte, hat er fieberhaft überlegt, wie er aus dieser verfahrenen Situation herauskommen kann. Sich zu verteidigen wäre zwecklos. Er muß angreifen. «Ich habe zu sagen», brüllt er, «daß diese famosen Sicherheitsbeauftragten die größten Idioten sind, die mir je über den Weg liefen! Ich habe das Zelt am Fluß von oben entdeckt und einen Motorschaden vorgetäuscht, um den Mann nicht mißtrauisch zu machen, als ich den Platz ein paarmal überflog. Ich hätte ihn überraschen und fassen können. Aber als ich an Ort und Stelle eintraf, hatten ihn diese Experten ohne Sinn und Verstand abgeknallt und vollendete Tatsachen geschaffen.»

Der Coronel schaut von einem zum anderen. Detjen beobachtet erleichter, daß seine Worte nicht ohne Wirkung bleiben.

Kutzner hält es seinerseits für notwendig, sich zu rechtfertigen. Damit verschlechtert er sofort seine Position.

«Wir mußten glauben, der Capitan wolle einen guten Bekannten besuchen.»

Augenblicklich wird Achim noch lauter. «Mit der entsicherten Pistole in der Hand?» höhnt er. «Ich weiß nicht, wie Sie Besuche machen, Herr Kutzner?»

Der ehemalige Abwehrmann beißt sich auf die Lippen. Seine Sicherheit schwindet zusehends. Krösing entgeht das nicht.

«Mann!» sagt er, und der Klang seiner Stimme kündigt ein schweres Gewitter an. «Ich selbst habe Capitan Detjen beauftragt, nach dem Franzosen zu forschen. Losbinden, aber schnell!» Und dann tobt er: «Befreien Sie mich von Ihrem Anblick, Kutzner! Mitsamt Ihren Figuren da! Das hat noch ein Nachspiel für Sie, verlassen Sie sich drauf! ‹Auf der Flucht erschossen› – habt ihr denn immer noch nichts dazugelernt, ihr Idioten? 'raus!»

Die drei haben es sehr eilig, sich aus dem Staube zu machen. Detjen steht da und reibt sich die schmerzenden Handgelenke. Die Kerle hatten den Strick scharf angezogen, mit dem sie ihn banden. Tief kerbte das Hanfseil die Haut.

Der Coronel geht zum Kühlschrank, schüttet Eiswürfel in zwei Gläser und gießte eine gehörige Portion Whisky darüber. «Hätten Sie mir nicht gleich sagen können, was es mit dem ‹Motorschaden› auf sich hatte?»

«Ich war nicht sicher, Señor Coronel.»

Nun zuckt es wieder um Krösings Mundwinkel. Das ist sein Detjen, wie er leibt und lebt! «Immer noch die alte Liebe zu Husarenstücken, was? Neue Maschinen, neue Montur, aber der Geist der Truppe ... Na, lassen wir das!»

Doch Achim hebt grinsend die Faust mit aufgerichtetem Daumen, bevor er nach dem dargebotenen Glas greift. Er ist heilfroh, daß er diese gefährliche Klippe umschiffen konnte. In Wahrheit hing alles an einem seidenen Faden, und wenn er nicht geistesgegenwärtig den Cordobaer Auftrag ins Spiel gebracht hätte ... Detjen trinkt sich selber zu.

«Totz des Mißgeschicks, Capitan – Sie haben den Mann gefunden, und das zählt! Ob Kutzner ihn umlegte oder Sie – wir sind ihn los. Prost!»

Achim betastet vorsichtig sein geschwollenes Gesicht. «Von Argentinien habe ich gründlich die Nase voll», brummt er. «Verdammt unfreundliches Land.»

Daraufhin klopft ihm der Coronel vergnügt auf die Schulter. «Ganz meine Meinung! Der Wunsch meiner Männer war mir schon immmer Befehl. Also – dann packen Sie mal Ihre Koffer! Wir haben den Marschbefehl, und meinen fünfzigsten Geburtstag feiern wir bereits zu Hause. Ich sage ‹wir›, weil Sie natürlich dabei sind!»

«Mit Vergnügen!» schmettert Achim, klappt die Hacken zusammen und hebt sein Glas zackig in die Höhe des zweiten Uniformknopfes. «Gestatte mir, zu gratulieren, Señor Coronel!»

Diese Pose kostet ihn unglaubliche Anstrengung. Auf einmal nämlich sind seine Knie ganz weich, und er hat Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Nur jetzt nicht schwach werden, bloß das nicht!

15

«Happy birthday to you! Happy birthday, lieber Günter, happy birthday to you!» klingt es lautstark durch die große Etagenwohnung in einem der alten Patrizierhäuser hinter der Universität von Bonn. Früher einmal hat sie einer gelahrten Spektabilität, dem Dekan einer Fakultät der Alma mater, Heimstatt gegeben; nun wurde sie dem Referenten in der Zentralstelle für Heimatdienst, dem Oberst der Flieger a. D. Günter Krösing, als Dienstwohnung zur Verfügung gestellt.

Achim Detjen trägt einen Smoking, hat bei unzähligen Vorstellungen die Hacken geklappt und seinen Namen gemurmelt, viele Namen gehört und keinen richtig verstanden. Er ist der «junge Mann» seines Chefs – und so behandelt man ihn. Ledig-

lich General Kammgruber hat ihm die Ehre erwiesen, ihn in ein kurzes, belangloses Gespräch zu ziehen und sich des Oberleutnants aus dem Jagdgeschwader Immelmann abermals zu erinnern. Dieser Umstand sichert ihm allgemeines Wohlwollen. Im übrigen achtet er sorgsam darauf, bescheiden im Hintergrund zu bleiben und durch kleine Aufmerksamkeiten angenehm zu sein.

Krösing ist unter lauter alten Bekannten, mit denen er Erinnerungen austauscht. Zum Glück sind es ausnahmslos betagtere Männer, und allmählich schwindet Detjens Furcht, plötzlich dem halben Jagdgeschwader Immelmann gegenüberzustehen, auf Biegen oder Brechen ehemalige Freunde erkennen zu müssen. Zwar hat er sich darauf vorbereitet – der Ruf des Oberleutnants als eines arroganten und überheblichen Offiziers machte das leicht. Gerade diese unsympathischen Züge hätte er mit Perfektion dargestellt und als der «wissende», in Geheimnisse eingeweihte Adjutant Krösings den «großen Schweiger» gespielt, jedoch ... Er ist froh, daß er das nicht nötig hat. Ruhiger geworden, bedenkt er nun auch, daß die erwogene Gefahr in Wahrheit so groß nicht hätte sein können. Unvermittelt erinnert er sich des Trinkspruchs, den der Coronel, der jetzt wieder ein Oberst ist, in Cordoba ausbrachte und in dem er der Gefallenen gedachte. Detjen wurde am 30. Mai 1942 abgeschossen; nur wenige Piloten, die ihn noch leibhaftig kannten, dürften im Geschwader das Kriegsende erlebt haben. Offenbar hat Krösing zu seinem Geburtstag überdies nur einflußreiche Leute eingeladen.

Die Schiebetür zum Nebenzimmer ist weit geöffnet und läßt den Blick frei auf das einladende kalte Büfett. Achim geht hinüber, legt sich ein Stück Zunge und ein wenig Salat auf einen Teller und ißt. Das tun auch andere. Man steht zwanglos beisammen und plaudert beiläufig über Nichtigkeiten. Ein paar Schritte hin säbelt ein Glatzkopf routiniert Scheiben vom Hinterteil eines Spanferkels. Neben ihm preist ein langer Mensch mit randlosem Ästhetenbrillchen in zierlich gesetzten Worten Gewürze, die er auf der Tafel vermißt. Er verbindet das mit kla-

genden Ausführungen über die grobschlächtige Ideenlosigkeit der europäischen Küche, insonderheit der deutschen. was, zum Beispiel, könne man nicht alles mit Käse machen? Darüber hält er einer verstörten Dame ein ganzes Kolleg, gespickt mit einschlägigen Rezepten, die er persönlich erprobt haben will. Wie alle großen Geister leidet er darunter, daß seine Ideen so wenig Gegenliebe finden. Auch die verstörte Dame flieht. Detjen fürchtet, er werde das nächste Opfer sein. Er hat, weiß Gott, mit Dillspitzen wenig im Sinn.

Zum Glück gesellt sich jetzt Renate Krösing zu ihm, die Tochter des Hausherrn. Nicht kleiner als ihr Vater, aber mädchenhaft schlank, mit sympathischer Natürlichkeit ausgestattet, hat sie ein kluges Gesicht mit dunklen Augen und einem fröhlichen, spottlustigen Mund. «Tanzen Sie mit mir?» fragt sie einfach und zieht ihn schon, der bereitwillig den Teller beiseite stellt, aufs Parkett. Ein Plattenspieler, der automatisch die schwarzen Scheiben wechselt, sorgt für Musik. Achim ist dem Gewürzfetischisten entronnen. Der hat sich jetzt auf den Glatzkopf gestürzt und erquickt ihn mit Elogen auf die von ihm gepflegte neuzeitliche Würztechnik.

«Ich kann nicht mit ansehen, wie allein Sie hier sind», erklärt Renate liebenswürdig. «Alle anderen sind alte Bekannte, und nur Sie ... Ich werde mich Ihrer ein bißchen annehmen.»

Sie tanzt gut und leicht und läßt sich bereitwillig führen; es ist angenehm, sie im Arm zu halten. «Sehr freundlich, Fräulein Krösing», sagt er.

«Sagen Sie einfach Renate», schlägt sie unkonventionell vor.

«Dann müssen Sie mich Achim nennen.»

«Einverstanden!»

«Ich fühle mich tatsächlich ein bißchen fremd, Renate. Bei der Vorstellung, da gehen die Namen so vorbei ... Schall und Rauch.»

«Da kann ich aushelfen.» Damit fängt sie auch gleich an. «Der kahlköpfige Herr dort, der sich so ausgiebig mit dem Spanferkel beschäftigt, verdient seine Groschen an jeder Wettersonde, die aufgelassen wird. Ein erfolgreicher Mathematiker

aus dem ehemaligen Reichsluftfahrtministerium. Jetzt auch in Vaters Dienststelle. Der lange Mensch neben ihm – gänzlich unbedeutend, aber entfernt mit uns verwandt. Dazu ungeheuer anhänglich. Herr Schleusing. Er hat ein Buch geschrieben, das Sie bestimmt nicht kennen: ‹Koche mit Liebe – Würze mit Kräutern›. Wir nennnen ihn deshalb das Kräutermännlein. Während des Krieges erwarb er Verdienste durch die Veröffentlichung von Ratschlägen zur Umwandlung von Balkons in Gewürzgärten. Für seinen Feldzug zum Anbau des Erdapfels Topinambur in öffentlichen Grünanlagen erhielt er sogar einen Orden, das Kriegsverdienstkreuz zweiter Klasse. Nun arbeitet er wieder an einem grundlegenden Werk – ‹Kräuter ohne Grenzen; Gewürze verbinden das Abendland›.»

«Dafür ist ihm das Bundesverdienstkreuz sicher», bemerkt Detjen trocken, und dann lachen beide.

«Der Herr bei Vati», fährt Renate fort, «ist das beste Pferd im Stall. General Kammgruber.»

«Ich hatte einmal die Ehre, von ihm dekoriert zu werden.»

Daraufhin enthält sich Krösings Tochter eines Kommentars zur Person des Generals und sagt ganz sachlich: «Inoffiziell ist er bereits Chef der Abteilung sechs im künftigen Verteidigungsministerium. Luftwaffe.» Sie zieht ihn ein wenig an die Flügeltür heran. «Der junge Mann bei Mutti wäre an sich uninteressant, wenn er es sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, mich zu heiraten.»

Achim lächelt. «Das spricht ungeheuer für ihn, Renate.»

Sie kann sich trotzdem einer Bosheit nicht enthalten. «Doch, er hat etwas gelernt. Früher gehörte er zu den Leuten, die ihre Lage eklatant falsch einzuschätzen pflegten. Sie sehen das schon daraus, daß er sich die Sporen in der Abteilung ‹Fremde Heere Ost› des Oberkommandos der Wehrmacht verdiente. Nun sitzt er als Referent bei seinem alten Chef, dem General Gehlen, der jetzt noch Nachrichten für Amerika sammelt, auf dessen Mitarbeit das Verteidigungsministerium aber auf die Dauer kaum verzichten wird. Ein hoffnungsvoller junger Mann also, Gerd von Wieseneck. Aber das sagte ich wohl schon.»

«Meinen Glückwunsch!» Daß sich die Teilnahme an der Geburtstagsparty schon der Bekanntschaft dieses Mannes wegen gelohnt habe, denkt Detjen. Noch zwangloser als durch seinen Chef hätte er kaum Kontakte zum künftigen Spionagedienst Bonns erhalten können. Er nimmt sich vor, diesen Kontakt zu pflegen und den aristokratisch wirkenden, gut aussehenden Geheimdienstoffizier heute noch mit Renates Hilfe in ein längeres Gespräch zu ziehen. Gerd von Wieseneck und er müssen am Ende der Party als gute Bekannte scheiden – verbunden durch ihre gemeinsamen Beziehungen zum Hause Krösing.

Der metallene Hebelarm des Plattenspielers schwenkt zurück. Das Kräutermännlein Schleusing eilt zum Gerät, es neu zu bestücken.

«Kommen Sie, wir trinken etwas», schlägt Renate vor und läßt sich von Achim ein Glas Sekt reichen. Unvermittelt ernst, dreht sie es in den Fingern. «Sie sind selbst Soldat, Achim, und vielleicht kränke ich Sie jetzt, aber ich habe wohl nicht ganz den richtigen Nerv für Ihre Art von Karriere. Vielleicht liegt das daran, daß Vati so lange weg war. Ich habe andere Interessen. Ich studiere Soziologie, wissen Sie. Wahrscheinlich ist es ein Wesenszug aller jungen Leute, daß sie glauben, alles besser machen zu können als ihre Eltern, aber wenn ich mir das hier so ansehe ... Schade, daß die meisten von uns letzten Endes doch der Gewohnheit erliegen, bequem werden und auf der Jagd nach einem Job auf all die Veränderungen verzichten, die ihnen einmal vorschwebten. Ich fürchte, ich bin auch nicht anders.»

Er lächelt. «Aber Sie sind sich dessen bewußt!»

«Wir reden uns darüber oft die Köpfe heiß.» Sie trinkt einen Schluck. «Jetzt langweile ich Sie, ja?»

«Im Gegenteil, Renate. Überhaupt nicht. Ich war sehr lange weg; das ist alles neu für mich.»

«Vati hat mir Ihr Schicksal erzählt.» Renate wechselt das Thema. Mit kaum merklicher Kopfbewegung deutet sie auf einen weißhaarigen Mann, der mit bedächtigem Schritt den Raum durchwandelt. Am auffälligsten ist das scharlachrote, in

einen Kragenbund mündende Gewand, das er wie ein Hemd unter dem schwarzen Maßanzug trägt. «Das ist Prälat Bötticher. Er war früher Militärgeistlicher. Ich habe ihn neulich sagen hören, die Anwendung der Atombombe wäre selbst dann nicht verwerflich, wenn sie nur dazu diene, den siegenden Feind um die Frucht seines Sieges zu bringen. Der Untergang der Welt wäre letztlich ein kleineres Übel als der Sieg des Kommunismus. Ansonsten ein reizender Mensch, der Briefmarken sammelt...»

In diesem Augenblick tritt Krösing mit einem seiner Gäste heran. Detjen hat diesen Mann später kommen sehen als andere. Nicht verborgen ist geblieben, daß ihn alle mit besonderer Höflichkeit behandeln. Der Oberst reicht ihm ein Glas Sekt und nimmt selbst. «Hat sie Sie schon mit ihrem Radikalismus eingedeckt, Detjen?» fragt er. «Es scheint das Unglück aller Väter zu sein, daß sie ihre Kinder studieren lassen, damit sie möglichst viel Unsinn reden.»

«Wir haben uns glänzend unterhalten, Herr Oberst«, pariert Achim ritterlich. Renate schmunzelt ganz unverhohlen.

Krösing geht nicht näher darauf ein. «Ich darf Ihnen meinen Adjutanten vorstellen. Hauptmann Detjen – Herr Delmenhorst.»

Delmenhorst hat eine unmilitärische Art, die Hand zu geben und das «Erfreut...» zu murmeln. Er lächelte verbindlich. «Besuchen Sie uns doch mal, Herr Hauptmann! Der Herr Oberst vergaß zu sagen, daß ich beim Dornier-Flugzeugbau einen gewissen Einfluß genieße. Ich bin sicher, daß Sie unsere neuen Versuchsmuster sehr interessieren werden.»

Der Mann ahnt nicht, wie recht er mit dieser Bemerkung hat!

«Es ist dies ein typisches Wasserschloß der Renaissance, erbaut im sechzehnten Jahrhundert unb bis heute in Familienbesitz», leiert der Fremdenführer seinen Text herunter. Würde man ihn um Mitternacht aus tiefem Schlaf reißen und um eine Sonderführung bitten, so könnte er mit geschlossenen Augen den vertrauten Weg gehen und den gewohnten Sermon herbeten.

ohne nach einem einzigen Wort suchen zu müssen. «Wenn ich Ihre Aufmerksamkeit auf die runden Ecktürme mit den Zwiebelhauben und auf die Schmuckgiebel lenken darf – sie sind bezeichnende Details dieses Baustils. Die Brücke, auf der Sie jetzt stehen, Damen und Herrschaften, bildet seit alters den einzigen Zugang zu unserer Wasserburg, die Sie von hier aus in voller Schönheit sehen.»

Pflichtschuldig reckt die Besuchergruppe die Hälse, Fotoapparate werden hochgerissen. Ein Vater ruft seinen Knaben zur Ordnung, weil dieser ins Wasser spuckte.

Es ist in der Tat ein herrliches Bild. Jenseits der dunklen Wasserfläche erhebt sich auf steil ansteigender, bewaldeter Insel im See das Schloß, das noch viele Stileigenheiten befestigter Ritterburgen besitzt. Eine wehrhafte Mauer mit Zinnen und Schießscharten bildet einen äußeren Wall, in den sich der eigentliche Schloßkomplex mit seinen Vorhöfen, Gesindehäusern und dem aufragenden Palas hineinschmiegt. Herrisch blickt diese Anlage aus ihrer Höhe hinein ins Land.

Auch Achim Detjen fotografiert. In seinem Trenchcoat, den Hut im Nacken, unterscheidet er sich in nichts von den Touristen um ihn herum. Daß er sich dienstlich hier befindet, sieht man ihm nicht an. Krösing hat ihn hierher in die Eifel geschickt und ihm aufgetragen, das Wasserschloß von vorn und hinten zu fotografieren, Prospekte und Beschreibungen zu beschaffen und sich mit der Örtlichkeit vertraut zu machen. Dies mit der verschwommenen Erklärung, es sei immer gut, rechtzeitig und unabhängig von anderen informiert zu sein. Sogar die eigene Leica hat er ihm geliehen.

«Noch vor fünfzig Jahren», erklärt der Führer weiter, «befand sich unmittelbar vor dem Zugang eine Zugbrücke, die im Falle der Gefahr hochgezogen werden konnte. Sie besaß, Damen und Herrschaften, eine komplizierte italienische Mechanik, deren konstruktive Elemente auf eine Zeichnung Leonardo da Vincis zurückgingen und die ganz aus verschiedenen Hölzern gefertigt war. Inzwischen hat sie der Zahn der Zeit hinweggerafft. Einzelne Teile sind noch im Saal vier des Schloß-

museums zu besichtigen. Eine genaue Beschreibung mit einer Funktionszeichnung finden Sie in einer Broschüre, die der jetzige Besitzer des Schlosses, Baptist Graf Ungelenk von Finkenstein, persönlich verfaßt und Stück für Stück mit seinem eigenhändigen Autogramm versehen hat. Sie erhalten dieses bedeutende Werk an der Kasse zum Vorzugspreis von neun Mark fünfundneunzig. Sie erwerben damit eine bleibende Erinnerung, Damen und Herrschaften.» Der Fremdenführer lädt mit einer Handbewegung zum Weitergehen ein.

Detjen ist neben ihm. «Ist wirklich keine Führung durch den Palast möglich?» erkundigt er sich. «Das wurde uns erst unterwegs gesagt. Dabei preist das Reisebüro die Schönheit der Innenräume besonders an.»

«Ich bedaure, mein Herr. Im Augenblick sind Renovierungsarbeiten im Gange, verstehen Sie?»

Daß das merkwürdige Renovierungsarbeiten sein müssen, denkt Achim auf dem Innenhof. Zwei langgestreckte Kombiwagen, die dort stehen, tragen an den Flanken in schwungvollen Lettern die Anschrift einer Kölner Munitionsbergungs- und Sprengfirma. Detjen blickt neugierig hinein. Geräte wie diese da hat er schon als Soldat gesehen. Da befindet sich beispielsweise das Suchgerät, das auch auf kleinste Metallteile anspricht und mit dessen Hilfe Pioniere Minenfelder erkunden. Diese merkwürdigen «Handstaubsauger» mit Batteriekästen und Kopfhörern sind unverkennbar.

«Ich habe noch 'ne Weile zu tun», sagt Oberst Krösing in seinem Bonner Dienstzimmer ins Telefon. «Kommen Sie ruhig her, Detjen. Und bringen Sie alles mit, was Sie über das Schloß haben. Ende.»

Der Hörer liegt kaum auf der Gabel, da summt die Wechselsprechanlage. Eine Frauenstimme fragt, ob der Herr Oberst bereit sei, drei Herren von der französischen Abwehr zu empfangen. Krösing läßt bitten. Er hat keine Ahnung, was da auf ihn zukommt.

Der Offizier mit der dünnrandigen Goldbrille legt flüchtig die

Hand ans Käppi und weist beiläufig einen Ausweis vor. «Capitaine Renard», stellt er sich vor. «Vom Service de documentation exterieur et de contre espionnage. Ich bin beauftragt, in einer Sache Recherchen zu führen, bei der ich Sie um eine Aussage bitten muß.»

«Nehmen Sie Platz!» fordert Krösing auf und deutet auf den Besucherstuhl vor seinem Schreibtisch. «Ich bin Ihnen natürlich gern behilflich, Monsieur Capitaine.»

Renard nimmt das hohe, steife Käppi ab und stellt es mit dem Deckel nach unten neben sich. Das einfallende Licht, das Krösing im Rücken hat, trifft ihn von vorn und läßt seine grauen Schläfen schimmern. Der Capitaine zieht den Reißverschluß seiner Schreibmappe auf, hat einen Kugelschreiber zur Hand und drückt die Mine heraus. «Sie, Herr Oberst», beginnt er mit sachlicher Zurückhaltung, «sind der ehemalige Dienstvorgesetzte des einstigen Oberleutnants im Jagdgeschwader Immelmann und jetzigen Sachbearbeiters in diesem Amt Achim Detjen. Das ist doch richtig?»

Der französische Abwehroffizier wartet vergeblich auf eine Reaktion des Mannes hinter dem massigen Schreibtisch. Im Gesicht seines Gegenüber zuckt kein einziger Muskel. Er ist auf dieses Gespräch vorbereitet, denkt Renard bitter, und hat sich längst eine Erklärung zurechtgelegt, die unantastbar sein wird. Wie er schon dasitzt – als hätte seinesgleichen letztlich doch den Krieg gewonnen. Die Haltung des Capitaines wird noch dienstlicher, noch unpersönlicher – und dabei ein wenig verkrampft. Selten hat er sich so ohnmächtig gefühlt wie heute, selten ist er der endgültigen Resignation so nahe gewesen.

Ausgesprochen zuvorkommend bietet Krösing Zigaretten an und ist die Liebenswürdigkeit in Person. Die an ihn gerichtete Frage bejaht er. Dann bemerkt er besorgt, er könne sich kaum vorstellen, welchen Grund Achim Detjen der französischen Abwehr biete, sich mit ihm zu befassen.

Noch stehen vor der Ermekeil-Kaserne Beamte in den betont zivilen Uniformen einer Wach- und Schließgesellschaft auf Po-

sten. Insofern unterscheidet sich das Hauptquartier der künftigen Bundeswehr gar nicht vom Verwaltungsgebäude eines Konzerns oder der Zentrale einer Bank. Nur die «Kunden» sind andere. Die, die eben das Haus verlassen, gehören zum Stab des amerikanischen Hohen Kommissars und besteigen einen breit ausladenden Buick, der einen Stander führt. Achim Detjen tritt bescheiden beiseite, um den Männern in ihren olivgrünen Röcken und mit den prunkenden Ordensspangen nicht im Wege zu stehen. Ein farbiger Fahrer reißt vor ihnen den Schlag des großen Wagens auf.

In den langen Korridoren trifft Achim keinen Bekannten, obwohl überall ein reges Kommen und Gehen herrscht. Täglich neue Gesichter, täglich Umzüge von Zimmer zu Zimmer ... Man muß immer mehr zusammenrücken. Aktendeckel werden auf kleinen Wagen hin und her gefahren. Sekretärinnen balancieren Kaffeegeschirr. Die Herren, obwohl bis auf einige Polizeioffiziere noch ausnahmslos in Zivil, geben sich ausgesprochen militärisch.

Achim findet das Vorzimmer leer und tritt deshalb nach kurzem Klopfen in das Chefzimmer, wie er es gewohnt ist. Sein Blick fällt sofort auf die französische Uniform vor dem Schreibtisch und auf die Fotos, die vor Krösing liegen – aus einem 8-mm-Film kopierte Bilder eines Luftkampfes. Das kommt so unerwartet, daß es Detjen wie ein Hammer trifft. Natürlich hing das Damoklesschwert der Suche des SDECE nach dem Oberleutnant aus dem Jagdgeschwader Immelmann immer in der Luft, aber er glaubte die Gefahr weit weggerückt, so weit, daß er bloß noch selten an sie dachte. Und nun?

Er entschuldigt sich für die Störung und will sich sofort zurückziehen. Doch der Oberst hält ihn mit einer Handbewegung fest.

«Bleiben Sie!» sagt er und wendet sich an den Capitaine. «Das, Monsieur, ist der ehemalige Oberleutnant Detjen, nach dem Sie fahnden. Da haben Sie ihn leibhaftig.»

Er muß das Beste aus der Situation machen, muß sich zumindest unbefangen geben. Achim klappt die Hacken und be-

schreibt eine abgezirkelte Verbeugung. «Ich wünsche einen guten Tag, Monsieur Capitaine.»

«Ich dachte, jetzt ist alles aus, jetzt nehmen sie dich mit», erzählt Detjen, während sie die Uferpromenade entlang zur Anlegestelle der Fähre schlendern. Neben ihnen fließt schmutziggrau und ölfleckig der Rhein. Er wird stark befahren; Binnenfrachter unter holländischer und französischer, vor allem aber unter der bundesdeutschen Flagge sind unterwegs und spülen Wellen an das steingefaßte Ufer. Die Bäume entlang der Promenade schmücken sich mit herbstlichen Farben. «Krösing hatte dem Capitaine allerdings schon einen Bären aufgebunden.»

Es zuckt um Winnie Winkelmanns Lippen. «Erwartest du etwas anderes? Du bist einer der Ihren.»

«Der Oberst schwor Stein und Bein, an jenem Tag, an dem das über Rouen passierte, hätte ich mit Ruhr im Revier gelegen. Statt meiner habe der lange Korff meine Maschine benutzt und auf den französischen Piloten am Fallschirm gefeuert. Korff kann niemand mehr zur Rechenschaft ziehen. Er ist gefallen.»

Winnie zupft an einem gelbbraunen Ahornblatt, das sie auffing, als es fiel. «Und das hat der Capitaine geglaubt?»

«Ich bezweifle es. Sein Gesicht sprach dagegen. Doch wie sollte er die eidesstattliche Erklärung Krösings widerlegen? Es muß den alten Offizier viel Überwindung gekostet haben, sich bei mir zu entschuldigen. Ich kann mir nicht helfen, ich fand ihn sehr sympathisch. Ein beharrlicher Mann ...»

Sie bleiben stehen. Ein Ausflugsdampfer schiebt sich in das Panorama der Landschaft. Es geht laut zu an Bord. Ganz sicher wird Wein verkostet, und eine Blaskapelle schmettert: «Warum ist es am Rhein so schön?» Die Wellen, die der Dampfer wirft, klatschen Schwemmgut gegen die Uferbefestigung. Dort bleibt es liegen – leere Flaschen, Keksbüchsen, aufgeweichte Zigarettenpackungen, Kistenreste, ein alter Stuhl ... Dazwischen tote Fische, eingefaßt in buntschillernde Streifen von Altöl.

«Was ist nun mit dem Wasserschloß?» fragt die Fotografin leise.

«Ganz kurz: In vierzehn Tagen findet dort eine vertrauliche Stabsbesprechung statt. Selbst die Experten aus Argentinien werden daran teilnehmen. General Albrecht zum Beispiel. Soviel ich erfahren habe, sollen auf diesem Schloß alle bisherigen Denkschriften und Memoranden in *ein* Dokument zusammenfließen. Ich bin ganz sicher, daß das der endgültige Grundstein für die Armee ist.»

«Dieses Dokument müßte man haben ... Zeichnet sich da eine Möglichkeit ab?»

Detjen schmunzelt. «Unmögliches erledige ich sofort. Wunder dauern etwas länger, Winnie. Ich wollte dir die Fotos geben, die ich für Krösing gemacht habe – für dich wäre es ja ein leichtes gewesen, den Film mal durch deinen Vergrößerungsapparat zu ziehen –, doch er hat alles behalten. Sogar die Literatur über das Schloß. Die ist ganz aufschlußreich.»

Winnie nickt ihm zu. «Ärgere dich nicht! Ich bin schon auf dem Wege dorthin.»

Vom anderen Ufer her nähert sich die Fähre der Anlegestelle. Wartende haben sich bereits versammelt.

«Dann suche dir gleich ein Quartier in der Nähe», rät Achim. «Ich habe natürlich keine Ahnung, ob Krösing mich zum Wasserschloß mitnimmt, aber wir müssen vorbereitet sein. Meinerseits werde ich alles tun – wenn ich dieses Dokument kriege, hat sich die ganze Mühe gelohnt. Aber ich werde Hilfe brauchen.»

«In Bereitschaft sein ist alles. Hamlet», murmelt sie. «Ich versuche es. Jetzt mußt du gehen. Die Fähre legt an.»

Er geht die Stufen zum Anlegesteg hinunter, der auf Pontons befestigt ist, und mischt sich unter die Wartenden, ohne sich noch einmal umzusehen. Winnie wendet sich dem Parkplatz zu, auf dem ihre «Isetta» steht. Von einem Kiosk aus, an dem sie Papiertaschentücher kauft, sieht sie zu, wie die Fähre ablegt und im spitzen Winkel zur Strömung zur anderen Seite des Flusses hinüberstrebt. Dann erst schließt sie die Fronttür ihres kleinen Fahrzeugs auf und steigt ein.

16

Achim Detjen geht die Treppe des Altneubaus empor, in dessen zweitem Stock er eine Zweizimmerwohnung gemietet hat. Als er den Wohnungsschlüssel ins Schloß einführt, kommt wie zufällig ein hagerer Mann im Ledermantel die Treppe von oben herunter und tippt flüchtig an die Krempe des grauen Filzhuts.

«Herr Detjen?» redet er ihn von hinten an, und als Achim erstaunt bejaht, zieht er ganz kurz eine Blechmarke aus der Manteltasche. «Kriminalpolizei, politisches Dezernat. Kommissar Heintze. Ich habe einen Hausdurchsuchungsbefehl. Bitte, öffnen Sie.»

Was kann da passiert sein? Detjen vermag diese plötzliche Polizeiaktion nirgendwo einzuordnen. Hat er irgendeinen Fehler gemacht, ist er irgendwo aufgefallen?

Die Sache sieht verteufelt ernst aus. Jetzt kommt von unten herauf ein zweiter Ledermantel und verstellt den einzig möglichen Fluchtweg. Er hat den Mann auf der Straße nicht gesehen; der muß in einem der parkenden Wagen gesessen haben. Gut und kenntnisreich gemacht – sie haben ihn genau in der Zange. Warum bloß? Der Durchsuchung sieht er mit großer Gelassenheit entgegen – in der Wohnung belastet ihn nichts. Aber wonach suchen die überhaupt?

Achim schließt auf und läßt die beiden eintreten. Es ist eine schmucke Wohnung – er hat in Argentinien wenig Geld ausgegeben und deshalb hier die Mittel gehabt, sich geschmackvoll einzurichten.

Der Kommissar nimmt Post und Zeitungen auf, die hinter dem Briefschlitz liegen, und blättert flüchtig, während sie ins Wohnzimmer treten. Vielleicht enttäuscht es ihn, daß überhaupt keine Privatpost dabei ist. Er hält Stöße von Firmenreklamen in den Händen – von der Werbung für Wirtschaftsartikel bis zur Anpreisung eines Heimkurses zur Bodybuilding, herkulisches Aussehen am Schluß garantiert. Zeitungen und

Zeitschriften – die Nachrichtenmagazine «US News and World Report» und «Der Spiegel», die Tageszeitungen «General-Anzeiger für Bonn und Umgegend« und «Rheinischer Merkur» . . . Unter Streifband ist ferner ein französisches Blatt gekommen – «Journal Parisien».

«Sie sprechen Französisch?» fragt Heintze beiläufig.

Detjen zwingt sich zu grinsen. «Le boeuf – der Ochs, la vache – die Kuh . . .»

«Fermez la porte – die Tür mach zu!» beendet der Kommissar das Schulverslein.

«Na also, Sie können ja auch! Darf ich fragen, was das alles bedeuten soll?»

«Fragen dürfen Sie, aber ob Sie eine Antwort kriegen, steht auf einem anderen Blatt», erwidert Heintze in gemütlichem Rheinländisch. «Legen Sie Wert darauf, daß wir zur Durchsuchung Zeugen hinzuziehen?»

«Ad libitum, meine Herren, ganz nach Belieben», knurrt Achim und setzt sich mit gespieltem Gleichmut in einen Sessel. Der Begleiter Heintzes öffnet Schränke und zieht Schubladen heraus – mal hier, mal da, ohne zu wühlen oder das Unterste nach oben zu kehren. Detjen sieht es mit Erleichterung. Dies ist keine gezielte Suchaktion, wie sie vorgenommen würde, wenn es einen «Fall Detjen» gäbe. Das trägt den Zuschnitt des Zufälligen. Lediglich den Schreibtisch nimmt sich der zweite Ledermantel etwas genauer vor. Er nimmt sogar das Schulterhalfter mit der Walther-PPK heraus und betrachtet es fachmännisch, doch er verlangt nicht einmal den Waffenschein zu sehen, um die Nummern vergleichen zu können. Eigentlich beruhigt gerade das Detjen vollends, denn der Mann legt die Pistole wieder zurück, ohne zu zögern.

Heintze setzt sich Achim gegenüber. «Wir tun nur unsere Pflicht, Herr Detjen», betont er entschuldigend. «Ich bin gehalten, Ihnen ein paar Fragen zu stellen. Fangen wir also an. Sie waren in russischer Kriegsgefangenschaft. Stehen Sie noch mit ehemaligen Kameraden in Verbindung, die nicht in der Bundesrepublik leben? Antworten Sie ganz offen. Wir können das natürlich überprüfen.»

Achim verneint.
«Aber Sie haben Verwandte in der Ostzone, nicht wahr?»
Da müsse der Herr Kommissar falsch unterrichtet sein.
«Gut. Wir werden auch das nachprüfen. – Wie schätzen Sie die Aktivitäten und die Propaganda der Kommunistischen Partei Deutschlands ein, Herr Detjen?»
Jetzt hält es Achim für geraten, aufzubrausen. Er holt tief Luft. «Was erlauben Sie sich eigentlich? Ich bin Soldat, Herr, und interessiere mich nicht für Parteipolitik!»
Heintze hebt den «Rheinischen Merkur» hoch. «Ihre Zeitung steht der CDU nahe, der Regierungspartei. Loyalität?»
«Wenn Sie so wollen!» Zum Zeichen, daß er seinerseits das Gespräch als beendet betrachtet, greift Achim nach dem «Journal Parisien» und reißt das Streifband ab. Jetzt wird der Zeitungskopf sichtbar. Über ihn hat jemand mit Bleistift geschrieben: «Das wird Sie interessieren! R.».
R? denkt Achim beklommen. Eine Anspielung dieses Renards? Er blättert. Auf Seite zwei fällt ein Foto mit schwarzem Trauerrand ins Auge – ein Mann von kräftiger Statur, mit derbem Gesicht, einer Bürstenfrisur, ein Mann mit offenem Hemdkragen in dem Lumberjack: Charles André. Dazu eine Menge Fotos, auf denen Achim die Landschaft bei der Hazienda zu erkennen glaubt, Aufnahmen von Tieren und Pflanzen. Keine einzige Personenabbildung. Detjen stoppelt aus dem Text mühselig zusammen, daß der Reporter von indianischen Jägern tot aus dem Rio Teuco geborgen wurde. Als man nach seiner Hinterlassenschaft suchte und sie schließlich an einem Nebenarm des genannten Flusses fand, stellte man dort die Negative dieser letzten Aufnahmen des Journalisten sicher. – Achim hat auf einmal einen bitteren Geschmack im Munde; es fällt ihm schwer, weiter gelassen zu wirken. Die Bilder, für die der Rechercheur aus Paris sein Leben wagte, fehlen – die hat Kutzner beiseite gebracht. Er, Achim Detjen, ist der einzige Mensch, der den wahren Sachverhalt kennt, und er muß schweigen, wenn er nicht seine eigene Arbeit zunichte machen will. Das kommt ihn schwer an, doch er sieht keinen Aus-

weg. Es ist ihm ein schwacher Trost, daß der Redakteur, der an der Seine den Nachruf schrieb, unverhohlen Zweifel an einem natürlichen Tode seines Kollegen äußert, daß er noch einmal Andrés Arbeit auf der «Spur der Wölfe» würdigt und die Möglichkeit andeutet, daß seinen Nachforschungen gewaltsam ein Ende gesetzt wurde.

Achim schlägt die Zeitung zu und legt sie betont achtlos beiseite, greift sich den «General-Anzeiger» und liest den Lokalteil, ohne hinterher zu wissen, was er enthält.

Kommissar Heintze räuspert sich und steht auf. «Wir sind fertig», verkündet er. «Entschuldigen Sie nochmals die Störung.»

Sobald die Wohnungstür hinter den beiden Ledermänteln geklappt hat, fällt alle gespielte Gelassenheit von Detjen ab. Hastig tritt er ans Fenster und sieht einen VW abfahren, der bisher in unmittelbarer Nähe des Hauses parkte. Ob sich beide Kriminalisten entfernt haben, kann er so nicht feststellen; ebensowenig, ob er etwa überwacht wird oder nicht. Er hat nicht die geringste Erklärung für den Vorfall; er ertappt sich dabei, daß seine Hände naß von Schweiß sind. Für Sekunden ist er versucht, die Pistole an sich zu nehmen, er überprüft sogar das Magazin und läßt es wieder einrasten, doch dann schiebt er die Waffe ins Halfter zurück und mit diesem in den Schreibtisch. Was soll er damit? Das ist eine alte Regel, die ihm Dohmke mit auf den Weg gab: Wenn ein Kundschafter zur Pistole greifen muß, ist es schon zu spät!

Er atmet tief, er zwingt sich zur Ruhe. Was sollte dieser Polizeibesuch ohne deutlich erkennbares Ziel? Diese läppischen Fragen? Und zugleich das achtlose Zurücklegen der geladenen Waffe? Er kommt nicht darauf. Festzustehen scheint lediglich, daß die Durchsuchung mit seiner Kundschafterarbeit nichts zu tun tat – wenn man etwas Belastendes finden will, muß man anders kramen.

Dazu noch die Zeitung ...

Achim Detjen zuckt förmlich zusammen, als das Telefon läutet. Er hebt ab und meldet sich. Renate Krösing ist da und fragt, ob er nicht vorbeikommen wolle.

Nur jetzt keine Beklommenheit merken lassen! Er sagt zu.

Renate empfängt ihn an der Tür. «Vati hat im Augenblick noch Besuch», sagt sie. «Kommen Sie solange zu mir und trinken Sie eine Coca. Mehr habe ich nicht zu bieten.»

«Gern, Renate.»

Das Zimmer ist hübsch und jugendlich – bunte Theaterplakate, vornehmlich des Theaters der Stadt Bonn und des Godesberger Stadttheaters, schmücken die Wände, die Gitarre fehlt nicht, auf der Couch sitzen skurrile Stofftiere, und überall liegt Studienmaterial herum. Detjen interessiert sich für das aufgeschlagene Buch auf dem kleinen Schreibtisch. Sartre – Existenzphilosophie ... Das ist wieder Mode nach dem zweiten Weltkrieg.

«Was sagen Sie zum Ende dieses französischen Journalisten?» fragt das Mädchen und reicht ihm zur Coca Cola einen Strohhalm.

«Tragisch», erwidert Achim und weiß in diesem Augenblick erleichtert, daß ihm Renate «Journal Parisien» geschickt hat und nicht dieser unerbittliche SDECE-Capitaine.

Sie saugt an ihrem Halm. «Ich dachte mir, das würde Sie interessieren, Achim. Sie waren ja in jener Gegend.»

«Als Pilot Ihres Vaters, ja», pariert er sogleich.

«Ich weiß.» Sie hebt die Schultern und fährt mit einem Anflug von Bitterkeit fort: «Meinen Sie, die entzückenden Kommilitonen hätten es sich nehmen lassen, mir die Zeitungen zu präsentieren, in denen der Mann auf der ‹Spur der Wölfe› berichtete? Mit Fotos von Vati?»

«Dann müßten Sie eigentlich erleichtert sein, daß es keine solchen Berichte mehr geben wird», sagt er eine Spur zu scharf. Doch das überhört sie.

«Damit ist die Sache doch nicht aus der Welt geschafft! Mich berührt das. Der Mann hat an seine Sache geglaubt.»

Er darf sich auf eine solche Diskussion nicht einlassen. Sicher wäre es falsch, in dieser Äußerung Renates mehr zu sehen als impulsives mädchenhaftes Mitleid für einen tapferen Mann,

weit entfernt von parteilicher Stellungnahme für einen Journalisten, der auf seine Weise den Faschismus bekämpfte. Immerhin wird sie einen Gerd von Wieseneck heiraten.

«Was sagt Ihr Herr Vater dazu?»

«Er sagt, daß es eine ziemlich wilde Gegend ist. Raubtiere, Schlangen, Bandidos. Glauben Sie auch, daß er daran zugrunde gegangen ist?»

Er zuckt die Achseln. «Raubtiere, Schlangen, Bandidos – das hat der Herr Oberst vortrefflich beobachtet.»

Der Herr Oberst tritt ein. Wie es seine Art ist, kommt er sogleich lärmend zur Sache. «Haben Sie diesen Tag gut überstanden, Detjen?»

«Warum sollte ich nicht?»

Krösing schnauft. «Nun sagen Sie bloß, diese Kreppsohlenheinis waren nicht auch bei Ihnen!»

«Ach die!» Er gibt sich den Anschein, als habe ihn deren Besuch gar nicht erschüttert. «Was denn, Herr Oberst – hier auch?»

Der Oberst schlägt mit der Faust auf den kleinen Schreibtisch, daß das Buch mit Sartres Existenzphilosophie zu tanzen beginnt. «Eine bodenlose Frechheit! Dafür haben wir jahrelang drüben die Fahne hochgehalten, damit uns jetzt irgendwelche Scheißer auf unsere politische Zuverlässigkeit prüfen! Wer sind wir denn? Ich habe mich natürlich sofort beim General beschwert, und Kammgruber hat's weitergegeben. Was stellt sich 'raus? Da hat irgendein beförderungsgeiler Sesselfurzer die neue Vorschrift zur politischen Überprüfung neueinzustellender Staatsbeamter in die Hände gekriegt und nichts Eiligeres zu tun, als seine Kommissare in die Wohnungen der Mitarbeiter unserer Zentralstelle zu jagen! Lächerlich ...»

Achim lacht schallend, und das fällt ihm nun gar nicht schwer. «Wirklich lächerlich! Wenn wir nicht integer sind ...»

Krösing bittet ihn, sich noch einen Augenblick zu gedulden, und geht wieder hinaus. Er habe einen Gast zu verabschieden. Die Tür bleibt offen, und so hört Detjen im Flur die Stimme des Konzernmannes Delmenhorst vertraulich sagen: «Lassen Sie

doch gelegentlich mal fallen, daß Dornier in der Lage wäre, sofort zu produzieren. Wir bauen unsere Werke in Brasilien systematisch aus. An der Straße von São Paulo nach Brasilia, in Tres Marias. Dort sind wir ganz ungestört.»

Jetzt Krösing: «Wie ich Sie kenne, das Modernste vom Modernen?»

Delmenhorst senkt die Stimme. «Wir basteln an einem Aufklärer mit extrem guten Tiefflugeigenschaften, theoretisch in der Lage, die Radarnetze der Luftsicherung zu unterfliegen. Kommen Sie doch mal in Tres Marias vorbei! Sie und Ihre Herren sind uns jederzeit herzlich willkommen. Rufen Sie nur rechtzeitig an!»

Am Garderobenständer klappern Bügel. Vermutlich zieht Delmenhorst jetzt den Mantel an.

«Sie überschätzen die finanziellen Möglichkeiten der Zentralstelle für Heimatdienst gewaltig», antwortet Krösing.

Schritte gehen zur Flurtür.

«Aber lieber Oberst! Das wären selbstverständlich unsere Geschäftsunkosten.» Wenn noch etwas gesagt wird, dann im Treppenhaus, unverständlich für Achim. Gleich darauf kehrt Krösing zurück und bittet Detjen in sein Arbeitszimmer.

«Ich hatte Renate gebeten, Sie anzurufen», beginnt er sofort, «weil ich etwas mit Ihnen besprechen möchte. Vertraulich. Dazu ist unser Amt schon nicht mehr der richtige Ort. Täglich neue Gesichter, und die Wände kriegen Ohren.»

«Da kann ich nicht widersprechen, Herr Oberst», bestärkt Achim seinen Chef.

«Was macht der Soldat, wenn er ringsherum von Feinden umgeben ist?»

«Er igelt sich ein», antwortet Detjen wie in einer Instruktionsstunde.

Krösing nimmt eine Flasche und Gläser aus dem Schrank. «In genau dieser Lage sind wir beide. Ich meine gar nicht den äußeren Feind, sondern ... Merken Sie eigentlich, daß es im Amt von Karrieristen und Intriganten nur so wimmelt? Nicht wenige bringen ihre Zeit damit zu, an fremden Stühlen zu sägen und die eigenen zu zementieren.»

Achim nimmt das dargebotene Glas und schwenkt es ein bißchen. «Habe ich bemerkt», räumt er ein. «Aber Herr Oberst können doch ganz unbesorgt sein. Bei Ihrem guten Verhältnis zum General . . .»

Krösing sieht ihn bedrückt an. «Kammgruber ist für eine längere Studienreise nach Amerika vorgesehen. Die Lockheed-Werke et cetera . . . Wenn er weg ist – wie sagten schon die alten Lateiner? Sacramento neglecto legiones conjuraverunt – unter Mißachtung des Fahneneides verschworen sich die Legionen. Ich fürchte nichts, Detjen, aber Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Halten Sie mal ein bißchen die Ohren auf. Vor allem bei den neuen Leuten, die da in Zimmer vierhundertacht eingezogen sind.»

Achim hat die Neuen längst registriert. «Major Greiner? Ich weiß gar nichts über ihn.»

Der Oberst trinkt ihm zu, lädt mit einer Handbewegung zum Sitzen ein. «Nie geflogen, der Mann. Ging nicht mal in Uniform. Soviel ich weiß, saß er im technischen Dienst des Reichsluftfahrtministeriums. Spezialist für Triebwerke. Hat entscheidend mitgearbeitet an der Entwicklung der Mezwohundertzwoundsechzig, des ersten in Serie gebauten Jagdflugzeugs mit Strahltriebwerk. Mischte auch mit bei der Konstruktion der Triebwerke für die Höhenflugzeuge DFS zwo-achtundzwanzig und drei-sechsundvierzig. Mehr ist mir nicht bekannt, aber wenn er an solchen Projekten beteiligt war und heute hier drin ist, dann hat er von altersher erstklassige Verbindungen. Könnten Sie sich nicht im Kasino ein bißchen anfreunden? Ihn ein wenig aushorchen? Natürlich ohne mit der Tür ins Haus zu fallen! Delikat . . .»

«Ich werde mir Mühe geben, obwohl mir das eigentlich nicht so liegt. Was wollen Sie wissen, Herr Oberst?»

«Alles! Besonders, wer jetzt hinter ihm steht. Ganz ehrlich», er beugt sich vor, «aus dieser Ecke fürchte ich was. Mir steht Dornier nahe, und ihm . . . Der Bürostuhl in Bonn gefällt mir ganz gut. Ich habe keine Lust, mich auf einen Fliegerhorst abschieben zu lassen, vor dem sich die Füchse ‹gute Nacht› sagen.»

«Da sei Gott vor!» pflichtet ihm sein Adjutant mit voller Überzeugung bei.

Kein fremder VW parkt in der Nähe des Hauses, keine Ledermäntel nehmen ihn in die Zange. Er stolpert, als er in seine Wohnung tritt, auch nicht über Berge von Werbematerial. Nur ein einzelner Brief liegt da, durch Eilboten zugestellt. Er enthält lediglich eine Visitenkarte.

«James D. Wilson», eine Bonner Adresse mit Telefonnummer, und die handgeschriebenen Worte: «Welcome in Germany!» Von ihnen führt ein Pfeil zum Fernsprechanschluß. Aha, auch der Special Agent der CIA hat seinen Wirkungsbereich von Lateinamerika an den Rhein verlegt. Durchaus logisch. Hier wird jetzt gekocht, was dort angerührt worden ist. Und im übrigen möchte er mal angerufen werden.

Erst einmal kommt ein Anruf. Detjen läßt beinahe den Hörer fallen, als der Mann am anderen Ende seinen Namen nennt. Das ist der nämliche Major Greiner, über den noch vor einer knappen Stunde Oberst Krösing so besorgt sprach.

Recht vergnügt erkundigt sich Greiner, ob Achim den heutigen Abend schon verplant habe. Er, der Major, wisse nämlich nichts Gescheites mit sich anzufangen. Da sei er auf die Schnapsidee verfallen, sich einen Leidensgefährten zu suchen, und da man doch im Amt gewissermaßen Tür an Tür hause, wäre er darauf gekommen, sich mit «dem Nachbarn» ein paar angenehme Stunden zu machen. Wenn Detjen nichts anderes vorhabe, werde er in einer Viertelstunde mit dem Wagen vor seiner Tür stehen.

Achim spricht von Überraschung, zögert ein wenig und willigt dann ein. In ihm setzt sich zwar die Vorstellung fest, daß dieser Major Greiner eine recht schrullige Type sein müsse, doch die Gelegenheit ist so günstig. Etwas Besseres hätte dem Genossen Zufall überhaupt nicht beikommen können!

Greiner fährt einen neuen, schneeweißen Borgward mit roten Polstern, einen Prestigewagen. Wahrscheinlich bezieht er außer seinem Gehalt noch Patentgebühren. Gegen den geräu-

migen Komfortwagen an sich ist nichts zu sagen. Fast lautlos gleitet die schöne Limousine durch die engen, provinziellen Straßen der Altstadt mit ihrer schläfrigen Würde. Sie fahren, gleichsam parallel zum Rhein, in Richtung Bad Godesberg, das übergangslos mit Bonn verschmilzt.

«Es ehrt mich, daß Sie gerade auf mich verfallen sind, Herr Major», knüpft Detjen ein Gespräch an.

Der semmelblonde Mann am Steuer, der einen leidenden, melancholischen Zug hat, schüttelt den Kopf. «Ach, wissen Sie», sagt er, «ich halte wenig von diesen militärischen Titeln. Ich bin in meinem Leben immer stolzer auf den Diplomingenieur als auf das Lametta gewesen. Das ist so vergänglich, wie sich gezeigt hat. Bitte nur den Namen, Herr Detjen. ‹Major› bloß im Amt.» Er setzt sich ein wenig bequemer zurecht. Seine Hände in durchbrochenen Autohandschuhen aus feinem Leder liegen ruhig auf dem Lenkrad.. «Um auf Ihre Frage zurückzukommen, Sie sind von Hause aus Jagdflieger und im Amt mein Nachbar. Ich bin ein bequemer Mensch und erspare mir gern unnötige Laufereien. Außerdem sind Sie mir sympathisch. Sie wissen doch, daß ich entfernt mit den Maschinen zu tun hatte, die Sie im Krieg flogen? So etwas verbindet.»

Daß das alles vollkommener Stuß sei, denkt Achim, und daß er vielleicht gut daran täte, auf der Hut zu sein. Sein Nebenmann im Wagen gibt sich schrullig, ist es jedoch mit Sicherheit nicht. Er will etwas von ihm, und es war wohl ein wenig voreilig, den Zufall zu loben, der ihm diesen Greiner zur rechten Minute in die Hände zu spielen schien. Nun muß er wahrscheinlich aufpassen, daß er nicht in die Fänge gerät, die der Major offenbar nach ihm ausstreckt. In seinen Erklärungen wird «Gemeinsames» ein bißchen zu überlegt herausgearbeitet.

«Ich bin so eine Art Amateurpsychologe, Herr Detjen. Menschen interessieren mich – manche mehr, manche weniger. Und ich mache mir ganz unnützerweise über Ihren Platz in diesem Leben und Ihre Zukunftsaussichten Gedanken.»

«Wie reizend!» murmelt Achim und findet, daß Greiner ein wenig zu schnell deutlich wird. Die Stichworte «Platz im Le-

ben» und «Zukunftsaussichten» sind so eine Art Wink mit dem Zaunpfahl. Im weiteren Verlauf des Abends dürfte der Major den guten Onkel spielen und goldene Berge verheißen – gesetzt den Fall, daß Detjen ein «braves Kind» ist und alles tut, was Greiner will. Was will er aber? Achim beschließt, den Stier bei den Hörnern zu packen. «Und mein Leben und meine Zukunft interessieren Sie?»

Greiner wartet mit der Antwort, bis sie an einem der kleinen Tische im «Golden Nugget» sitzen und Sektgläser vor sich haben, einen kleinen Imbiß dazu. «Golden Nugget» liegt etwas außerhalb von Bad Godesberg. Von außen unscheinbar und früher vermutlich eine Herberge mit Ausspann, ein Fuhrmannslokal, hat es den rustikalen Charakter beibehalten und nur im Zeitstil modifiziert. Verschwunden ist die Erinnerung an jene fränkischen Dörfer, aus denen Bad Godesberg zusammenwuchs; der jetzige Besitzer kam aus Amerika und hat hier ein Stück handfeste Wildwestromantik etabliert. Ein bißchen «Saloon» aus dem Cowboyfilm, ein bißchen geheimes Spiellokal aus den Jahren der Prohibition und ein bißchen schwüler Sex aus dem Fundus von Hollywoods Traumfabrik, das Ganze kräftig geschüttelt und ineinandergerührt – das ist «Golden Nugget». Hier versteht es sich von selbst, daß die Striptease-Girls im Cowboykostüm erscheinen und als letztes den Revolvergurt fallen lassen.

«Ganz recht», sagt Greiner nun. «Ich frage mich, ob Sie in meiner Abteilung nicht besser aufgehoben wären als bei Herrn Oberst Krösing, den ich persönlich außerordentlich schätze.»

Also geht es gegen Krösing, überlegt Achim und erwidert spröde, ja, mit deutlicher Zurechtweisung: «Ich bin im Jagdgeschwader Immelmann geflogen und war dann mit meinem Chef in Argentinien. Uns verbindet vieles.»

Der Major schaut ihn nicht an. Seine Blicke ruhen auf der gut gewachsenen Stripperin, die mit jedem Schuß aus ihrem Zündblättchenrevolver eine weitere Hülle fallen läßt. Es sind erstaunlich viele. «Ich weiß», wirft er nebenbei hin. «Sie kamen nach Argentinien nach einem nicht ganz freiwilligen Aufenthalt

in Rußland, der Ihnen das Air eines ‹Ostexperten› eingebracht hat. Sprechen Sie eigentlich Russisch?»

«Etwas.»

Greiner dreht sich zu ihm und trinkt ihm zu. «Sie sollten diese Kenntnisse vervollständigen. Die stehen schon jetzt hoch im Kurs. Ich habe in meiner Abteilung bereits eine Menge sehr interessanter Materialien in dieser Sprache zu bearbeiten.» Abrupt schließt er an: «Es ehrt Sie, daß Sie zu ihrem alten Chef halten. Ich weiß das zu würdigen. Wenn Sie aber weiterkommen wollen, müssen Sie im Amt die Tapete wechseln. Sie können es nur zu etwas bringen, wenn Sie an der richtigen Stelle sitzen. Krösing macht Standortplanung. Ich bin als kleiner Mann mit einem wesentlich kleineren Projekt befaßt, nämlich mit den künftigen Jagdverbänden.»

«Nur» ist gut, denkt Achim. Für wie blöd hält er mich, daß er sich als «kleinen Mann» bezeichnet?

Wieder fällt ein Schuß, wieder sieht Greiner zu dem Mädchen, das bis auf den Revolvergurt die nackte Haut zeigt. «Sie sind von Hause aus Jagdflieger, wie ich unterwegs einmal hervorhob. Wollen Sie Rollbahnen vermessen und mit dem Rechenschieber ausknobeln, welche Ziele im Osten von wo aus am besten zu erreichen wären, oder wollen Sie tun, wovon Sie etwas verstehen und worüber Sie auf Grund Ihrer Erfahrungen mitreden können?»

Daß der Major auf dem Weg sei, die Katze aus dem Sack zu lassen, überlegt Detjen, und daß ein kleiner Anstoß nicht schaden könne. «Das wäre natürlich reizvoll.»

Greiner lächelt. Nun hat das Mädchen auch den Revolvergurt abgelegt, macht noch ein paar Tanzschritte und feuert den letzten Schuß in Richtung des roten Bühnenscheinwerfers. Der erlischt prompt. Des Majors Aufmerksamkeit wendet sich ungeteilt Achim zu. «Ich sehe, wir verstehen uns. Trinken wir!» Danach spricht er gleich weiter: «Kennen Sie eigentlich diesen Herrn Delmenhorst näher?»

Jetzt kommt es darauf an, nicht mehr zu sagen, als der andere ohnehin weiß, aufgeschlossen zu wirken und sein Gegenüber

dadurch zum Reden zu bringen. «Er hat mit Dornier zu tun.»

«Bekannt! Herr Krösing ist da sehr engagiert, nicht wahr? Man hört, Herr Delmenhorst spare keine Mühe, den Oberst für seine neuen Projekte zu interessieren.»

Detjen wird eisig. «Wenn Sie damit ausdrücken wollen, daß sich mein ehemaliger Geschwaderchef zur Erlangung wirtschaftlicher Vorteile kaufen läßt, bedaure ich.» Da also liegt der Hase im Pfeffer! Achim erinnert sich der Angaben Krösings über Greiner. Denen zufolge ist der Major ein Mann Messerschmitts. Das unterstrich er ja auch selbst mit der Bemerkung, er sei an den Maschinen beteiligt gewesen, die der Jagdflieger Detjen steuerte. Nichts ist naheliegender, als daß Greiners Verbindung zu seiner alten Firma weiterbesteht, ja, daß er als ihr Verbindungsmann ins Amt einzog. Natürlich muß es ihm ein Dorn im Auge sein, daß ein bevorzugter Mitarbeiter des Generals, nämlich Krösing, mit dem Vertreter eines Konkurrenzunternehmens von Messerschmitt gut bekannt ist. Folgerichtig wird er versuchen, über Detjen Einfluß auf den Oberst zu gewinnen und durch ihn bei der Auftragserteilung selbst teilzunehmen. Die verschlungenen Pfade der Industriepolitik... Achim wird nicht aufs Glatteis gehen. Durch Krösing kam er auf seinen jetzigen Posten, durch Krösing erhielt er geradezu ideale Voraussetzungen für seine Arbeit als Kundschafter; sein Verhältnis zum Oberst darf durch nichts getrübt oder gar erschüttert werden. Detjen kann es sich nicht leisten, innerhalb der Zentralstelle für Heimatdienst auf zwei Stühlen zu sitzen; letzten Endes sitzt er dann dazwischen!

Über das «sich möglicherweise kaufen lassen» denkt Greiner großzügiger. «Aber es wäre doch menschlich», sagt er mild. «Haben Sie nie in Ihrem Leben davon geträumt, sich Wünsche erfüllen zu können, zu deren Verwirklichung einem normalerweise – Gott sei's geklagt! – die Mittel fehlen?» Von Satz zu Satz geht er unumwundener auf sein Ziel zu.

«Ihre Amateurpsychologie kann einem heiß machen», knurrt Detjen. «Jeder kennt solche Wünsche – ich auch, unter uns gesagt. Aber ich persönlich würde es sehr bedauern, wenn

Herr Krösing über eine menschliche Schwäche stolpern würde.»

«Das heißt – es gibt solche Schwächen, und Sie kennen sie?» hakt der Major lebhaft ein. «Ich versichere Ihnen, daß Ihr Name in diesem Zusammenhang niemals fallen wird. Sie bleiben rein wie ein Engel.»

Es zielt auf eine kleine Erpressung hin. Und Detjen ist, weil er Krösing gut kennt, dazu auserkoren, die Munition zu liefern. Zweifellos würde man ihn dafür gut bezahlen – es geht schließlich um Aufträge im Werte von Hunderten Millionen Mark.

Da er nun seinerseits weiß, was er erfahren wollte, beschließt Achim, das Spielchen nicht fortzusetzen. Diesem Greiner eins auf die Finger geben – und aus! «Ich bedaure! Sie verkennen Herrn Krösing und überschätzen deshalb mein Wissen. Es tut mir leid, daß der Abend für Sie so unergiebig verläuft.»

«Ganz im Gegenteil!» erwidert der Major. Er zeigt sich gewandter und härter, als Detjen ihn einschätzte. «Sie werden mir immer sympathischer. Es gehört auch zu meiner Amateurpsychologie, Tests anzustellen. Was ich vorhin sagte, das haben Sie doch hoffentlich nicht für bare Münze genommen?»

«Natürlich nicht. Aber ich muß Ihnen ein Kompliment machen, Herr Greiner! An Ihnen ist ein Schauspieler verlorengegangen. Was wären Sie in ‹Kabale und Liebe› für ein Wurm geworden, welchen Spiegelberg hätten Sie in den ‹Räubern› gegeben!»

Das alles bringt Achim mit der schönsten Biedermannsmiene vor, die er aufzusetzen vermag. Es klingt beinahe glaubhaft. Dabei ist er sich vollkommen klar, daß sich der Major elegant aus der Affäre ziehen, sie bagatellisieren möchte. In Wahrheit war die Einladung so wenig zufällig wie die Wahl des «Golden Nugget». Greiner wurde hier erwartet. Der Tisch war reserviert. Und keines der Taxigirls nähert sich, von denen es im Lokal wimmelt und die doch sonst sofort bei einsamen Herren Platz nehmen, um die Zeche in die Höhe zu treiben. Einmal steuert eines der Mädchen auf den Tisch zu, wird jedoch unter-

wegs vom Kellner abgefangen. Das spricht Bände, das riecht nach Regie seitens des Amateurpsychologen. Und wer weiß, welche Versenkungen und Flugmaschinen der heute abend noch in Tätigkeit setzen wird? Im «Großraum Bonn», wie es auf der Landkarte so hübsch heißt, muß man auf alles gefaßt sein. Er, Detjen, hat heute eine ihm neue Spielart lautlosen Kampfes kennengelernt, hat gratis und franko ein Privatissimum gehalten bekommen über den vielzitierten Satz in Karl Marx' «Kapital», der da lautet: «Mit entsprechendem Profit wird Kapital kühn. Zehn Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; 20 Prozent, es wird lebhaft; 50 Prozent, positiv waghalsig; für 100 Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf Gefahr des Galgens.» Hm, zu Hause in der Deutschen Demokratischen Republik las sich das recht trocken und theoretisch, aber hier? – Er lächelt und trinkt Greiner zu.

Ein Boy tritt heran und fragt: «Herr Detjen?» Als sich Achim zu erkennen gibt, fährt er fort: «Sie werden am Telefon verlangt. Im ersten Stock. Zimmer sieben.»

«Unmöglich! Es weiß niemand, daß ich hier bin.»

«Es wurde ausdrücklich Herr Detjen verlangt. Im ersten Stock. Zimmer sieben.»

Ich scheine ja heute ein gefragter Mann zu sein. Geht es schon los mit Greiners Versenkungen und Flugmaschinen? Der Major blickt teilnahmslos, ist eher unangenehm berührt von der Störung. Das offene Kindergesicht des Boys kann kein Geheimnis verbergen. Er, Achim, ist wohl in diesem Fall doch zu mißtrauisch, überreizt ...«Ich komme.»

Während er die Treppe hinaufläuft, über azurblauen Teppich, der die Schritte dämpft, überlegt er, wer von seiner Anwesenheit im «Golden Nugget» wissen könne. Er hat seit Greiners Anruf mit niemandem gesprochen. Es bleibt rätselhaft.

Der Flur ist menschenleer und still. Von unten klingt das Gewimmer der Cowboy-Geigen herauf, verwaschenes Stimmengewirr ist zu hören, manchmal scheppern Gläser. Der Flur hat vierzehn Türen, auf jeder Seite sieben. Auf alle ist Rankenwerk

gemalt; merkwürdig verschnörkelt wirken die Nummern. Das sieht verdammt nach einem Stundenhotel aus – kein Wunder. Damen sind genug da. Der Flur stinkt ja förmlich nach Sex.

Nummer sieben ist am äußersten Ende des Flurs, die Tür nur angelehnt. Detjen drückt sie auf und bleibt im Rahmen stehen. Ein Hotelschlafzimmer im Jugendstil; sehr verschnörkelt, aber durchaus geschmackvoll eingerichtet. Am auffälligsten ist der riesige Spiegel gegenüber der Tür, der vom Boden bis fast unter die Decke reicht. Durch ihn sieht Achim das Zimmer gleichsam zweimal – das riesige französische Bett, den hohen Paravent an einer der Wände, die zierlich verspielten Möbel. Den Tisch mit dem Telefon, dessen Hörer auf der Platte liegt, erblickt er, und sich selbst im Türrahmen. Irgend etwas stört ihn hier, doch er kann nicht sagen, was. Er geht in den Raum hinein.

Mit einem zischenden Geräusch schlägt der automatische Türschließer zu. Unwillkürlich zuckt Achim herum. Die Tür hat innen weder Klinke noch Schloß, und in der Sekunde, in der er das wahrnimmt, weiß er, was ihn an dem Zimmer stört: die übermäßige Helligkeit, die so gar nicht zu der für Intimitäten gemachten Einrichtung paßt. Das reinste Filmatelier!

Immer noch Stille. Der Telefonhörer liegt auf dem Tisch. Ist das der Zweck der Übung? Will man ihn zwingen, dieses Gespräch zu führen? Wird jetzt am anderen Ende Greiner sein?

Die Leitung ist tot. Er meldet sich, niemand antwortet. Er ruft in die Muschel, es gibt kein Echo. Die Leitung ist tot.

Nackte Arme umschlingen ihn – zwei, vier, sechs. Sie greifen nach ihm, umklammern ihn, halten ihn fest. Drei Mädchen, splitternackt und merkwürdig lautlos ... Wie die Kletten hängen sie an ihm, überall sind Brüste, Hände, verkrampft lachende Gesichter. Er will sich losmachen, doch sie haben ihn wie in einem Schraubstock und hindern ihn, sich umzudrehen. Das ist wie in einem Alptraum, das ist schlimmer als die vermuteten Versenkungen und Flugmaschinen. Die Mädchen packen seine Hände und führen sie über ihre Körper bis hinab zu den Schenkeln, sie pressen sich an ihn und bringen ihre Köpfe dicht an seinen, aber sie vermeiden es, sein Gesicht abzudecken. Es

ist keine Überlegung, es ist eine bloße Eingebung, die Detjen erkennen läßt, worum es geht. Mein Gott, von solchen Geschichten hat man in Romanen aus den dreißiger Jahren gelesen!

Mit brutalen Ellenbogenstößen befreit er sich, schleudert die Nackten irgendwohin in den Raum und ist mit drei Sätzen am Spiegel. Dort steht ein Hocker; den packt er wie eine Keule und drischt damit in sein eigenes Spiegelbild hinein. Hat er es doch geahnt – dieser Spiegel ist für den, der dahinter steht, durchsichtig, und dahinter steht jemand!

Alles ist klar – die übermäßige Helligkeit, die nackten Mädchen, der Versuch, ihn vor dem Spiegel zu halten. So werden kompromittierende Fotos zum Zweck der Erpressung angefertigt.

Der Fotograf, ein noch jüngerer Mann mit modischem Spitzbart und langem Haar, springt erschrocken zur Seite. Der Hieb mit dem Schemel trifft eben noch seinen Arm und reißt ihm die Kamera aus der Hand. Ehe er sich recht besinnen kann, landet Detjens Faust auf seiner Kinnspitze und schmettert ihn an die Rückwand der Abstellkammer. Schon hat Achim die Rolleicord aufgehoben und die Rückwand aufgerissen. Er zerrt den Film heraus und wirft ihn hinüber ins helle Zimmer. Das Zelluloid landet auf dem französischen Bett. Diese Aufnahmen bilden keine Gefahr mehr.

Der Bärtige kommt wieder auf die Beine. Mit metallischem Knacken schnappt ein Klappmesser auf. Der Mann kann damit umgehen; mit Mühe weicht Achim dem blitzschnellen Stoß aus. Ein zweiter folgt sofort, ein dritter. Der Fotograf steht in einer regelrechten Fechterauslage und scheint nicht willens zu sein, klein beizugeben.

Detjen muß dies zu einem schnellen Ende bringen. Wer weiß denn, ob der Kerl nicht Helfershelfer hat ... Plötzlich ist er eiskalt. Zur Judoausbildung gehört die Abwehr blanker Waffen ebenso wie von Pistolen. Er ist freilich ein wenig aus dem Training, und der Fotograf scheint in ständiger Übung zu sein, doch ... Er darf nicht zögern, er muß hier 'raus –, 'raus kommt

er bloß, wenn er den Mann außer Gefecht setzt.

Um ein Haar geht es schief. Achim spürt das kalte Metall der Waffe an seiner Wange, aber das bleibt der letzte Stoß. Detjen nutzt den Schwung der fremden Bewegung, den Fotokünstler zu fassen, ihn hochzureißen und mit einem Schulterwurf auf die Dielen zu schmettern. Dort bleibt er liegen. Mit einemmal ist es verblüffend still. Vermutlich stecken die drei Grazien nebenan hinter dem Paravent und wagen sich nicht zu rühren.

Achim beugt sich nieder und untersucht die Taschen des Fotografen. Nur eines der Fundstücke ist interessant. Im Innern der Lederweste, die der Bärtige über seinem blütenweißen Hemd trägt, steckt ein zigarettenschachtelgroßer Ausweis. Ein dünnes Stahlkettchen hält ihn am Kleidungsstück fest. Detjen pfeift leise durch die Zähne. Werkpolizei, die private Garde eines Unternehmens...

Dann findet er den Drücker, mit dem sich die Zimmertür von innen öffnen läßt.

Auf dem Wege durch das noch immer hellerleuchtete Zimmer kann es sich Achim nicht verkneifen, den Paravent umzukippen. Die drei Mädchen, hastig angezogen, weichen ängstlich zurück. Da grinst er und gibt ihnen den guten Rat: «Singt bei der Heilsarmee, Schwestern! Das ist ungefährlicher.» Den Türdrücker schiebt er draußen in einen Blumenkübel.

Als er sich unten seinen Trenchcoat geben läßt, blickt er zu dem Tisch hinüber, an dem er vorhin mit Greiner saß.

Der Major ist bereits gegangen. «Da sitze ich ganz schön in der Patsche!» erklärt Detjen nervös. «Die einen werden sich rächen, und der andere kann mich nicht schützen, ohne sich zugleich von Delmenhorst zu trennen. Ich könnte eine Meldung machen, doch die verschwindet sang- und klanglos in einem Aktenschrank...»

Winnie Winkelmann hakt sich bei ihm ein. «Und nun traut sich der bewährte Kundschafter Werner Bredebusch nicht nach Hause», stellt sie sachlich und ohne jede Ironie fest. «Mit Recht! Jetzt rückt diese Werkpolizei mit großer Mannschaft an. Willst du 'n Kaffee?»

Er nickt. Sie führt ihn zur «Isetta» und holt eine Thermosflasche heraus. Achim findet es bewundernswert, daß sie daran denken konnte. Er hat sie gleich nach dem Vorfall im «Golden Nugget» angerufen, und sie haben sich auf halbem Wege zwischen Bonn und Frankfurt getroffen. Detjen ist mit dem Zug nach St. Goar gefahren, Winnie ist ihm bis hierher entgegengekommen. Nun stehen sie außerhalb des Ortes auf der Uferstraße am Rhein, und jetzt, lange nach Mitternacht, ist es empfindlich kalt. Der Winter kündigt sich an, der Atem weht. Neben ihnen plätschert leise der Strom.

«Man muß diesen Werkspitzeln die Lust nehmen, sich an dir zu rächen», sagt Winnie, während Achim trinkt.

«Ich sehe keinen Weg», brummt er und wärmt sich die Hände am Aluminiumbecher. «Mir die Knochen brechen zu lassen, habe ich keine Lust, und Adenauer persönlich kenne ich leider noch nicht, damit er mir ein paar von seinen Gorillas leiht.» Es klingt recht hilflos, als er sagt: «Was soll ich bloß machen?»

Winnie Winkelmann raucht, zündet eine zweite Zigarette an und schiebt sie ihm zwischen die Lippen.

Detjen ballt die Fäuste. «Aber Greiner kommt mir unter die Finger, und dann . . .»

«Ach wo!» unterbricht sie ihn. «Was willst du Greiner vorwerfen? Er hat seine Amateurpsychologie an dir erprobt – sonst nichts! Kannst du beweisen, daß er von den Mädchen und diesem Messerhelden wußte? Nein! Und selbst wenn du jene Werkpolizisten ausfindig machst – drei Mädchen und ein Mann schwören, daß sie dich nie in ihrem Leben gesehen haben! Im ‹Golden Nugget› sind sie völlig unbekannt. So kommen wir zu nichts! Gegen Greiners gute Beziehungen kann man nur noch bessere setzen!»

«Greif mal einem nackten Mann in die Tasche!»

Winnie schlägt frierend die Arme um den Leib und tritt auf der Stelle. «In die Tasche greifen ist gut!» sagt sie plötzlich sehr lebhaft. «Tu's doch! Hatte dir nicht Mister Wilson von der CIA seine Karte mitsamt der Telefonnummer geschickt? Wäre doch flott, wenn Amerikas Central Intelligence Agency einen Kundschafter der DDR heraushaut.»

«Kein Grund, sich zu entschuldigen!» erklärt James D. Wilson mit der fröhlichen Unbekümmertheit eines Mannes, dem frühes Aufstehen nichts ausmacht. Er knotet die Kordel seines Bademantels zu und schlurft in Hauslatschen an seinen Schreibtisch. «Ich bin immer im Dienst! Zu mir zu kommen war das klügste, was Sie tun konnten. Sie haben uns einen Dienst erwiesen – wir bleiben nichts schuldig!»

«Ich weiß nicht, Mister Wilson, inwieweit ich bisher ... Wir sehen uns seit Cordoba zum erstenmal.»

Der Special Agent der CIA schmunzelt. «Nur nicht zu bescheiden. Unser Gespräch in Argentinien ist doch auf fruchtbaren Boden gefallen? Wer anders als Sie hat den bis dahin etwas indifferenten Krösing auf die richtige Linie gebracht? Es nimmt mich für Sie ein, daß Sie davon kein Aufhebens machen. Saubere Arbeit! Leute, die saubere Arbeit leisten, läßt Wilson nie im Stich!» Er nimmt den Telefonhörer ab, wählt und verlangt in englischer Sprache einen bestimmten Offizier. Während er wartet, fährt er fort: «Wie hieß dieser vortreffliche Major? Ach ja, Greiner! Der ist schon unangenehm aufgefallen. Ich habe nichts dagegen, daß er seine Geschäfte macht, aber wenn er dabei meine Kreise stört, gibt's Ärger.»

Es ist bereits hell, das Licht noch diffus und ohne Kraft. Da atmet der vierschrötige Mann am Fenster von Detjens Wohnzimmer erleichtert auf.

«Na endlich!» meldet er. «Er kommt.»

«Allein?» fragt der Bärtige in der schönen Lederweste.

«Ja, von der Straßenbahn her.»

«Macht ihn fertig!» befiehlt der Fotograf kalt. «Aber laßt ihn leben. Vielleicht wird er mit der Zeit einsichtiger. Fürs erste soll ihm bloß die Lust vergehen, aufsässig zu sein.»

Sie sind zu viert. Da ist die Type am Fenster und sind noch zwei weitere, die ihm an Schulterbreite nicht nachstehen und jedem Rollkommando zur Ehre gereichen würden. Der Bärtige wirkt klein und zierlich neben ihnen, ist dafür aber gewiß der Intelligenteste der Truppe. Er zieht sich ins Nebenzimmer zu-

rück. Was hier zu tun ist, erledigen die drei Preisboxer allein. Sie streifen bedächtig dünne Lederhandschuhe über und postieren sich so, daß sie der Erwartete nicht gleich sehen und eventuell flüchten kann. Erst wenn er die Wohnungstür hinter sich geschlossen hat und im Zimmer ist, wird die Kirmes beginnen.

Der Schlüssel dreht im Schloß, und dann – kommt alles ganz anders. Die Tür fliegt auf und wieder zu, Schritte sind da, und als die drei vorstoßen, sehen sie sich olivgrünen Uniformen und Stahlhelmen mit weißen Streifen und den Buchstaben «MP» gegenüber. Schon im Vorspringen haben die Preisboxer geschlagen, und das schlägt nun im wahrsten Sinne des Wortes auf sie zurück – schlägt zurück mit Schlagstöcken und Fäusten, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Keiner der Militärpolizisten sagt ein Wort, aber sie dreschen emsig und wie mit Flegeln, und weil der Bärtige in völliger Verkennung der Situation aus seinem Versteck kommt, nehmen sie sich auch ihn vor und walken ihn nicht schlechter als die anderen. Die Boys aus Übersee besorgen das mit großer Gründlichkeit.

Nun geht die Wohnungstür zum zweitenmal auf. Gefolgt von Detjen erscheint Mr. Wilson, hat den Hut im Nacken und mustert das Schlachtfeld mit Kennermiene. Wenn Detjen die vier Werkspolizisten betrachtet, wird ihm im Nachhinein ein wenig flau. Der CIA-Mann tat gut daran, ihm durch den Hintereingang des Hauses einen Trupp Militärpolizei voranzuschicken.

«Stop, boys!» ruft Wilson in das Getümmel hinein, und als die GI's von ihren Opfern ablassen, sehen diese mehr als kläglich aus. Der Sergeant, der das Kommando führt, tippt flüchtig an den Helm und meldet wortkarg, die Sache sei erledigt.

«Wer ist der Boß?» will der Special Agent wissen, und als Detjen auf den Bärtigen zeigt, tritt er zu diesem. «Die anderen 'raus! Und nun zu dir, mein Junge. Merk dir eins: Wenn sich einer von euch Greenhorns noch einmal hier blicken läßt oder meinen Freund Mister Detjen auch nur schief anzusehen wagt – ihr wißt danach nicht mehr, ob ihr Männchen oder Weibchen seid! Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?» Er wartet

keine Antwort ab und deutet mit dem Daumen zur Korridortür.

Achim kann sich nicht verkneifen, dem Mann nachzurufen: «Kopf hoch! Wir haben alle mal 'ne Pechsträhne!» Es ist unbeschreibbar, wie erleichtert er sich fühlt.

James D. Wilson wendet sich zu ihm. «Hübsch in Western Germany!» bemerkt er vergnügt. «Das ist hier schon beinahe wie zu Hause! Nur mit 'nem Anflug von Nostalgie. So was wie diesen uralten Fototrick hat man sich in den Staaten längst an den Kreppsohlen abgelaufen. Wenn schon mit nackten Mädchen, dann muß man das wenigstens filmen.»

17

Der Vorführraum ist verdunkelt. Ein Druck auf einen Knopf läßt die Holztäfelung der Wand auseinanderfahren und eine Projektionsfläche freigeben. Förster bedient die Schaltung des Dia-Werfers. Auf der Perlwand erscheint das erste Bild.

Es zeigt eine Gesamtansicht des Wasserschlosses in der Eifel von der Seite der einzigen Brücke her. Im Vordergrund liegt der See, in dem sich die Burg malerisch spiegelt.

«Das ist der einzige Zugang zum Schloß», erläutert Förster. «Ich darf darauf hinweisen, daß die Sicherung des Tagungsortes bereits begonnen hat. Diesem Zweck dient der Bauwagen links vorn im Bild. Die Renovierungsarbeiten an der Brücke sind lediglich vorgetäuscht. Gestellt werden die Sicherungskräfte von einer Sonderkommission der Bonner politischen Polizei. Leiter ist ein Kriminalkommissar Heintze aus der genannten Dienststelle.»

«Derselbe, der bei Werner Haussuchung hielt?» vergewissert sich Dohmke, ohne den Kopf zu wenden.

«Derselbe!» bestätigt sein Mitarbeiter am Bildwerfer. Dann wechselt er das Diapositiv. Nun ist das Schloß von der anderen Seite zu sehen. «Auf der Nordseite bietet der See einen natürlichen Schutz. Weite, überschaubare Wasserfläche . . . Die Siche-

rungsvorkehrungen sind hier folgerichtig am schwächsten.»

«Boote?» fragt Dohmke.

«Boote», bestätigt Förster. «Das Wasserschutzpolizeikommando Rhein stellt sie und auch die Mannschaften.»

Jetzt wendet der Ältere doch den Kopf und zieht die Brauen hoch. «Ach?» sagt er, dehnt das Wort in die Länge und lächelt verschmitzt.

Der Jüngere nimmt dieses Lächeln auf. «Genau!»

Dohmke dreht sich zurück und nickt. «Ausgezeichnet!» sagt er.

Wieder wechselt das Bild. Es zeigt jetzt einen lichtlosen, von hohen Bauten umschlossenen Hof mit Kopfsteinpflaster und einem mittelalterlichen überdachten Ziehbrunnen. Auf der einen Seite sind Arkaden. In dem Gang dahinter prangt steingefügt das Wappen der Grafen Ungelenk von Finkenstein. Gegenüber befindet sich der Eingang zur riesenhaften alten Schloßküche. Eine andere Tür war im Augenblick der Aufnahme von zwei langgestreckten Transportern verdeckt.

«Das ist der Innenhof», erläutert Förster. «Durch die Tür, die nur noch im Anschnitt zu sehen ist, geht es zu den Beratungsräumen. Dazu gehören der Jagdsaal», er hat ein Zettelchen zur Hand und liest ab, «der sogenannte Damensalon, in dem die Schreibkräfte arbeiten werden, und der anschließende kleine blaue Salon, der dem Repro-Fotografen vorbehalten bleibt. Im Chinasalon schlagen die Sicherheitsbeamten ihr Domizil auf.» Dia auf Dia hat er jetzt in schneller Folge vorgeführt, Reproduktionen aus jenem vom Schloßherrn persönlich verfaßten und Stück für Stück handsignierten Führer durch die Wasserburg.

«Auch hier Leute dieses Heintze?» erkundigt sich Dohmke.

«Darüber liegen noch keine Angaben vor. Meine Meinung: Die Zentralstelle für Heimatdienst wird ganz sicher Wert darauf legen, sich von der gewöhnlichen Kripo nicht in alle ihre Karten schauen zu lassen. Ich erwarte, daß sie für den Dienst innerhalb des Objekts eigene Leute abstellt.»

«Ja, das ist zu erwarten.»

Förster zeigt noch einmal die Aufnahme des Innenhofes. «Die Einrichtung der Konferenzräume hat begonnen. Diese Transporter brachten entsprechende Büromöbel, elektrische Schreibmaschinen, die Einrichtung eines Fotolabors – und was dazu gehört. Zuvor ist eine Kölner Munitionsbergungsfirma mit Pioniergerät durch alle Räume gezogen.»

«Die übliche Suche nach Abhöranlagen und so weiter», kommentiert Dohmke.

Das letzte Diapositiv zeigt die Front des malerisch am See gelegenen Hotels «Seeblick». «In diesem Hotel gegenüber der Brücke wird ein großer Teil des technischen Personals untergebracht. Die hohe Generalität wohnt selbstredend im Schloß. Das ist zur Stunde alles.» Er schaltet den Projektor aus und das Licht an. Mit leisem Surren schließt sich die Holztäfelung über der Perlwand. Wie von Geisterhand bewegt, gehen an den Fenstern die Jalousien hoch. Die Sonne eines schönen Herbsttages flutet in breiten Bahnen in den Raum. Ein Lichtstrahl trifft das einzige Bild in diesem Zimmer, ein Proträt des Vorsitzenden der Gesamtrussischen Außerordentlichen Kommission zum Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage (Tscheka), Feliks Edmundowitsch Dzierżyński. In Kupfer getrieben darunter ein Ausspruch des engen Mitarbeiters von Lenin: «Tschekist sein kann nur ein Mensch mit kühlem Kopf, heißem Herzen und sauberen Händen.»

«Haben wir eine Liste des technischen Personals der Beratung?» will Dohmke wissen, öffnet einen der Fensterflügel und atmet tief ein.

«Noch nicht. Daß Krösing zur Konferenz hinzugezogen wird, gilt als sicher, aber ob er Werner mitnimmt, ist zumindest fraglich...»

«Seien Sie bloß froh, daß Sie nicht an den Besprechungen beim Chef teilnehmen müssen! Sie würden die Platze kriegen!» Wie immer nach der Chefbesprechung ist Oberst Krösing mißlaunig und gereizt. Er feuert seine Unterlagen auf den Schreibtisch, schenkt Kognak ein und hält seinen Adjutanten für den einzi-

gen vernünftigen Menschen im ganzen Amt. «Wenn man das hört, möchte man sich in den Boden schämen für dieses pflaumenweiche Volk! Kommen Sie her, Dreck wegspülen!»

Detjen kennt diese Stimmung, in der Krösing herauszupulvern beliebt, was eigentlich hinter den vier Wänden des Besprechungszimmers verborgen bleiben soll. Er nutzt sie regelmäßig, haut in die gleiche Kerbe, vertieft damit das Vertrauensverhältnis und ist bestens informiert.

«Geteilter Ärger, halber Ärger, Herr Oberst», erwidert er wie jeden Tag und greift nach dem Glas.

Krösing flegelt sich auf seinen Schreibtisch. «Das Bundeskanzleramt hat einige Umfragen veranlaßt, um zu testen, wie es um die Bereitschaft der deutschen Jugend bestellt ist, Soldat zu werden. Und das Ergebnis: katastrophal!» Er hebt nacheinander die Belege hoch und läßt sie dann im Gleitflug in den Papierkorb segeln. «Emnid-Institut: verundsiebzig Komma sechs Prozent...»

«Für den Wehrdienst?» fragt der Hauptmann scheinheilig.

Der Oberst sieht ihn an wie einen armen Irren. «Dagegen, Mensch! Die Zeitschrift ‹Mann in der Zeit›: neunzig Komma sieben Prozent – dagegen. ‹Reutlinger Generalanzeiger›: einundneunzig Komma drei Prozent – dagegen. Die katholische ‹Befreiung›: einundsiebzig Prozent – dagegen. ‹Frankenpost› in Hof: neunundachtzig Prozent – dagegen. Und so weiter und so fort!»

«Und wir operieren auf dem Papier mit Hunderttausenden», bemerkt Detjen und seufzt.

«Die Hunderttausende rücken ein, wenn der Gestellungsbefehl kommt– aber was werden das für Soldaten! Wenn es knallt, halten sie Ausschau nach dem Baum, hinter dem sie für den Rest des Krieges in volle Deckung gehen können!» Er trinkt aus und füllt das Glas gleich wieder. «Wir kriegen eine Masse zusätzliche Arbeit, Detjen! Alles läuft weiter wie bisher – Analyse, Planung, strategische Leitlinien . . . Das genügt jedoch nicht. Der militärische Berater des Bundeskanzlers war anwesend, und General Speidel sieht es als eine vordringliche Aufgabe an, eine

umfassende und wirksame Militärpropaganda aufzuziehen. Wir müssen dem Volk ein Feindbild einhämmern.»

«...damit es marschiert.»

«Genau!»

«Und was sollen wir dabei tun?»

«Ideen produzieren, Detjen! Ideen werden gebraucht! Man muß fünfundvierzig vergessen; man muß im Kintopp Maschinen mit dem Balkenkreuz nicht nur am Himmel, man muß sie siegen sehen! Glaubhaft ... Mitreißend. Vom Dreißigpfennigroman über den Illustriertentatsachenbericht bis zum Großfilm in Farbe sind dabei alle Mittel recht. Geld spielt keine Rolle.»

«Und welches Feindbild wäre genehm?»

«Nun kommen Sie bloß nicht aus dem Mustopf! Wozu sind die Russen da? Wenn wir den Leuten morgens, mittags und abends einhämmern, daß der Osten bereitsteht, jeden Augenblick über uns herzufallen, und daß er nur auf den günstigsten Zeitpunkt wartet – zum Teufel, das muß doch wirken!»

«Ja, wenn man's beweisen könnte!» Es liegt eine gehörige Portion Spott in dieser Anmerkung des Adjutanten, der längst weiß, daß sein Chef für Zwischentöne kein Organ hat und einen solchen hingeworfenen Satz ganz ernst nimmt.

So legt denn Krösing auch sofort die Hand auf die Brust. «Ist das mein Bier? Darum sollen sich die Ostbüros kümmern, Herr Gehlen und was weiß ich wer noch! Wozu sitzen sie alle in ihren Westberliner Absteigen?» Seine Erregung klingt ab. Er stellt Flasche und Gläser weg und schafft auf seinem Schreibtisch Ordnung. «Sie wissen ja gar nicht, wie gut Sie es haben! Ich dagegen ... Ich muß bei Beratungen schwitzen, während Sie sich ein paar schöne Bummeltage machen können.» Und da ihn Detjen mit gespielter Verständnislosigkeit ansieht, erläutert er: «Das Wasserschloß, Mensch, von dem Sie mir das Material besorgt haben ...»

Also wird er, Achim, bei der Beratung in der Eifel nicht mit von der Partie sein. Das durchkreuzt alle seine Pläne, das erschwert die Einsichtnahme in die Materialien der Konferenz

ungeheuer, das ist keineswegs im Sinne des Erfinders! Es muß etwas geschehen. So ohne weiteres läßt er sich nicht ausbooten.

«Und da brauchen Sie keinen Adju?» argumentiert er vorsichtig.

«Der Greiner kommt mit. Ihnen mute ich doch nicht zu, Kohlepapier zu zählen. Wollen Sie Schreibmiezen beaufsichtigen?»

«Warum nicht? Wenn sie hübsch sind...»

«Typisch!» Der Oberst winkt ab. «Greiner soll ein bißchen von seinem hohen Pferd herunter. Der schäumt doch vor Wut, wenn er das erfährt! Der große Triebwerkspezialist – und dann das!»

Detjen zündet sich ungezwungen eine Zigarette an. Eine Chance tut sich auf. Er nutzt sie sofort. «Ins Gesicht hinein zeigt er Ihnen bestimmt Empörung», setzt er vorsichtig an. «Aber hinter Ihrem Rücken lacht er sich ins Fäustchen.»

Krösing legt überrascht die Stirn in Falten. Mit dieser Bemerkung weiß er nichts anzufangen. «Deutlicher...»

«Wenn man von Feinden umgeben ist, igelt man sich ein. Sie erinnern sich an unser Gespräch in Ihrer Wohnung, Herr Oberst? Jetzt reißen Sie die Flanke auf! Wenn Sie hier im Hause einen Feind haben, dann ist es Greiner.»

Krösing ist ganz bei der Sache. «Beweise?»

Nun hat er ihn da, wohin er ihn haben wollte. «Beweise gibt es.»

«Packen Sie schon aus!»

Achim hält es für ratsam, ihn erst einmal zappeln zu lassen. «Tut mir leid. Ich habe mich verpflichtet, zu schweigen.»

Auch das verfehlt seine Wirkung nicht. Der Oberst ist echt beunruhigt. «Menschenskind, Detjen!» beschwört er. «Bei allem, was uns verbindet...»

Der Hauptmann spielt den schweren Entschluß. Er zieht sich einen Stuhl heran, setzt sich rittlings darauf und blickt seinen Chef bedeutungsvoll an. Die Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern senkend, erklärt er: «Ich sollte mich um den Major kümmern. Ich hab's getan und bin dabei um ein Haar selbst auf

die Schnauze gefallen. Greiner sägt kräftig an Ihrem Stuhl. Wenn ich Sie wäre und wüßte, ob sie auch bei Dornier eine gute Werkpolizei haben – ich würde den Jungs empfehlen, der Konkurrenz auf die Finger zu klopfen, wenn sie sich für Freunde des eigenen Stalls interessiert.»

Oberst Günter Krösing schluckt. Er hat noch einen Rest argentinischer Bräune bewahrt, doch auf einmal wird er darunter blaß.

Vom Fenster ihres Zimmers im Hotel «Seeblick» aus blickt Winnie Winkelmann hinüber zum Schloß. Die untergehende Sonne spiegelt sich in den Fenstern und gibt ihnen ein merkwürdiges Feuer. Diesseits des Sees befinden sich eine Uferpromenade, eine Terrasse, deren Tische und Stühle in dieser Jahreszeit bereits zusammengeklappt wurden, und etwas seitlich der Parkplatz des Hotels. Die drei schweren Mercedes-Limousinen, die dort stehen, wirken hier ein wenig deplaziert. Der «Seeblick» ist kein Haus für die oberen Zehntausend, gemeinhin verbringen in ihm kleine Beamte und einfache Geschäftsleute erholsame Tage. Angemessen ist dem gutbürgerlichen Haus die zitronengelbe «Isetta» der Fotografin – sie wird auf diesem Parkplatz von zwei Wagen gleichen Typs flankiert, einem azurblauen und einem rotweißen. Winnie wird ihre Besitzer am gemeinsamen Mittagstisch ebenso kennenlernen wie die Inhaber einiger VW und Opel, eines Goggomobils und eines Messerschmitt-Kabinenrollers, der aussieht wie eine auf Räder gestellte Flugzeugkanzel. Eigentümer des letztgenannten Gefährts ist ein hagerer Graubart in Knickerbockers und Wanderstiefeln, der beim Hotelpersonal hohes Ansehen genießt. Ein in Fachkreisen geschätzter Ornithologe, hat er sich zum Lebensziel gemacht, die Spuren des Bubo bubo, des Uhus, in Mitteleuropa zu verfolgen. Niemals sieht man ihn ohne den Koffer, der neben einer bescheidenen Fotoausrüstung ein Mikroskop enthält, mit dessen Hilfe er die Zusammensetzung der aufgefundenen Gewölle untersucht, der von den Raubvögeln ausgewürgten Ballen unverdaulicher Nahrungsrückstände. Der

sanftmütige Gelehrte ist bei allen anderen Gästen wohlgelitten.

«Da haben gnädige Frau wirklich Glück», sagt von der Zimmertür her der Hausdiener, der das Gepäck heraufbringt. «Bis auf wenige Zimmer sind alle bestellt.»

Winnie dreht sich zu dem alten Mann mit den flinken jungen Augen um. «Obwohl die Saison vorbei ist?» fragt sie. Natürlich hat sie vorsichtig Erkundigungen eingezogen und sich in einem Frankfurter Reisebüro beraten lassen, ehe sie sich in unmittelbare Nähe des Tagungsortes begab. Es wäre ja möglich gewesen, daß dieser Kriminalkommissar Heintze und seine Leute die Umgebung des Wasserschlosses hermetisch abgeriegelt und jeden argwöhnisch überprüft hätten, der hier anreist. Eine solche Abrieglung erfolgt nicht. Das ist sicherlich das Ergebnis der komplizierten Überlegung, daß Teilnehmer einer Geheimberatung sich unter tatsächlichen Urlaubern am ehesten verlieren würden und, durch sie abgedeckt, am unauffälligsten operieren könnten.

Der Hausdiener wuchtet den Koffer ordentlich auf die Ablage. «Ein Kriegerverein trifft sich, alte Erinnerungen auszutauschen...»

Winnie schüttelt den Kopf. «Ich dachte immer, davon hätten die Männer die Nase voll.»

«Vielleicht sind es Offiziere», gibt der Alte mit verblüffender Logik zu bedenken. «Die haben andere Ansichten darüber als unsereiner, der im Dreck gelegen hat.» Seine Arbeit ist beendet; er hat keinen Grund, sich länger aufzuhalten. «Einen angenehmen Aufenthalt wünsche ich, gnädige Frau!»

Erst als er die Tür von außen geschlossen hat, entnimmt Winnie ihrem Koffer ein starkes Fernglas. Damit dreht sie sich mitten im Zimmer bleibend, zum Fenster. Jetzt rückt das Schloß greifbar nahe. Sie schwenkt die Fensterfronten ab, verweilt am Zugang, wo die angeblichen Brückenbauarbeiter in aller Ruhe Skat spielen, geht über das Wasser und erfaßt ein Kajütboot der Wasserschutzpolizei, das in langsamer Fahrt über den See tuckert. Der Polizeistern und der Suchscheinwerfer auf dem Kajütendach sind ebenso deutlich auszumachen wie der Poli-

zeioffizier, der hinten am Spiegel lehnt. Es ist kalt auf dem Wasser, der Leutnant trägt über der marineblauen Uniform schon den grauen Wettermantel mit seinem wärmenden Webpelzfutter.

Lange sieht Winnie Winkelmann zu ihm hinüber.

«Die Brücke als einziger landseitiger Zugang zum Schloß ist absolut zuverlässig gesichert», erklärt Kommissar Heintze in der Versammlung im Innenhof. Er trägt wieder seinen Ledermantel, und einen Ledermantel hat auch Major Greiner an – nur ist seiner um ein vielfaches teurer gewesen als der des Kriminalisten. Greiner hat die Hände tief in den Taschen des schönen kastanienbraunen Stücks mit den Schulterklappen, ein Buch unter den Arm geklemmt und eine so gleichgültige Miene, als gehe ihn das alles nichts an. Krösing lächelt ihm betont freundlich zu. Anwesend sind ferner Gerd von Wieseneck, auch er in Leder, aber in Wildleder, Achim Detjen in seinem Trencoat, der Leutnant der Wasserschutzpolizei und ein halbes Dutzend Männer in dunklen Anzügen. Sie schweigen und hören zu.

Der Leutnant tritt einen halben Schritt vor. «Unsererseits stehen zwei Barkassen zur Verfügung. Beide sind mit starken Scheinwerfern und Nachtsichtgeräten ausgestattet. Die lückenlose seeseitige Überwachung können wir garantieren.»

«Na, wunderbar!» trompetet Krösing. «Luftspionage ist kaum zu erwarten. Die Ingenieure der Munitionsbergungsfirma schließen Abhöranlagen im Hause aus; die Telefonverbindung mit der Außenwelt wurde für die Dauer der Beratung unterbrochen. Die Klausur ist gewährleistet.»

Von Wieseneck billigt die getroffenen Maßnahmen voll und ganz. In Absprache zwischen der Zentralstelle für Heimatdienst und der Organisation Gehlen hat der erfahrene Geheimdienstmann aus der Schule des Admirals Canaris die Sicherung der Konferenzräume im engsten Sinne übernommen. «Ich möchte hinzufügen», sagt er, «daß wir die nötigen Vorbereitungen zur Abwehr möglicher Feindspionage abgeschlossen haben. Unter ‹Feindspionage› verstehe ich auch die Neugier der

Zeitungsfritzen. Ich denke, wir werden gedeihlich zusammenarbeiten, meine Herren. Haben Sie Fragen?»

Greiner sieht verträumt den schneeweißen Pfautauben nach, die gurrend hoch oben auf Fensterbrettern sitzen. Daß ihn dieses Rindvieh von Wieseneck am Arsch lecken könne mit seiner Wichtigtuerei, denkt er und bemerkt verbindlich, die Sache sei doch eigentlich vollkommen klar.

Achim Detjen meldet sich zu Wort. «Wir sind leider gezwungen, mit einer Menge Zivilangestellter zu arbeiten. Schreibkräfte. Wer garantiert, daß nicht innerhalb des Sicherheitskordons . . .»

«Daran ist gedacht», unterbricht ihn von Wieseneck. «Kommissar Heintze hat Mitarbeiterinnen seiner Abteilung hier, die gelegentlich Leibesvisitationen vornehmen werden. Entspricht das Ihren Intentionen, Herr Detjen?»

Achim deutet eine Verbeugung an. «Voll und ganz.»

Nun wenden sie sich ins Gebäude, Heintze führt. Die breiten Treppen zum Jagdsaal geht es hinauf und dann einen Gang hinunter. Zwischen den großen Fenstern zur Rechten steht, so lang der Flur ist, eine schweigsame «eiserne Garde» – mittelalterliche Ritterrüstungen mit geschlossenem Visier, die Eisenhandschuhe auf die Griffe blanker Schwerter gestützt. An der Wand gegenüber Porträts derer, die sie getragen haben, und Bildnisse der üppigen Damen, für die sie ins Turnier ritten. Vom Gang aus führen einige Stufen in den Jagdsaal hinab.

Dieser ist der größte Raum im Schloß. Früher als «Große Hofstube» und im neunzehnten Jahrhundert als «Rittersaal» bezeichnet, spielte sich in ihm das höfische Leben ab. Noch heute ist er von repräsentativer Gediegenheit. Die bleigefaßten Butzenscheiben der Fenster tragen die Wappen des Schloßherrn und der mit ihm verwandten Adelsgeschlechter, wandhohe Ölgemälde bilden Generationen von Schloßherren ab – bei der Falkenjagd die einen, in Harnisch und Helm zu Pferde die anderen und weitere in Gardeuniformen der letzten Jahrhunderte. Dem Charakter eines Jagdsaals gemäß sind überall Trophäen aufgehäuft – präparierte Eberköpfe mit furchtbaren Hauern,

die Felle der letzten in dieser Gegend erlegten Bären und Wölfe, seltenes Federwild und Geweihe jeder Größe und Spielart.

«Beachten Sie bitte», sagt Gerd von Wieseneck genießerisch und deutet zur Decke hinauf, «daß wir unter einer Pionierleistung der Baukunst tagen! Sechzehnhundertundeins wurde diese Decke mittels Sprengwerk im Dachstuhl aufgehängt. Die gemalten Ornamente sind reinste Renaissance. Das atmet noch Tradition!»

Alle schauen pflichtschuldig nach oben und nicken sachverständig. Man will schließlich nicht als Banause erscheinen. Nur Kommissar Heintze macht eine Ausnahme und breitet auf der langen Tafel Baupläne des Schlosses aus. Das Mobiliar, das sonst hier seinen Platz hat, ist bereits der Konferenzausstattung gewichen. Das gilt für die Tafel selbst. Etwas fremd wirken auch die an einer Schmalseite gleichsam in Reihe aufmarschierten Büroschreibtische, an denen die Stenografen arbeiten werden. Geblieben sind die hohen Lederstühle mit den steifen Lehnen an der neuen Tafel. Moderne kleine Stühle stehen dahinter; sie sind für die Berater der großen Herren gedacht.

Anhand seiner Baupläne erläutert Heintze noch einmal die Raumaufteilung und schließt: «Für den gesamten technischen Apparat verantwortet Major Greiner.»

«Geändert!» bemerkt von Wieseneck. Er wirft es hin, ohne die Stimme zu heben oder die Hände aus den Taschen des graublauen Wildledermantels zu nehmen. «Herr Major Greiner ist leider in Bonn unabkömmlich. Herr Hauptmann Detjen hat sich freundlicherweise bereit erklärt, an seine Stelle zu treten.»

Von seiner Unabkömmlichkeit in Bonn hört Greiner zum ersten Male. Er blickt zu Detjen, von diesem zu Krösing und von Krösing zu dessen künftigem Schwiegersohn und kann sich denken, wie die Sache gelaufen ist. Ihm bleibt nur, gute Miene zu diesem Spiel zu machen. Er lächelt, verneigt sich gegen alle und geht hinaus, sein Buch noch immer unter den Arm geklemmt. Ein Rilke-Bändchen, «Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke.»

«Da der Jagdsaal bloß diesen einen Zugang besitzt, läßt er

sich vergleichsweise leicht sichern», kommt Heintze zum Ende.

«Und der Geheimgang?» fragt Achim. Weil ihn alle verblüfft ansehen, geht er auf einen massiven Eckschrank zu, hinter dessen farbigen Fenstern alte Trinkgefäße stehen. Er beugt sich tief hinab bis fast zum Boden und berührt eine verborgene Feder. Als er nun gegen den Schrank drückt, weicht dessen Mittelteil zurück und gibt den Blick frei in ein dunkles Gewölbe, das eine Wendeltreppe enthält. «Bitte, meine Herren!»

Krösing ist schon bei ihm. «Menschenskind, das ist ja der reinste englische Krimi! Ein richtiger Geheimgang!»

«Nicht ganz so pompös, wie wir sie während des Krieges in den Loire-Schlössern gefunden haben, doch immerhin...» Aus dem Tagebuch des echten Detjen weiß der Kundschafter, daß das Jagdgeschwader Immelmann einmal in der Nähe des genannten Flusses stationiert war und daß das Offizierskorps des öfteren in den Schlössern weilte.

Der Oberst schmunzelt. «Na, das muß ich mir ansehen!» Die anderen sind sofort dabei. Detjen nimmt die Spitze.

«Nach oben hin mündet die Treppe in den Turm», erläutert er. «Nach unten führt sie in den Musiksalon, das heißt: in den heutigen Musiksalon. Ursprünglich befanden sich da unten Gästezimmer. Die Fama will wissen, der Schloßherr habe im fraglichen Zimmer ausschließlich hübsche junge Damen untergebracht, und wenn sich dann Kunigunde zur Ruhe begeben hatte...»

Krösing lacht schallend. «Praktisch waren die alten Raubritter, das muß ihnen der Neid lassen!»

Im Musiksalon ist der Zugang nicht durch einen Schrank kaschiert. Hier bewegt sich ein Teil der Wand. Er ist so gut gefugt, daß er geschlossen durch nichts an eine Geheimtür erinnert.

«Ein zweiter ähnlicher Gang ist eingestürzt und nicht mehr benutzbar», teilt Detjen mit. «Ich habe mich davon überzeugt, weil er genau in die Räumlichkeiten führt, die als Quartier für die Herren General Graf von Schwerin, General Mehlmann, General Brandenburger und General Albrecht vorgesehen sind. Das Zimmer von Herrn General Kammgruber ist nicht durch

einen Geheimgang gefährdet. Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf: Die Erbauer solcher Schlösser müssen wahre Geheimgangfans gewesen sein.»

Von Wieseneck sieht den Kommissar fragend an. «Und von alledem haben Sie nichts gewußt?» sagt er mit deutlichem Tadel.

«In den Zeichnungen gibt es keinen Hinweis darauf.»

Achim läßt es sich nicht nehmen, Heintze freundlich zur Seite zu treten. «Die vorliegenden Pläne stellen Rekonstruktionen dar, und selbst, wenn die originalen Bauzeichnungen erhalten geblieben wären – diese Gänge hätten sie erfahrungsgemäß verschwiegen. Ich weiß auch nur davon, weil sie in einem Heimatbuch erwähnt werden, dessen Verfasser sich vornehmlich an den Liebesgeschichten der Finkensteiner ergötzte. Tja, und dieser Herr ist laut Klappentext einmal Organist der Schloßkapelle gewesen, konnte also genau Bescheid wissen. Holzauge ..., dachte ich mir. Es war reiner Zufall.»

Für diese Erklärung ist ihm Kommissar Heintze außerordentlich dankbar.

Die offizielle Besichtigung ist beendet. Nur von Achim Detjen begleitet, geht Gerd von Wieseneck auch durch die unteren Stockwerke. Vor einer Eisentür bleibt er schließlich stehen und erklärt, daß es hier in die «Unterwelt» gehe, in den Keller mit den Heizungsanlagen. «Die beiden Heizer unterstehen Ihnen übrigens auch. Gediente Leute, zuverlässig ... Es kann trotzdem nichts schaden, wenn Sie mal einen Blick auf sie werfen.»

«Wird gemacht!»

Der Geheimdienstler, der sich bei «Fremde Heere Ost» seine Sporen verdiente, lächelt, nimmt Zigaretten aus der Manteltasche und bietet an. «Sie haben Spaß daran, wie?» erkundigt er sich plötzlich wohlwollend. «Wie Sie in Argentinien diesen Franzosen aufgespürt haben und wie Sie hier die Werkspitzel austricksten – saubere Arbeit, Herr Detjen! Das war gekonnt! Ich schmeichle nicht; ich verstehe etwas davon.»

Achim winkt ab. «Da hat der Herr Oberst maßlos übertrieben.»

«Das wäre ganz gegen seine Art!» Dabei läßt er es bewenden und wechselt das Thema. «Sie machen mir doch die Freude, zu Renates und meiner Verlobung zu kommen? Ein ganz kleiner Kreis ...»

«Mit Vergnügen!» erwidert Detjen und meint das ernst. Er besitzt Phantasie genug, sich auszumalen, wer zum «kleinen Kreis» eines Geheimdienstoffiziers mit der Vergangenheit zählt.

Er horcht überrascht auf. Volltönend und getragen dringt plötzlich feierliche Orgelmusik an sein Ohr. Sie muß vom Ende des Flures her kommen. Unwillkürlich schaut er in die Richtung.

Von Wieseneck folgt seinem Blick. «Wenn Sie weitergehen, kommen Sie in die Schloßkapelle. Ich habe gestern einen Blick hineingeworden. Eine echte Silbermannorgel. Traumhaft... Aber das wissen Sie sicher schon.»

Sie trennen sich. Renates Zukünftiger wendet sich dem Hof zu, Achim öffnet leise die Tür zur Kapelle. Ihre Beschreibung nimmt im Führer durch die Baulichkeiten breiten Raum ein. Ursprünglich war sie an den Palas, das Herrenhaus, als selbständiges Gebäude angesetzt, das im Lauf der Jahrhunderte durch Über- und Umbauten in das Schloß einbezogen wurde. Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts ergänzten den spätgotischen Raum barocke Einbauten. Das sind die kurvigen Formen voll intensiver Bewegung, die Bildwerke auch, die alle Möglichkeiten des Illusionismus ausnutzen, die Erlebnisfähigkeit der Gläubigen zu steigern und ihnen die vermeintlichen Wunder, Visionen und Ekstasen der Heiligen sichtbar und nachfühlbar zu machen. Gold und Weiß sind die vorherrschenden Farben, und mit ihnen harmonieren die pastellgetönten Figuren der Kanzel ebenso wie die Malereien, die die Grafenempore mit Darstellungen aus der Passionsgeschichte schmücken. Detjen kann sich der feierlichen Würde dieses kleinen, aber an Pracht reichen Gotteshauses nicht entziehen.

Wer da Orgel spielt, kann Achim nicht sehen, aber es wird meisterhaft gespielt und das in seiner Art vollkommene Instrument voll ausgeschöpft. Die ganze Reinheit und Zartheit des

Klanges dieser sorgsam abgestimmten Orgelpfeifen blüht auf. Detjen setzt sich still in die erste Reihe und schließt die Augen. Eine wunderbare Ruhe und Ausgewogenheit geht von der Musik aus.

Abrupt bricht sie ab, und es ist die ein wenig unterkühlte und spöttische Stimme von Greiner, die von der Empore herunter sagt: «Wenn Sie erwartet haben, daß hier die ‹weiße Ahnfrau› heimlich Orgel spielt, muß ich Sie enttäuschen. Das ist ein so herrliches Instrument, da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen.»

«Mein Kompliment!» ruft Detjen hinauf. «Sie spielen großartig.»

«Kommen Sie doch auf die Empore!» lädt der Major ein und kehrt an die Silbermannorgel mit ihren Tastaturen und Registern zurück. Einen Choral intoniert er jetzt. Achim tritt hinter ihn. Ohne sein Spiel zu unterbrechen, erklärt Greiner beiläufig: «Mein Vater ist Domkapellmeister gewesen, und so habe ich schon als Junge Orgelspielen gelernt. Er hat es immer bedauert, daß ich nicht in seine Fußtapfen getreten bin. Die Orgel hielt er für die Königin der Instrumente, und Sie werden zugeben – das hat viel für sich.» Im gleichen Ton, fast ohne Zäsur, fragt er dann: «Sie nehmen mir doch den kleinen Vorfall von neulich nicht übel? Es irrt der Mensch, so lang er strebt . . .»

Daß «kleiner Vorfall» eine charmante Untertreibung sei, denkt Detjen, doch er erinnert sich seiner nächtlichen Unterredung mit Winnie bei St. Goar und erwidert: «Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.»

Greiner beugt sich tiefer über die Tasten und richtet sich wieder auf. «Man bedankt sich! Ohne Übertreibung: Ich wäre ungern abgereist, ohne Sie noch einmal gesprochen zu haben. Zumal mir in der Tat eine lange Reise bevorsteht. Auf der ich übrigens ganz gewiß mit Herrn Kammgruber zusammentreffen werde.» Pause. Dann fährt der Major mit einem amüsierten Seitenblick fort: «An meiner Fahrt zu Lockheed ist übrigens Ihr reizender Freund Wilson nicht ganz unschuldig. Irgendwer muß ihm von meiner Mitarbeit an den Höhensegelflugzeugen der DSF berichtet haben.»

«Schöne Tage in Amerika», wünscht Achim.

«Es werden Monate sein, vielleicht Jahre, ehe wir uns wieder begegnen. Es wäre mir unlieb, wenn Sie meiner in Feindschaft gedächten.»

«Warum sollte ich? Wir ziehen doch alle an einem Strang ...»

Greiner grinst. «Wenn auch leider manchmal an verschiedenen Enden. Was ich allerdings als Amateurpsychologe hochinteressant finde! Es bringt Leben in die Bude. Und das mag ich.»

Erst viel später wird Detjen an dieses Gespräch zurückdenken und Zusammenhänge zwischen des Majors Anspielung auf die Spionagehöhensegelflugzeuge des ehemaligen Deutschen Forschungsinstituts für Segelflug, der Amerikareise und den Lockheedwerken erkennen. Dann nämlich, wenn auf amerikanischen Militärflugplätzen in der Bundesrepublik ein «Geisterflugzeug» mit überdimensionalen Schwingen und der Typenbezeichnung «U-2» erscheint.

Ein dünner Nebelschleier liegt über der toten Wasserfläche, verändert ihre Uferlinie und verleiht dem See gespenstische Unheimlichkeit. Winnie Winkelmann hat den Mantelkragen hochgeschlagen, es ist empfindlich kühl. Die Fotografin hat den Wanderweg, der in weitem Bogen um See und Schloßinsel herumführt, ganz für sich allein. Der letzte, dem sie begegnete, war der Ornithologe, der sich, in einen Kleppermantel gehüllt, mit seinem obligaten Köfferchen auf die Spur des Bubo bubo begab. Winnie sah ihm eine Weile nach, bis er im Waldgebiet verschwand. Dies zieht sich bis zu versteckten Felsen hinauf, in denen die Uhus ihr Standquartier haben. Der Gelehrte äußerte am Abendbrottisch die Hoffnung, mittels Blitzlicht einige Flugaufnahmen der scheuen Nachtvögel anfertigen zu können. Seit er weiß, daß die Geschäftsfrau am Nebentisch Fotografin ist, konsultiert er sie unentwegt. Angesichts seiner altväterisch-bescheidenen Ausrüstung ist Winnie wirklich gespannt, was er mitbringen wird.

Je tiefer die Nacht sinkt, desto inniger verschmilzt die Foto-

grafin mit ihrer Umgebung. Sie hat sich auf eine Bank gesetzt und weiß, daß sie, wenn sie nur ganz still sitzt, auch aus kurzer Entfernung kaum wahrzunehmen ist. Sie hat einen dunklen Mantel gewählt und ein ebensolches Kopftuch, das ihr helles Haar verdeckt. Im Hotel betonte sie so oft, daß sie nach dem Trubel in Frankfurt hier Einsamkeit und Stille suche, daß niemand an ihren beschaulichen Spaziergängen zu ungewohnter Stunde Anstoß nimmt.

Das Schweigen ist nur unterbrochen vom monotonen Motorengeräusch des Polizeibootes, das auf dem See seine Runden dreht. Sobald es links aus dem Gesichtskreis verschwindet, taucht rechts das andere auf. Der Nebel liegt tief auf den Wassern – nur Kajütendach und Funkmast der Barkassen ragen darüber hinaus. Im Nebel schwimmen die schwachen Lichter der Positionslampen. Dann und wann blenden die Suchscheinwerfer auf und tasten sich an der Schilfkante des Ufers entlang. Viel mehr als tanzende Nebelschwaden dürften sie jetzt auf den Booten kaum sehen.

«Aber sie besitzen Nachtsichtgeräte», warnt Achim Detjen. «Ich bleibe lieber hinter meinem Stammbaum.» Die knorrige Eiche, die ihn zum Wasser hin völlig verbirgt, steht unmittelbar neben Winnie Winkelmanns Bank. «Können wir uns in vierundzwanzig Stunden noch einmal treffen? Dann weiß ich hoffentlich mehr. Bis jetzt tappe ich im Dunkeln. Keine Einzelheiten! Ich kenne die Sicherungsmaßnahmen, das ist aber auch alles.»

«Teilnehmer?» fragt sie, ohne den Kopf zu bewegen.

«Graf Schwerin, Mehlmann, Brandenburger, Kammgruber, von den Argentiniern wurde Albrecht nebenbei erwähnt. Auf alle Fälle werden Leute von der Historical Division erwartet. Zu spekulieren hat keinen Zweck. Ich werde es sehen. Wieseneck hält die Teilnehmerliste noch unter Verschluß. Morgen muß er sie herausrücken – da ist offizieller Beginn. Die Tagung dauert genau eine Woche, vom dritten bis zum neunten Oktober. Ich halte es für ratsam, in dieser Zeit keinen Kontakt aufzunehmen.»

«Das ist klar», erwidert Winnie. «Wir treffen uns morgen noch einmal hier. Ich bleibe auf alle Fälle im ‹Seeblick›. Wenn du irgendwelche Hilfe brauchst... Bis morgen abend also! Halt! Noch eins...» Sie bricht ab, weil der Lichtstrahl eines der Scheinwerfer über sie hinweggeht. Er gleitet weiter; es ist fraglich, ob sie überhaupt gesehen wurde.

«Ja?» ermuntert Detjen. «Was ist noch?»

«Merke dir folgenden Satz: ‹Ich soll Ihnen Grüße aus Frankfurt bestellen. Wußten Sie eigentlich, daß die Paulskirche renoviert wird?›»

«Ich soll Ihnen Grüße aus Frankfurt bestellen. Wußten Sie eigentlich, daß die Paulskirche renoviert wird?» wiederholt er.

«Deine Antwort muß lauten: ‹Das Goethehaus wäre wichtiger.›»

«Das Goethehaus wäre wichtiger.»

«Der Mann, der diese Parole gebraucht, ist zuverlässig. Ihm kannst du vertrauen und auch Material übergeben. Alles Gute, Achim. Toi, toi, toi!»

Sie sieht weiter zum Schloß hinüber und auf die Nebelschwaden, die über den See wallen. Immer stehen irgendwo die Positionslampen von einem der Polizeiboote. Endlich erhebt sich Winnie und kehrt in den «Seeblick» zurück. Sie hat keinen Zweig knacken und keinen Schritt gehört, aber als sie an dem Baum vorüberläuft, hinter dem eben noch Achim stand, ist dieser verschwunden.

18

Es gießt in Strömen. Die gelandete Maschine mit dem weißen Stern der US Air Force am Rumpf trieft vor Nässe. Glitschig wirkt auch die Kette der schwarzen Mercedes-Limousinen, die sogleich dicht heranfährt. Eine Gangway schiebt sich an die Boeing, und aus jeder der Limousinen eilt ein Mann mit einem aufgespannten Regenschirm zu der Treppe. Sie stellen sich ei-

ner hinter dem anderen auf, so daß die Gangway eine durchgehende Überdachung erhält. Unter diesem Baldachin verlassen die Passagiere den Überseeclipper. Weil der Kommandant der Maschine, ein first lieutenant, an der Tür steht und die Hand an der Mütze hat, lüftet einer nach dem anderen im Vorübergehen den halbsteifen Hut.

Schnell nacheinander fahren die Wagen vor, nehmen jeweils zwei der Herren in den dunklen Ulstern in den Fond und machen dem nächsten Platz. Die Regenschirmträger setzen sich zu den Fahrern. Auf einmal ist eine Motorradeskorte da, Polizeikradfahrer in blauen Wetterjacken, und mit dieser Eskorte verläßt der Konvoi den Militärflugplatz in der Eifel. An der Ausfahrt erweist Militärpolizei so schneidig die Ehrenbezeigung, wie sie es sonst nur angesichts von Viersternegeneralen tut.

Im Bauwagen an der Brücke zum Wasserschloß brennt Licht. Die Männer von der politischen Polizei sind alle draußen und haben trotz des strömenden Regens die Hüte abgenommen, sobald die Motorradeskorte von der Straße her einbog. Kommissar Heintze hat sogar die Hacken zusammengezogen. Eine große Stunde. Zweifellos eine große Stunde ...

In festgelegter Ordnung fahren die schwarzen Limousinen im engen Schloßhof auf, wieder öffnen sich die Schirme und formieren sich zu einem Schutzdach, das bis zum Eingang reicht. Überall brennt Licht, und beim Einzug der Gäste tanzen auf den alten Mauern ringsum verzerrte Schatten.

Am frühen Morgen vereint Detjen im Schreibzimmer der Konferenz, dem Damensalon, die technischen Mitarbeiter. Vorwiegend ältere Damen sitzen an den elektrischen Schreibmaschinen, versierte Kräfte, die in unglaublichem Tempo fehlerfrei auf die Tasten hämmern können. Zwei, drei Jüngere verdanken ihre Berufung hierher dem Umstand, daß sie bei Berufswettbewerben erste Plätze im Maschineschreiben belegten. Gerade sie finden, daß ihr zeitweiliger Chef ein betont gut aussehender und sympathischer Mann sei.

Über ihre absolute Schweigepflicht hat er sie bereits unter-

richtet. Nun geht er auf Details ihrer Arbeit ein.

«Die besonderen Umstände, unter denen Sie hier arbeiten, machen es notwendig, einige ungewöhnliche Sicherungsmaßnahmen zu treffen. In wieviel Exemplaren die einzelnen Schriftsätze anzufertigen sind, sage ich Ihnen von Fall zu Fall. Dazu gleich noch: Jeder Kohlebogen wird nur einmal benutzt. Dann legen Sie ihn bitte in den gelben Korb auf Ihrem Tisch. Falls mit mehreren Durchschlägen geschrieben wird, sind die Kohlebogen so abzulegen, daß in jedem der zahlreichen Körbe ein vollständiger Satz ist. Das dient der Kontrolle.» Er bleibt auf seinem Gang zwischen den Schreibmaschinentischen stehen und sieht die Mitarbeiterinnen freundlich an. «Nicht, daß wir Ihnen mißtrauten, meine Damen, aber Sicherheit ist ein kompliziertes Geschäft.»

Das leuchtet, zumal es so liebenswürdig gesagt wird, allen ein. Dieser Herr Hauptmann in Zivil macht nicht den Eindruck, daß er sie schikanieren will; er tut seine Pflicht.

«Und was wird dann mit den Kohlebogen?» fragt eine, die genau weiß, wie hübsch die gelbe Bluse zu ihrem kastanienbraunen Haar paßt.

«Souvenirs, Souvenirs!» scherzt eine andere.

«Ganz im Gegenteil!» geht Detjen darauf ein. «Die Kohlebogen werden unter Aufsicht vernichtet; das gilt übrigens auch für die Blöcke der Stenografen. In diesen Blöcken darf höchstens durchgestrichen, aber kein Blatt herausgerissen werden.»

Auch die Stenografen sind anwesend und bereits in Arbeitskleidung – im korrekten dunklen Anzug, aus dessen Brustleistentasche eine Batterie von Steno-Füllfederhaltern ragt. Diese Männer bedürfen solcher Belehrung nicht. Sie, die Redetempo schreiben, ohne sich anzustrengen, sind erfahren in diesem Metier. Die Ältesten unter ihnen haben in perfekter Debattenschrift bereits Hitlers Reden in der Berliner Krolloper festgehalten und waren auch stumme Zeugen von Geheimberatungen auf diplomatischer Ebene. Sie nicken wohlwollend, als Achim anschließend der Hoffnung auf gute Zusammenarbeit Ausdruck gibt. An ihnen hat es nie gelegen, dazu werden sie viel zu

hoch bezahlt. Schließlich honoriert man ihnen nicht nur ihre fachliche Qualifikation so gut.

Aus dem Schreibzimmer begibt sich Detjen in den anschließenden «blauen Salon», das Reich des Reprofotografen, der seinen Kittel anhat und letzte Hand an die Einrichtung legt. Achim sieht sich um, betrachtet neugierig die schon installierte Mikrofilmeinrichtung und deutet auf eine geöffnete Kiste voller Negativmaterial.

«Die Industrieproduktion eines Jahres», ulkt er.

Der Fotograf, ein langer, uninteressiert wirkender Schlaks, zuckt die Schultern. «Genug jedenfalls, um alle Steine dieses alten Gemäuers einzeln aufzunehmen, wenn das gewünscht wird.»

Nun dröhnt die Silbermannorgel.

Völlig verwandelt ist die Schloßkapelle durch die vielen Menschen, die sie füllen. Kopf an Kopf sitzen in den Bänken die Teilnehmer der Konferenz, sitzen eigentümlich starr und unbeweglich mit im Schoß gefalteten Händen. Entsprechend der Würde des Augenblicks sind alle dunkel gekleidet, und auf den schwarzen und tiefblauen Anzügen prangen die Farben der Ordensspangen, die in mehreren Reihen übereinander angebracht sind. Auch Ritterkreuze werden getragen und einige italienische Orden. Das Ritterkreuz ist hier sogar mit Eichenlaub und Schwertern zu sehen.

Prälät Bötticher betet im vollen Ornat. Hernach wird er der Vorsehung danken für diese Stunde, die er als die Wiedergeburt eines wehrhaften Volkes würdigt, das nun aus der Schmach waffenlosen Hindämmerns hervortrete. Kunstvoll und mit starken Worten verbreitet er sich gleichsam leitmotivisch über das Dichterwort «Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte» und verheißt jenen den Segen des Himmels, die in den Jahren der Niedergeschlagenheit und Verwirrung den Glauben bewahrten an die Heimkehr zum Heldengeist der Vorfahren. Das Wohlgefallen des Allmächtigen an Waffen darzulegen, verweist er auf die Geschichte des Simon Petrus, der am Ölberg das Schwert zog, seinen Meister zu verteidigen, und

dabei einem römischen Kriegsknechte ein Ohr abschlug. Natürlich verzichtet Bötticher darauf, die Sache bis zum Ende zu erzählen, bis dahin nämlich, wo Jesus Christus seinen Jünger der Gewalttat wegen tadelte, doch das tut er im sicheren Bewußtsein, daß keiner der Herren in den Bänken so bibelfest ist, ihm die Unterlassung vorwerfen zu können. Und seine volltönende, geschulte Stimme füllt die Kapelle.

Vom Chor herab beobachtet Achim Detjen die Szenerie. «Ich bin kein Katholik», sagt er leise zu von Wieseneck, der neben ihm steht, «aber es beeindruckt mich sehr. Das ist, als zögen die Kreuzritter in die Schlacht.»

«Sie treffen den Nagel auf den Kopf!» erwidert der Gehlenmann. «Heute und hier werden die Grundlagen für einen neuen Kreuzzug gen Osten gelegt.»

Und wieder dröhnt die Silbermannorgel.

Jetzt ist im Schreibzimmer keine Zeit mehr für ein gemütliches Plauderstündchen mit dem sympathischen Chef. Jetzt wird mit Hochdruck gearbeitet. Jetzt fixieren die elektrischen Schreibmaschinen ratternd und klingelnd den Niederschlag der Konferenz. Jetzt stehen neben den Damen die Stenografen, die im Jagdsaal als erste von anderen abgelöst wurden, und diktieren laut ihre Aufzeichnungen.

«... begrüße ich besonders herzlich den Leiter der deutschen Gruppe bei der deutschen Sektion der Historischen Abteilung im Oberkommando der United States Forces in Europe, Herrn Generaloberst a. D. Halder. Klammer auf, Beifall, Klammer zu. Des weiteren begrüße ich die Herren Generalleutnant a. D. Speidel, Klammer, Beifall, Klammer, und Generalleutnant a. D. Heusinger, Klammer, Beifall, Klammer ...», liest einer neben der Kastanienbraunen mit der gelben Bluse.

«... brauchen wir darüber nicht mehr zu debattieren», diktiert ein zweiter Stenograf einer älteren Schreibkraft. Nur deren flinke Hände scheinen zu arbeiten; ihre Augen sehen gleichgültig zum Fenster hinaus. «Bekanntlich erzielte der NATO-Rat am sechsundzwanzigsten September in Brüssel völlige Über-

einstimmung über die Aufstellung einer gemeinsamen Armee und eines zentralen Oberkommandos zum frühestmöglichen Zeitraum. Der NATO-Rat war sich darüber einig, daß Deutschland in die Lage versetzt werden muß, einen Beitrag zur Verteidigung Westeuropas zu leisten.»

Damit klappt der Mann seinen Block zu, zieht den heruntergerutschten Binder hoch und kehrt in den Jagdsaal zurück. Hier tippt er einem seiner Kollegen an den kleinen Schreibtischen flüchtig auf die Schulter. Der Stenograf nickt, schreibt den Satz zu Ende und steht auf, während der andere schon in der Bewegung des Niedersitzens zu schreiben beginnt. Nicht eine Silbe, die hier gesprochen wird, geht verloren.

General Albrecht steht. «Es kommt darauf an, folgende Maxime klar zu formulieren: Erstens, die Bundesrepublik und ihre künftigen Streitkräfte werden gleichberechtigt – und dieses ‹gleichberechtigt› möchte ich unterstrichen sehen! – in den Nordatlantikpakt integriert.»

«Mit dem Zusatz», fällt General Brandenburger ein, «Offiziere des Bundesheeres sind in den NATO-Stäben gleichberechtigt vertreten!»

«Zweitens», fährt General Albrecht fort. «Es wird eine Armee aufgestellt, die aus zwölf motorisierten Heeresdivisionen besteht. Diese werden mit starken Panzerkräften und Feuermitteln ausgestattet. Hinzu kommen – dazu wird Herr Kammgruber im einzelnen noch nähere Ausführungen machen – entsprechende taktische Luftstreitkräfte und Marineverbände. Zu diesem Komplex spricht nachher Admiral Fegesack. Zusätzlich werden nationale Verbände für den inneren Einsatz ins Leben gerufen.»

Die Hände auf dem Rücken, geht Detjen durch den Damensalon, lächelt mal hier, mal da jemandem aufmunternd zu und kommt sich recht überflüssig vor. Er ist nach außen hin der Mann, der die Aufsicht führt, sonst nichts. Dabei ist er aufs äußerste konzentriert. Ohne den Jagdsaal selbst zu betreten, erlebt er hier, gleichsam hinter den Kulissen, die Beratung in allen Phasen mit. Die wichtigsten Dinge versucht er sich einzuprägen

– Namen, Daten –, doch auf diese Weise vermag er nur einen knappen Extrakt zu ziehen. Dem Behalten nach einmaligem Hören sind Grenzen gesetzt, zumal, wenn das sieben Tage lang so weitergeht. Wenn er nur einen Weg fände, die Materialien der Konferenz selbst, das vollständige Protokoll . . .

Doch die Sicherungsmaßnahmen sind fast vollkommen. Original und Durchschläge des maschinengeschriebenen Textes verlassen in kurzen Zeitabständen, ordentlich sortiert und gebündelt, den Damensalon. Die Originale gehen für einen Augenblick ins Fotolabor und von dort aus, sobald sie abgelichtet sind, zum Zwecke der Überprüfung auf Hör- und Schreibfehler zur Redaktionskommission, die aus ehemaligen Stabsoffizieren gebildet wurde. An dieses Material ist nicht heranzukommen. Muß er nicht eigentlich schon froh sein, daß er überhaupt hier weilen und mithören kann? Werner Bredebusch ist nicht der Mann, sich so leicht zufriedenzugeben.

Wieder kehrt ein Stenograf aus dem Jagdsaal zurück. Die Herren leisten Schwerarbeit. Nun zieht schon jeder, der ins Schreibzimmer kommt, das Sakko aus und öffnet den Hemdkragen.

«Drittens», diktiert er. «Für den Aufbau, die Ausbildung und die operative wie innerere Führung der Armee wird ein zentralisierter Führungsstab gebildet. Absatz. Zwischenruf General Mehlmann: ‹OKW, nur etwas modifiziert›. Ausruf. Klammer. Heiterkeit. Klammer. Absatz. General Albrecht fährt fort: Viertens. Zur Bewaffnung. Die Streitkräfte werden zunächst mit moderner amerikanischer Bewaffnung und Ausrüstung versehen . . .»

Dicht neben ihm liest jetzt ein weiterer Stenograf aus seinem Block. «Die Kriegserfahrung des deutschen Generalstabes wird in größtmöglichem Maße bei der Festlegung der Militärdoktrin und der Ausbildungsrichtlinien des NATO-Kommandobereiches Europa berücksichtigt.»

Ohne Unterbrechung, pausenlos . . . Nun sehen auch die Damen, die morgens so taufrisch und gutgelaunt wirkten, bereits erschöpft und abgekämpft aus. Immer häufiger trocknen

sie sich mit Taschentüchern die Handflächen ab und greifen immer öfter zum Kölnischwasser-Fläschchen. Detjen läßt für alle Mokka und Fruchtsäfte bringen und erhöht damit sein Ansehen ganz beträchtlich. Die Geste zeigt, daß der Chef weiß, was Arbeit ist.

Als er dem Fotografen selbst einen Mokka hinüberbringt, fliegt ihm beinahe eine Filmkapsel an den Kopf. Der Mann hat die Angewohnheit, die Aluminiumhülsen, wenn er sie geleert hat, einfach über die Schulter zu werfen. Er entschuldigt sich sofort.

Detjen stören die überall im Raum gelandeten Kapseln. Er sammelt sie ein und legt sie auf einen Haufen. «Ich war schon immer ein ordentlicher Mensch.»

Der Schlaks schaut nicht von seiner Arbeit auf, legt ein beschriebenes Blatt nach dem anderen zwischen die vier Spinnenbeine des Reprogestells der Mikrokamera, spannt den Verschluß der «Minox»-Kleinstkamera, belichtet und beginnt von vorn. «Als Offizier bleibt Ihnen wohl nichts anderes übrig», erwidert er teilnahmsvoll. «Ich bin zum Glück bloß Zivilist.»

Achim lächelt. Er sieht dem langen Fotografen eine ganze Weile zu. Sein Handwerk beherrscht der Mann.

Der Tag vergeht wie im Fluge. Ehe sich Detjen dessen versieht, kehrt in den Damensalon Ruhe ein, sind die Maschinen ordentlich zugedeckt und berichten nur noch die überfließenden Ascher von des Tages Mühen. Auf einmal ist außer ihm bloß der Fotograf da und zieht den Kittel aus, während drei Fremde die ihnen übergebenen Mikrofilme nachzählen und dann den Empfang schriftlich quittieren. Nur einer der drei arbeitet; die beiden anderen sind groß gewachsen und einfach da. Achim denkt mit einem Anflug von Ironie, daß er offensichtlich hier auf dem Wasserschloß alle Arten und Schnittmöglichkeiten von Ledermänteln kennenlernen soll.

«In Ordnung!» sagt der Aktive und schiebt die Schachtel mit den Mikrofilmen in eine lederbezogene Stahlkassette, die trotz ihrer komplizierten Schlösser äußerlich einem Attaché-Köffer-

chen gleicht. An ihren Griff wurde eine Handschelle angeschweißt, und die rastet nun am Handgelenk eines der Muskelmänner ein.

Krösing erscheint gerade im Türrahmen, und da er das Ritterkreuz am Halse hat, hält es der Aktive für ratsam, eine Meldung zu machen.

«Polizeikommissar Debler», stellt er sich vor. «Kurierdienst des Bundeskanzleramtes. Mit zwei Mann zur Abholung des Materials...»

Der Oberst gibt den Ausgang frei. «Na, dann gute Fahrt an den Rhein!» bemerkt er jovial. Als die drei verschwunden sind, grinst er Achim an. «Und morgen früh können sie sich in Bonn am Lesegerät in aller Ruhe einen Überblick über den ersten Tag verschaffen.»

Der Fotograf folgt den Kurieren auf dem Fuße, eine Baskenmütze keck aufs Ohr gesetzt, durch und durch eine Künstlernatur.

«Räumen Sie Ihr Kohlepapier zusammen, und dann melden Sie sich bei mir, Detjen! Wir wollen mal sehen, wie feucht so'n Wasserschloß ist!» Der Oberst nickt Achim zu und läßt ihn allein im Raum zurück.

Er geht von einem Drahtkorb zum anderen und sammelt das Kohlepapier ein, Stoß auf Stoß. Es wird ein erheblicher Berg. Plötzlich unterbricht er diese Tätigkeit, überzeugt sich mit raschem Rundblick, daß er unbeobachtet ist, und hält eines der «Carbon papers» gegen 's Licht. Da jeder Bogen nur einmal verwendet wurde, ist die Schrift deutlich lesbar, beinahe überdeutlich. Ganz gleichmäßig sieht sie aus – elektrische Schreibmaschinen schlagen stets mit demselben einmal eingestellten Druck auf. Ein Satz Kohlepapier ist ebensoviel wert wie das Original...

Er nimmt die zusammengelegten Stöße noch einmal auseinander und sortiert sich ein vollständiges Protokoll dieses Tages heraus. Er wiegt es bedenklich auf der Hand. Erstens ist es sehr umfangreich, und zweitens... Achim rollt das «schwarze Protokoll» und schiebt es unter die Jacke. Das restliche Kohlepa-

pier gibt er in einen großen Papierkorb und trägt es in die Heizung hinunter. Der Mann, der dort arbeitet, denkt nicht daran, etwa nachzuzählen, wie das Achim für möglich gehalten hat. Man muß ja auf alles gefaßt sein, und notfalls hätte er das «schwarze Protokoll» noch in den Papierkorb hineingeschmuggelt.

Der Graukopf greift wahllos unterschiedlich große Mengen aus dem Korb und wirft sie gleichmütig in den glühenden Schlund des Heizungskessels. «Da gehen sie hin!» meditiert er in einer Weise, die Detjen plötzlich an die Totengräber im «Hamlet» denken läßt und die ihn fasziniert. «Einerlei, ob das, was damit geschrieben wurde, klug oder dumm war, gut oder böse – das ganze Zeug ersetzt nicht einen einzigen Eimer Kohlen.»

Ein müder alter Mann ... Achim wünscht ihm freundlich eine angenehme Nacht und geht die Treppen hinauf. Ganz leise knistert unter seinem Sakko das «schwarze Protokoll». «Bubo bubo», wie Personal und Gäste des Hotels den Ornithologen unter sich mit gutmütigem Spott nennen, ist tief betrübt. Im verdunkelten Hotelzimmer hat er seine Blitzaufnahmen entwickelt und feststellen müssen, daß die Ausbeute gleich Null ist. Er hatte sich auf Verdacht in der Nähe von Gewöllfundstellen mit seiner Kamera auf die Lauer gelegt, unterhalb der am Tage erkundeten Stammplätze des scheuen Nachtvogels. Er sah auch einen Uhu fliegen, aber ... Am Abendbrottisch gestand «Bubo bubo» Winnie Winkelmann verschämt, daß er sich zum erstenmal mit Nachtaufnahmen versuchte. Daß so wenig dabei herauskommen würde ...! Winnie, der der Mann sympathisch ist, ließ sich dazu hinreißen, ihm einen Vortrag über die Besonderheiten moderner Tierfotografie im allgemeinen und nächtlicher Flugaufnahmen im besonderen zu halten, und im Ergebnis dessen konnte sie sich buchstäblich erst in letzter Minute losreißen und eben noch vereinbarungsgemäß auf der Bank der Uferpromenade erscheinen.

Aber kein Achim Detjen findet sich ein. Die Eiche bleibt still. Nur die Blätter flüstern im leichten Abendwind, und zu Winnies

Füßen plätschert der See. Zu anderer Zeit und unter anderen Umständen würde das beruhigend wirken, heute macht es die Fotografin nervös. Die Sterne ziehen auf, auf dem Wasser fahren die Barkassen in der gleichen Weise wie am Vortag, und drüben im Schloß erlöschen nach und nach die Lichter in den Fenstern. Längst ist dort der Arbeitstag beendet.

Sie steht endlich auf, geht um die Eiche herum und ein paar Schritte auf und ab. Winnie bleibt allein. Hinter dem Schloß steigt der Mond hoch und übergießt das alte Gemäuer, den See und das Ufer mit fahlem Licht. Jetzt ist das Schloß ein schwarzer Scherenschnitt, von dem nur die Dächer seltsam leuchten. Drohend und böse sieht es aus, eine Räuberburg aus Grimmschen Märchen. Je länger sie hinüberschaut, desto mehr erliegt sie der optischen Täuschung, daß sich Insel und Schloß auf dem silbrig glänzenden Wasser hin- und herbewegen. Da wischt sich Winnie über die Augen, schaut auf die Uhr und geht. Sie biegt vor dem «Seeblick» zum Parkplatz ab und startet ihre «Isetta».

Bis zur nächsten Kleinstadt sind es zwanzig Kilometer. Vor der ersten Telefonzelle hält sie, geht hin und wählt die Nummer des dem «Seeblick» benachbarten Hotels «Schloßfreiheit». In beiden Häusern wohnen technische Mitarbeiter der Beratung.

«Schloßfreiheit, Empfang. Guten Abend», meldet sich eine Männerstimme.

Winnie legt den Autohandschuh leicht über die Sprechmuschel, um ihrer Stimme einen anderen Klang zu geben. Betont «dienstlich» sagt sie: «Guten Abend. Bundeskanzleramt. Zentrale. Bitte, verbinden Sie sofort mit Herrn Achim Detjen. Dora – Emil – Theodor – Jonathan – Emil – Nordpol. Detjen ...»

Die Stimme am anderen Ende, ohnehin freundlich, wird jetzt unterwürfig. «Herr Detjen?» wiederholt sie. «Da muß ich Sie leider enttäuschen. Herr Detjen wohnt nicht mehr in unserem Haus.»

Winnie schluckt. Mit einemmal wird ihr siedend heiß, doch ihre Stimme bleibt unverändert, als sie erstaunt zurückfragt: «Das kann nicht sein! Hier auf meiner Liste ...»

«Verstehen Sie mich? Herr Detjen ist heute nachmittag ausgezogen!» Er spricht betont deutlich; die verdeckte Muschel mag ihn glauben machen, die Leitung aus Bonn sei recht störanfällig.

«Und über welchen Anschluß ist er jetzt zu erreichen, bitte?» Immer noch ganz geschäftsmäßig, wenn es auch Mühe kostet...

Die Männerstimme antwortet: «Herr Detjen selbst war gar nicht mehr hier. Zwei Herren haben sein Gepäck geholt und bedauerlicherweise eine neue Anschrift nicht hinterlassen.»

«Danke. Ende», kann sie nur erwidern und abhängen. Sehr eilig verläßt sie die Telefonzelle und jagt die «Isetta» in die nächsten Querstraßen hinein. «Zwei Herren...», das klingt nicht gut. Einer allein wäre unverfänglich gewesen, aber zwei... Da muß man immer gleich daran denken, daß Polizeiaktionen laut Vorschrift von mindestens zwei Beamten durchgeführt werden sollen. Und nun ihr Anruf... Wenn etwas war, hat man sofort festgestellt, woher der Anruf wirklich kam. Nein! denkt sie. Das Telefonat ist zu kurz gewesen. Sie haben es nicht geschafft. Also Rückfrage beim Bundeskanzleramt. Verstärkter Verdacht...

Ganz plötzlich tritt sie auf die Bremse, schaltet Motor und Scheinwerfer aus und zündet sich eine Zigarette an. Bloß nicht verrückt machen lassen! Das ist doch sonst nicht ihre Art! Freilich, dies hier stellt ihren bisher größten Einsatz dar, und da sind die Nerven ein bißchen empfindlich. Es kann tausend harmlose Erklärungen dafür geben, daß Detjens Gepäck abgeholt wurde und daß es zwei Männer waren – vielleicht hat da einer einfach seinen Kraftfahrer mitgenommen, damit der die Koffer trage... Es gibt keinen Grund zu der Annahme, daß Achim irgendwie in Gefahr geriet. Immerhin wird sie diese Merkwürdigkeit überprüfen.

Es ist kurz vor Mitternacht, als die «Isetta» wieder auf dem Parkplatz steht, in der alten Lücke. Jetzt hat sie zu ihrer Rechten einen VW und zu ihrer Linken den Messerschmitt-Kabinenroller von «Bubo bubo». Winnie geht ohne Hast in ihr

Zimmer hinauf und blickt zum Schloß hinüber. Fast alle Lichter sind erloschen, auf dem See ziehen unermüdlich die Barkassen des Wasserschutzpolizeikommandos Rhein ihre Runden. Sie scheinen sich eine Jagd zu liefern, bei der sie sich niemals einholen werden. In unregelmäßigen Abständen tasten ihre Suchscheinwerfer über die Wasserfläche und den Schilfgürtel des Ufers. Im Bauwagen an der Brücke brennt Licht, aber das ist seit Tagen so und kein Anzeichen einer verstärkten Wachsamkeit.

Winnie Winkelmann rückt den kleinen Tisch an das Fenster und stellt die Nachttischlampe darauf. Über deren Schirm legt sie einen violetten Seidenschal. Drei Minuten vor zwölf schaltet sie die Zimmerbeleutung aus und die Nachttischlampe an. Das violette Fenster muß weithin wahrzunehmen sein.

Er liegt im Bett, die Hände unter dem Kopf verschränkt, ist hundemüde und kann doch nicht einschlafen. Noch einmal ziehen die Bilder des vergangenen Tages an Achim Detjens geistigem Auge vorüber. Er ist aufgewühlt – das Erlebnis des Konferenzbeginns mit dem „Feldgottesdienst" in der Schloßkapelle, war das nicht, als fange das Rad der Geschichte aller Vernunft und aller Logik zum Trotz an, sich rückwärts zu drehen? Blickte er nicht in Gesichter, die wie aus geschlossen geglaubten Grüften emporgestiegen wirkten, gespenstisch unwirklich und gefährlich zugleich? Das Ganze noch einmal, das Ganze von vorn? Die Wunden des großen Krieges wieder aufreißen, kaum daß sie zu heilen beginnen ...

Nun denkt er an Winnie Winkelmann. Sie wird jetzt besorgt sein und nach einer Erklärung für sein Fernbleiben suchen. Wie sollte sie ahnen, daß es für alles eine simple Erklärung gibt? Als er sich nach Abschluß der Tagesarbeit befehlsgemäß bei Krösing meldete, erklärte der ihm mit einer Miene, als erfülle er dem Adjutanten dessen Herzenswunsch, er habe Möglichkeiten gefunden, ihm den Weg hinüber zur «Schloßfreiheit» zu ersparen. Unvorhergesehenerweise sei ein Zimmerchen im Schloß frei, und da habe Krösing natürlich sofort an ihn gedacht

und auch bereits sein Gepäck holen lassen. Ihm, Achim, blieb weiter nichts übrig, als sich überschwenglich zu bedanken. Leider war damit auch der Vorwand für einen Treff mit Winnie dahin; es gab nun keinen Grund mehr, die Insel zu verlassen. Sie können sich erst wieder begegnen, wenn die Beratung beendet ist . . .

Wie schnell ist ein Woche vorüber! Für Achim Detjen besteht sie aus den monotonen Diktaten der Stenografen und dem gleichmäßigen Rattern und Klingeln der elektrischen Schreibmaschinen. Sie ist angefüllt auch mit dem Zusammensuchen der Filmkapseln, die der Reprofotograf nach wie vor über die Schulter wirft, mit dem Verbrennen der Kohlebogen in der Heizung und der allabendlichen Abfertigung der Kuriere aus der Bundeshauptstadt. Abend für Abend wiederholt sich die Konfiszierung des «schwarzen Protokolls», das in seinem Versteck beängstigenden Umfang annimmt. Unmöglich, es so aus dem Schloß zu bringen! Ob er es einfach hierläßt und abholt, wenn alles vorüber ist – als harmloser Besucher inmitten einer Touristengruppe?

Diesen Gedanken verwirft er. Wer weiß, wie gründlich hier Nachlese gehalten wird, wenn das «Halali» verklungen ist? Würde dann das «schwarze Protokoll» gefunden – als erster wäre der verdächtig, dem die Vernichtung oblag! Ganz sicher würde man ihm gegenüber kein Wort über den Fund verlieren, aber man hätte ihn, Detjen, Tag und Nacht im Auge, um zu registrieren, wen er kennt und mit wem er sich trifft. Man würde ihn «auflaufen» lassen und mit ihm Winnie und jene Genossen, die wie er mit ihr zusammenarbeiten. Wie sagte doch Gerd von Wieseneck an anderer Stelle? «Saubere Arbeit! Ich schmeichle nicht. Ich verstehe etwas davon . . .» Nein, wenn er den Tagungsort verläßt, darf es kein «schwarzes Protokoll» mehr geben!

Morgen vormittag arbeiten sie hier zum letzten Male – die Stenografen, die mehrfach von Kommissar Heintzes Mitarbeiterinnen visitierten Schreibkräfte und der Fotograf. Heute nacht muß es geschehen!

Scheinbar ziellos bummelt er nach getaner Arbeit durch die Räumlichkeiten. Es ist an diesem Abend lauter im Schloß als gewöhnlich. Die Creme der Beratung tafelt im vornehmen Speisesaal – der gräfliche Finkensteinsche Forstmeister hat eigens zu diesem Behufe mit eigenem Drilling ein Wildschwein erlegt und persönlich die fachgerechte Zubereitung der Bache überwacht. Zu dem köstlichen Fleisch mit frischem Landbrot wird Burgunder aus dem gräflichen Keller gereicht. Man hat dem Schloßherrn die Ehre erwiesen, ihn zur Tafel zu ziehen, und nun betrachtet es der Graf, der es in der zweiten Schwadron des SS-Reiterregiments Zech-Nenntwich lediglich bis zum Oberfähnrich brachte, als einen der Höhepunkte seines Lebens, unter lauter Generalen zu speisen.

Die Tür des kleinen Speisesaals steht offen, als Achim vorübergeht; er riskiert einen kurzen Blick in den Raum mit den in den wuchtigen Formen des Barock gehaltenen Wandgemälden, die Szenen aus der klassischen Mythologie darstellen. Die schweren, vergoldeten Sitzmöbel riechen nach altem spanischem Hofzeremoniell. Ordonnanzen sind um die Tafelrunde bemüht.

Unangefochten erreicht Detjen den Musiksalon. Zum Glück scheint Major Greiner der einzige Musikliebhaber unter den «Zugereisten» gewesen zu sein – der herrliche Bechsteinflügel steht verloren im dunklen Raum. Einfallendes unsichers Mondlicht gibt den Bronzebüsten berühmter Komponisten merkwürdiges Leben.

Die verborgene Tür zum Geheimgang ist für den Wissenden durch ein dort hängendes Gemälde markiert. Das Bildnis einer sehr schönen Frau mit tiefem Dekolleté und kühlen grauen Augen, «Katharina M.» bezeichnet. Die Schloßgeschichte weiß, daß es sich um eine Primadonna des einstigen Hoftheaters handelt, die das Wohlwollen eines Finkensteiners für lange Zeit auf sich zu ziehen wußte.

«Gestatten, Madame», murmelt Achim und schiebt die Dame ein wenig beiseite, um auf die Feder der Tür drücken zu können. Die öffnet sich lautlos und geht hinter dem Manne

ebenso lautlos wieder zu. Gleich ist auch die Feder verdeckt. Der untere Teil des Rahmens zum Bilde der blondgelockten Sängerin besitzt eine Bleieinlage, die es in die Senkrechte zwingt.

Mit der Taschenlampe geht Detjen nach oben. Wie ausgetreten die Sandsteinstufen sind... Achim schmunzelt. Die Schloßchronik weiß, «Katharina M.» habe häufig im Musiksalon gesungen, von «unserem allergnädigsten Herrn» persönlich «accompagnieret».

Er hält den Atem an, als er den Eckschrank behutsam öffnet, erst nur einen winzigen Spalt. Lange horcht er in den Jagdsaal hinein, ehe er den Kopf vorzuschieben wagt. Es ist totenstill. Die Adjutantur hat ihre Arbeit beendet, die geleerten Fruchtsaft- und Selterswasserflaschen sind durch neue ersetzt – die Herren wünschten kalte Getränke ausschließlich in Zimmertemperatur – und kopfgestellte frische Gläser aufgebaut. Die Ascher sind sauber, zurückgelassene Schreibmappen wie mit dem Lineal ausgerichtet. Auch die Stuhlreihen stehen in Front.

Achim schaltet die Taschenlampe aus. Der Jagdsaal hat nach drei Seiten Fenster, und das einfallende Mondlicht ist hell. Er stellt einen Stuhl in die Geheimtür, damit sie nicht zufällt. Dann geht er schnell auf den großen präparierten Eberkopf mit den furchtbaren Hauern zu. So massig und schwer er wirkt – er ist natürlich hohl, und in seinem Inneren befindet sich das «schwarze Protokoll». Konnte es besser versteckt sein als gleichsam unter den Augen der Konferenzteilnehmer?

Auf halbem Wege dreht Detjen um. Ein Schlüssel dreht, und Achim hat kaum den Geheimgang wieder erreicht, wobei ihm nichts übrig bleibt, als den Stuhl mit hinein zu nehmen, da betreten von Wieseneck und Heintze den Saal. Für einen Augenblick flammt die volle Beleuchtung auf.

«Nichts!» bemerkt der Abwehroffizier.

«Natürlich nicht!» Das ist der rheinländische Dialekt des Kommissars. «Ich halte diese Nachtkontrollen sowieso für ausgemachten Blödsinn. Das Schloß ist so gut gesichert...»

«Davon, mein Bester, verstehe ich vielleicht mehr als Sie.»

Schritte gehen um den Tisch herum, das Licht erlischt, die Tür fällt ins Schloß, der Schlüssel dreht. Und wieder Stille.

Detjen nimmt das «schwarze Protokoll» an sich, tätschelt dem Eber dankbar die Schnauze und läuft auf leisen Sohlen zur Tür. Als er ihr einfaches altes Schloß mit einem Sperrhaken öffnet, hört er die Schritte von Wiesenecks und Heintzes auf der Treppe nach unten hallen. Für die nächsten zwei Stunden gehört das Stockwerk ihm allein. Durch den Korridor mit den Rüstungen erreicht er das Schreibzimmer und durch dieses das Fotolabor. Zur Vorsicht schließt er sich mittels des Sperrhakens ein, ehe er Licht macht. Achim hat dem Fotografen so oft bei der Arbeit zugesehen, daß er nun hantieren kann, als wäre er hier zu Hause.

Das Reprogestell steht. Detjen bestückt die «Minox» mit einer Kassette, schaltet die Lampen ein und lichtet das «schwarze Protokoll» Seite für Seite ab. Der gleichmäßige, schnelle Fluß der Arbeit wird nur unterbrochen, wenn der Kundschafter eine neue Kassette aus der Kiste nehmen und sie in die Kleinstkamera einführen muß.

Auf demselben Wege, auf dem er kam, verläßt Detjen das Atelier wieder – durchs Schreibzimmer, durch den Korridor mit den im Mondlicht gleißenden Rüstungen, durch den Jagdsaal und durch den Geheimgang. Als er am kleinen Speisesaal vorüberkommt, ist es hier still; die Herren haben sich schon zur Ruhe begeben. Ohne eine Begegnung erreicht Achim sein Zimmer. Er wird morgen sehr früh der Heizung einen Besuch abstatten und dabei das «schwarze Protokoll» unbeobachtet den Flammen übergeben. Bis dahin liegt es unter der Matratze.

Eine gute Stunde arbeitet Detjen noch daran, in völliger Dunkelheit die belichteten Filme aus den platzraubenden Kassetten zu nehmen und fest in Stanniolpapier zu wickeln, das er zusätzlich mit Heftpflaster verklebt, ehe er sich schlafen legen kann.

In derselben Reihenfolge, in der sie in den Innenhof einfuhren, und mit derselben Motorradeskorte haben die schwarzen Mer-

cedes-Limousinen das Schloß verlassen. Krösing ließ es sich nicht nehmen, den «alten Kameraden» aus Argentinien, General Albrecht, zum Wagen zu geleiten.

«Sind Sie zufrieden?» hörte ihn Achim fragen und den General antworten: «Meine kühnsten Hoffnungen sind übertroffen worden. Ich glaube, mein lieber Krösing, wir können der Zukunft mehr als gelassen entgegensehen. Wir sind wieder da! In diesem Sinne . . .»

Und nun klappt zum erstenmal etwas nicht. Die Wagen, die das «Fußvolk» der Konferenz abholen sollen, lassen auf sich warten. Schreibkräfte, Stenografen und der Fotograf sind bereits fort – die Stenografen hatten ausnahmslos eigene neue Wagen drüben bei den Hotels stehen und nahmen die Damen bereitwillig mit–, und lediglich die Sicherheitsbeamten und ein paar Leute aus der Adjutantur stehen verloren mit ihren Köfferchen herum, beobachten gelangweilt den Flug der weißen Pfautauben und harren mit militärischer Gelassenheit des Kommenden. Nur der Chef der «Nachhut», Oberst Krösing, brüllt herum und hängt am Telefon. Für seinen Fahrer kündigen sich ungute Stunden an.

Kommissar Heintze – gähnend und froh, daß die nächtlichen Kontrollgänge nun vorüber sind – bleibt einen Augenblick neben Detjen stehen und feixt ihn an. «Haben Sie sich den Hals gewaschen, mein Lieber?»

«Warum? Die Gesichtskontrollen sind doch vorbei.»

Heintze seufzt. «Eben nicht! Aber sagen Sie von Wieseneck nicht, daß ich 's Ihnen verraten habe! Er ist so stolz auf seinen Einfall, zum Schluß bei uns allen eine Leibesvisitation machen zu lassen. Wenn das ein Jux sein soll – der Mann hat eine seltsame Auffassung von Witz, finden Sie nicht?»

«Unglaublich komisch!» sagt Achim und schüttelt den Kopf. In Wahrheit bricht ihm der Schweiß aus. Er glaubte, alle Hürden genommen zu haben. Jetzt umschließt seine Hand in der Tasche krampfhaft eine Streichholzschachtel, die vollgestopft ist mit heftpflasterverklebten Stanniolröllchen. Das «schwarze Protokoll» auf Zelluliod... Nie und nimmer übersteht er die

Leibesvisitation! Er muß die Schachtel loswerden, koste es, was es wolle! Er muß sie hier im Hof loswerden, denn wenn er ins Haus geht, kann ihn von Wieseneck als ersten zu fassen kriegen, und dann ... Im Hof findet er, offenbar ziellos umhergehend, kein Versteck, keine verborgene Mauerritze, keinen Spalt hinter dem steinernen Wappen.

«Ist Ihnen nicht gut?» erkundigt sich einer der Adjutanten teilnahmsvoll. «Sie sehen so blaß aus ...»

«'n bißchen überarbeitet, das ist alles», murmelt Detjen. Er stellt sein Köfferchen auf den Brunnenrand. Wenn man ihn aufruft, wird er das Gepäck nehmen und dabei die Streichholzschachtel in die Tiefe fallen lassen. Aus und vorbei, dann muß es eben doch mit mündlicher Berichterstattung gehen. Aber wieviel wird da verloren sein! Schade, daß Krösings adliger Schwiegersohn in spe wirklich etwas von seinem Handwerk versteht! Von dieser Seite hat er nicht die geringste Gefahr erwartet.

Im Torbogen erscheint die marineblaue Uniform des Kommandeurs der beiden Wasserschutzpolizeiboote. «Unsere Boote sind verladen», verkündet er fröhlich. «Wir rücken ab. Wollte mich nur verabschieden!»

Heintze schüttelt ihm die Hand. «Bleiben Sie'n anständiger Mensch – obwohl Sie bei der Polizei sind!» scherzt er.

Der Leutnant tritt auch zu Achim, der allein am Brunnen steht. «Bis zum nächstenmal, Kamerad Detjen», sagt er laut und fügt schnell und leise hinzu: «Ich soll Ihnen Grüße aus Frankfurt bestellen. Die Paulskirche wird renoviert.» Eine Zigarette herausnehmend, fährt er laut fort: «Haben sie mal Feuer?»

Achim ist jäh von einer Zentnerlast befreit. «Das Goethehaus wäre wichtiger», krächzt er und erwidert lauter mit Anstrengung: «Aber gern!» Das Streichholz bricht ab. Da gibt Detjen dem Offizier die ganze Schachtel. «Nehmen Sie selbst! Auch für unterwegs!»

Sie schütteln sich die Hände und trennen sich. Eine ganze Weile später, als jenseits der Brücke die Tieflader mit den Poli-

zeibarkassen schon unterwegs sind, erscheint im Innenhof von Wieseneck und bittet die Zurückgebliebenen zur Leibesvisitation in die Schloßküche. «Wer macht den Anfang?»
« Ich habe mich schon immer gern vorgedrängelt», erwidert Achim Detjen, nimmt sein Köfferchen und geht lachend auf den Mann der Organisation Gehlen zu.

19

Am 11. August 1951 wölbt sich ein strahlend blauer Sommerhimmel über der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, die gerade in diesen Tagen Gastgeber der III. Weltfestspiele der Jugend und Studenten ist. Überall sind die Staßen erfüllt von pulsendem jungem Leben im Zeichen der Freundschaft und Solidarität, die Plätze voller Stimmengewirr in allen Sprachen der Welt, und neben dem Blau der FDJ-Hemden und -Blusen prangen farbenfrohe Nationaltrachten aus Afrika, Asien und Mittelamerika. Die Jugend der Welt bekennt sich zum Frieden.

Es ist schwer, mit einem Wagen durch die verstopften Straßen zu kommen – selbst wenn man eine Sondergenehmigung und ein «Presse»-Schild hinter der Windschutzscheibe hat. Die Fahrt zum Thälmannplatz ganz in der Nähe des Brandenburger Tors kostet heute mehr Zeit als gewöhnlich. Die in- und ausländischen Korrespondenten, die einer Einladung des Nationalrats der Nationalen Front zu einer Pressekonferenz Folge leisten, erreichen den Steinsaal fast ausnahmslos erst, als das Präsidium bereits die Plätze einnimmt, als die Filmkameras zu surren anfangen und die Radioreporter sich zu ihren Mikrofonen beugen. Über die Sendetürme des Deutschen Demokratischen Rundfunks geht, was hier gesprochen wird, direkt hinaus in alle Welt.

Noch beschreiben die Rundfunkkorrespondenten das internationale Bild im Saal, nennen die Namen der Zeitungen, der

Nachrichtenagenturen und Radiostationen von Weltgeltung, die hier vertreten sind, bis die Senderegie umschalten läßt zu den Mikrofonen vorn beim Präsidium.

Eine ruhige, selbstbewußte Stimme.

«Meine Damen und Herren! Der Nationalrat der Nationalen Front des demokratischen Deutschland übergibt dem deutschen Volk und allen friedliebenden Völkern heute ein Weißbuch über die amerikanisch-englische Interventionspolitik in Westdeutschland und das Wiedererstehen des deutschen Imperialismus, weil die Regierungen der USA, Englands und Frankreichs beabsichtigen, im Herbst dieses Jahres die Wiederherstellung der deutschen Wehrmacht offen zu verfügen. Die westdeutsche Separatregierung ist bereits dazu übergegangen, alle organisatorischen, politischen und wirtschaftlichen Vorbereitungen für die Errichtung der Wehrmacht zu treffen. Die in diesem Weißbuch enthaltenen Tatsachen beweisen, daß in Westdeutschland nicht etwa nur Polizeiformationen geschaffen werden, sondern daß der wiedererstehende deutsche Imperialismus sich die neue Angriffsarmee schafft, mit der er sich unter der Führung der USA die Vormachtstellung in Europa erobern will. Unter dem Vorwand der ‹Vereinigung Europas› sucht der deutsche Imperialismus seine Vorherrschaft über die europäischen Marshallplan-Staaten herzustellen und den Überfall auf die Sowjetunion, die volksdemokratischen Staaten und die Deutsche Demokratische Republik vorzubereiten . . .»

Es ist eine lange Pressekonferenz. Es gibt Fragen zu den im einzelnen dargelegten Enthüllungen des Weißbuchs, die ausführlich beantwortet werden. Manche Korrespondenten aus Übersee und der Bundesrepublik sind verwirrt von der Exaktheit der Angaben über militärische Geheimpläne, über das Wirken der «Argentinier», über das Zusammenwirken von Industriellen und Militärs. Ja, zum Teufel, diese DDR kennt Einzelheiten über die künftige Bundeswehr eher als die Bonner Presse, sie ist in allen Punkten bestens informiert, blättert Zusammenhänge auf und zitiert Schlüsselfiguren, als wäre sie bei deren Besprechungen dabeigewesen!

Auch außerhalb der Deutschen Demokratischen Republik findet die Radioübertragung aufmerksame Zuhörer.

Da ist in Köln ein Leutnant vom Wasserschutzpolizeikommando Rhein in seiner Wohnung dicht an den Rundfunkempfänger gerückt und hat ein kleines, zufriedenes Lächeln beim Zuhören.

Da arbeitet in Frankfurt (Main) die Inhaberin eines kleinen Fotoateliers in ihrem Labor, und während sie automatisch Amateuraufnahmen von Tante Minchen, dem kleinen Hund und Onkel Oskar vergrößert, klingt aus dem Kofferradio die Sendung aus dem Berliner Steinsaal. Sie verzieht keine Miene, aber sie denkt: Gute Arbeit...

Achim Detjen hat nicht die Möglichkeit, die Übertragung zu hören. Gemeinsam mit Oberst Krösing geht er soeben durch das Portal der Ermekeil-Kaserne, die nun nicht mehr von einer Wach- und Schließgesellschaft, sondern von Polizei bewacht wird. Draußen steht der Dienstwagen Gerd von Wiesenecks, der den Schwiegervater und dessen «rechte Hand» zu einer Familienfeier abholen will. Es gehört zum Beruf des Abwehrmannes, «Feindsender» zu kontrollieren, und so ist die Welle des Autoradios auf den Deutschlandsender eingestellt. Pressekonferenz in Berlin...

«Es ist nicht zu fassen», sagt von Wieseneck sofort, als die beiden zusteigen. «Der Osten weiß alles...»

Er ist richtig deprimiert. Seine Bestürzung teilt sich dem Oberst mit.

Achim Detjen schüttelt verständnislos den Kopf. «Wie die das bloß machen...»

Der vierte und letzte Band aus der Reihe „Das unsichtbare Visier“ von Otto Bonhoff und Herbert Schauer erscheint 1980 unter dem Titel „Sieben Augen hat der Pfau“.

Nachstehend eine Leseprobe:
Genau zwei Minuten nach acht Uhr klingelt das Telefon auf Detjens Schreibtisch. Achim nimmt den Hörer ab und steht auf, wie sich's schickt, wenn man mit einem Vorgesetzten spricht. Der Major erhält Anweisung, aus Brinkmanns Arbeitszimmer eine Akte mit der Nummer 134/5/61 zu entnehmen und sie umgehend dem Anrufer zu überbringen. Die Akte befinde sich im Panzerschrank; die Sicherheitsabteilung sei angewiesen, Detjen den Schlüssel auszuhändigen. Nach Entnahme habe der Major Panzerschrank und Arbeitszimmer zu verschließen und die Schlüssel mitsamt der Akte abzugeben. Kein Wort, weshalb und warum.

Achim geht zum Sicherheitsbüro, quittiert und kehrt mit dem Schlüssel zurück. Frau Marschner blickt ihn fragend an, doch er hebt nur die Schultern und verschwindet in Brinkmanns Raum. Panzerschrank auf; da liegt die Akte. Detjen kennt sie, sie ist auch über seinen Tisch gegangen. Im übrigen ist der Safe so gut wie leer; Brinkmann hatte ihn vor seinem Urlaub aufgeräumt. Die Dienstpistole des Obersten und eine Schachtel Munition haben ein ganzes Fach für sich allein. Achim nimmt die Mappe heraus, das ist das Werk von Sekunden, schließt den leeren Panzerschrank zu und wendet sich zurück zur Tür.

Da zögert er, beißt sich auf die Lippen und ist mit zwei, drei Schritten an Brinkmanns Schreibtisch. Er geht ein großes Risiko ein, das weiß er, aber die Gelegenheit ist so unglaublich günstig und verlockend. Hinzu kommt, daß alle Schreibtische im Referat aus derselben Produktionsserie stammen und übereinstimmende Schlösser besitzen. Es kostet keine Mühe, mit dem eigenen Schlüssel auch Brinkmanns Schreibtisch zu öffnen. Er macht nur die Schublade oben links auf. Dort liegt die private Schreibmappe des Obersten; er hat sie oft genug gesehen. Ehe er sie herausnimmt, wird er sich bewußt, daß er keine

Fingerabdrücke hinterlassen darf. Mit einem Papiertaschentuch behilft er sich.

Umschläge und Briefbogen mit gedruckter Anschrift. Vier verschiedenfarbige Kugelschreiber, ein Rechenschieber ... Die Seitenfächer. Fotos: Frau Brinkmann. Der Setter. Gruppenbild einer Klasse mit ihrem Lehrer. Der Sohn, die Ähnlichkeit ist unverkennbar. Mehrere Briefe. Belanglos, von fremder Hand. Einer, den Brinkmann geschrieben hat. Nur angefangen, nicht zu Ende geführt. Die Anrede lautet: „Mein Lieber!". Und dann steht da noch: „Als ich gestern wieder draußen war und vor dem Bild stand, habe ich meinem Herzen einen Stoß gegeben. Du hast zwar nie etwas gesagt, aber meinem weidmännischen Scharfblick ist trotzdem nicht entgangen, wie begeistert Du vor dem ‚Wildbrethändler' gestanden hast. Ich möchte Dir eine Freude machen. Die Kopie gehört Dir. Ich bin sicher, daß Du einen guten Platz dafür finden wirst und bei seiner Betrachtung manchmal an unsere gemeinsamen Pirschgänge denkst. Du hast einmal gesagt, daß das Bild seine volle Wirkung erst bei richtiger Beleuchtung erziele – nun, Du hast sicher ..." Mitten im Satz abgebrochen, als wäre Brinkmann an dieser Stelle gestört worden und habe den Brief einstweilen in die Mappe gegeben.

Achim zögert. Er ist schon versucht, den Brief an seinen Platz zurückzuschieben und zu vergessen. Wieder zögert er. In Sekundenbruchteilen ziehen die Vorgänge in der Jagdhütte noch einmal an ihm vorüber: die fieberhafte Suche der Beamten von „Bonn eins", der eigene Verdacht, es gehe um Brinkmanns Papiere ... Man hatte auch das Bild von der Wand genommen und dahinter gesehen. Mehr nicht. Gab es da vielleicht einen Hohlraum im Rahmen, ein Versteck zwischen Malgrund und Rückplatte? Aber das wäre doch diesen Profis nicht entgangen! Da kann nichts sein!

Trotzdem: Einer jähen Eingebung folgend, steckt Detjen den unvollendeten Brief ein. Der ist so merkwürdig abgefaßt; der mutet an, als wolle er den Empfänger mit der Nase auf etwas stoßen ...

Er kann sich hier nicht ewig aufhalten; er versetzt den Schreibtisch in seinen alten Zustand zurück und geht Akte und Schlüssel abgeben, wie befohlen.

Als er wieder an seinem Platz sitzt, läßt ihn der Brief nicht los. Je länger er darüber nachdenkt, desto merkwürdiger erscheinen ihm die Formulierungen. Besitzen sie nicht etwas Suggestives? Wollen sie nicht jemandem ein Interesse einreden, das der Betreffende gar nicht bekundet hat? Und warum legte Brinkmann so viel Wert auf die Betonung der Beleuchtung? Was könnte sie denn zu Tage fördern, was nicht auch bei gewöhnlichem Tageslicht zu sehen gewesen wäre? Ein helles, freundliches Bild ... Eine bloße Kopie noch dazu ... Malerische Besonderheiten kann der Oberst nicht im Auge gehabt haben. Was aber dann?

Auf der Toilette liest Achim die wenigen Zeilen noch einmal und prägt sie sich ein, so gut es geht. Dann zerreißt er den Bogen in winzige Fetzen und spült ihn weg. Für alle Fälle.

Die Zeiger der elektrischen Tischuhr stehen auf neun, als Frau Marschner den Major ins Vorzimmer bittet. Dabei gibt sie ihm mit tonlos bewegten Lippen zu verstehen, wer draußen ist. „Der MAD ...“

Von Wieseneck persönlich steht da, und mit ihm gekommen sind wiederum die Leute der Untersuchungsgruppe „Bonn eins“. Detjen baut sich auf und klappt die Hacken zusammen.

„Herr Major“, sagt der General sehr dienstlich, „kommen Sie mit. Sie werden für das Protokoll gebraucht.“

Einer der MAD-Leute hat die vorhin von Achim benutzten Schlüssel, öffnet Brinkmanns Zimmer und läßt dem General den Vortritt. Der lehnt sich mit dem Rücken ans Fenster, während die Spezialisten beginnen, den Raum zu durchsuchen. Detjen steht dabei und achtet darauf, nicht allzusehr im Wege zu sein. Abermals bemerkt er die außerordentliche Perfektion, mit der die Leute von „Bonn eins“ arbeiten, ein ineinandergreifendes Räderwerk, dem nichts entrinnt. Das ist so eingespielt, daß es keiner Verständigung zwischen den Männern bedarf. Jeder weiß, was er zu tun hat; jeder kennt seine Aufgabe, und jeder ist ein Meister seines Fachs.

Jetzt haben sie den Schreibtisch erreicht. Offensichtlich ist ihnen nicht bekannt, daß sich alle Schreibtische des Referats mit dem gleichen Schlüssel öffnen lassen; sie bedienen sich eines komplizierten Verstellschlüssels. Detjen verzieht keine Miene. Die Schublade oben links. Die Schreibmappe. Nach Fingerabdrücken sucht man nicht.

„Zuletzt waren Sie im Zimmer, Herr Major?" fragt Hauptmann Ebersbach sachlich.

„Vor einer Stunde etwa", bestätigt Achim im gleichen Tonfall. „Im Panzerschrank befand sich ..."

„Ich weiß. Danke", unterbricht ihn der Hauptmann.

Umschläge und Bogen mit aufgedruckter Adresse ... Fotos: Frau Brinkmann. Der Setter. Gruppenbild einer Klasse mit ihrem Lehrer. Mehrere Briefe von fremder Hand. Sie verschwinden in einer Plastiktüte. Dazu die obenauf liegenden Bogen und das Löschblatt.

„Laboruntersuchung", bestimmt Ebersbach wortkarg. „Durchgedrückte Schrift, Löschabdrücke – Sie wissen schon. Bitte, Herr Major, hat Herr Brinkmann oft Kugelschreiber benutzt?"

„Soviel mir bekannt ist, nur selten", stellt Achim richtig. „Ich glaube, er zog die gute alte Füllfeder vor."

Natürlich kann der Brief, den er verschwinden ließ, ganz oder zu Teilen in Spiegelschrift auf dem Löschblatt wiederzufinden sein. Für ihn erwächst daraus keine Gefahr; Briefe werden geschrieben, damit man sie abschickt.

Hauptmann Ebersbach geht hinaus und läßt sich von Frau Marschner die Tageskladde Brinkmanns geben, das Heft, in dem Empfang und Wiedergabe von Akten ebenso festgehalten werden wie Besprechungen, Dienstreisen und Besuche. Es steht auch darin, wo abwesende Mitarbeiter wann und wie zu erreichen sind.

„Geben Sie mal her!" sagt von Wieseneck. „Frau Marschner soll eine neue anlegen. Diese Kladde zu den Asservaten."

„Bonn eins" sucht weiter. Während er beobachtet, wie die Männer das machen, denkt Detjen an den heimlichen Besuch in

seiner Wohnung. Er ist versucht, ihn der Mannschaft hier anzulasten. Daß die allerdings die Haarsicherung an seinem Schreibtisch übersehen hat ...

Was sie zu finden gehofft hatten, entdecken Hauptmann Ebersbach und seine Männer in Brinkmanns Arbeitszimmer nicht. Achim bemerkt, daß der Leiter der Gruppe die Schultern hebt, als er zu von Wieseneck ans Fenster tritt. Gleich darauf zieht „Bonn eins“ ab. Im Vorgeigehen läßt Ebersbach Achim wissen, man werde ihn am Nachmittag das Durchsuchungsprotokoll zur Unterschrift vorlegen; es müsse ja alles seine Ordnung haben.

Der General bleibt. Mit einer lässigen Handbewegung fordert er Detjen auf, in einem der Sessel Platz zu nehmen. Dann stopft er betulich seine Pfeife und fragt wie nebenher und sehr freundlich: „Was haben Sie eigentlich zu verbergen, Detjen?“

„Vor Ihnen nichts, Herr General“, antwortet Achim wie aus der Pistole geschossen. Er bringt es sogar fertig zu lachen, als halte er die Frage für einen guten Witz. In Wahrheit überlegt er fieberhaft, was sein Gegenüber meinen könnte. Mit seinem anderen Ich hat es gewiß nicht zu tun – wäre man dem Kundschafter des Ministeriums für Staatssicherheit auf die Spur gekommen, würde das nicht unter vier Augen abgetan werden.

ISBN 3-327-00395-5